

Joan Bitterman

Rettet die Männer
Frauen machen kaputt

*Für Friedrich Maximilian,
der meine Arbeit mit seiner
Liebe begleitete*

Inhalt

Vorwort
9

Einführung
11

Viele Wege
führen in die Einsamkeit
17

Partnerschaft als Kompromiß
67

Aufarbeiten - aber wie?
167

Danksagung
221

Vorwort

»Lieben - lieben - das ist es - Lieben ist alles.« Dieses Wort schenkte uns in ihrer wunderbaren Sprache die 1973 verstorbene Lyrikerin Ingeborg Bachmann.

Wen immer auch nur ein einziges Mal der Flügelschlag der Liebe streifte, der weiß, wie wahr dieses Wort ist, dem wir tausend andere Perlen aus der gesamten Weltliteratur an die Seite stellen könnten.

Aber obwohl dieses Wort »Lieben ist alles« doch erst vor zwei Jahrzehnten geschrieben wurde, hat man das Gefühl, es sei bereits völlig antiquiert.

Wenn man heute in eine - öffentliche - Diskussion über die Liebe und ihre Rolle im Leben zwischen Mann und Frau hineinhört, erfaßt einen nichts anderes als das kalte Grausen.

Da wird mir einer Unerbittlichkeit geschrieben und geredet, als sei der »Kampf der Geschlechter« in sein Endstadium getreten. Als gelte es, zu siegen, wo es nun wahrlich nichts zu siegen gibt. Als sei die Liebe, vor allem die verzeihende und versöhnende Liebe, die letzte Hürde, die es noch beim Sturmloch in die totale Glückseligkeit - die sogenannte »Selbstverwirklichung« - zu beseitigen gilt. Das jüngste Beispiel wurde uns in diesen Tagen ins Haus geliefert - durch das Fernsehen, das immer sofort zur Stelle ist, wenn es darum geht, »daß die Fetzen fliegen«, wie der Talkmaster nach der Sendung zufrieden teststellte.

Da wurden uns zwei Frauen um die Dreißig vorgestellt, die ein Buch »Wenn Frauen hassen« geschrieben haben - schon der Titel verrät die Temperatur.

Wie im Fieberwahn schlagen dort die Autorinnen auf den

Mann von heute ein, der in ihren Augen nichts anderes als ein »Langweiler« und »Waschlappen« ist.

Mehr noch: »Männer sind hirnlos, grobschlächtig, borniert und primitiv, haben einen Plattarsch vom vielen Aussitzen und lange Grapscharme.« Wenn die Sprache die äußere Erscheinung des Geistes ist, kann man bei solchen Verbalinjurien nur traurig werden.

Was die beiden Autorinnen mit ihrem Pamphlet erreichen wollen, verraten sie ebenfalls im Klartext: Sie wollen den Männern den Marsch blasen und den Frauen helfen, »fies, aber glücklich zu werden«.

Und da ein Blick in die Bestseller-Listen zeigt, daß solche Bücher des totalen Egoismus vom sogenannten Zeitgeist nach oben gespült werden, dürfen auch sie hoffen, weiterhin den - zumindest flüchtigen - Ruhm der Talkshow-Prominenz zu genießen, um anschließend Kasse zu machen.

Nun wären solche Fernseh-Auftritte nicht der Rede wert, würde es sich um Einzelfälle handeln. In Wahrheit aber hat die verbale Brutalisierung in »Gesprächsrunden« längst den Charakter öffentlicher Hinrichtungen angenommen.

Und das bleibt natürlich nicht ohne Folgen. Wenn heute Beziehungen immer zerstörerischer werden, in einigen Großstädten sogar schon jede zweite Ehe zerbricht, dann ist sicher vieles von dem ganzen Elend auch im wahrsten Sinne des Wortes »herbeidiskutiert« worden.

Weil man vergessen hat, daß man über Liebe nur in Liebe reden kann - oder gar nicht,

Peter Bachér

Einführung

»Hinter jedem großen Mann steht eine große Frau - nur, wer steht hinter einer großen Frau?« Nicht notwendigerweise ein Mann. Dies zumindest soll suggeriert werden. Die großen Frauen schaffen alles allein. Müssen es allein schaffen. Natürlich steckt hinter diesem Satz, wie hinter den meisten dieser einprägsamen Parolen der Emanzipationsbewegung, ein Körnchen Wahrheit. Allerdings soll dieses eine Körnchen Mehl liefern für viele hunderttausend Brote - Frauen. Soll ihnen Mut machen, die Kraft zum Absprung liefern.

Zum Absprung wovon? Vom Mann natürlich. Ihrem Mann, Partner, Lebensgefährten.

Mut zum Ausbruch aus der Beziehung, der Ehe, der Familie. Merkwürdigerweise geht dieses Korn häufig auf. Was zum großen Teil an der Struktur unserer modernen Industriegesellschaft liegt, die diese Einzelleben fordert. Das SingleDasein wird den Anforderungen der heutigen Gesellschaft, wenn schon nicht besser, so doch leichter gerecht.

Zwar fordert der Staat seinen steuerlichen Tribut ein, gibt aber mit der anderen Hand, gerade zum Beispiel alleinerziehenden Müttern, eine ganze Reihe finanzieller Vorteile an die Hand. Was den Ausbruch aus einer Partnerschaft beträchtlich erleichtert. Und damit das Ende uralter, gewachsener Familientraditionen herbeiführt.

Die Scheidungsrate in der Bundesrepublik ist, nach kurzer Beruhigung Mitte der achtziger Jahre, weiter ansteigend. Sie beträgt derzeit 48%. Damit sind die Rekordmarken sozialistischer Länder - in der ehemaligen DDR waren es zuletzt 64%, in der UdSSR sind es sogar 72% - zwar noch nicht erreicht, doch scheint dies nur mehr eine Frage der Zeit.

Waren es bis zum Ende der siebziger Jahr noch überwiegend Männer, die Scheidungsoder Trennungsgründe lieferten. beziehungsweise eine Trennung oder Scheidung vollzogen, so ist dieser Trend nunmehr gekippt. Im Jahre 1987 wurden von 100 geschiedenen Ehen 61 von Frauen aufgelöst. 1988 waren es bereits 63 und im Jahr 1989 hielt sich diese Zahl. Bei Partnerschaften, die nicht durch Trauschein registriert sind, ist die Quote der von Frauen vollzogenen Trennungen nach Expertenmeinung noch erheblich höher. Frauen, das belegen die Zahlen, sind trennungswilliger geworden. Viel schneller als früher bereit, eine Beziehung »abzuhaken«, zu gehen, oder den Partner vor die Tür zu setzen.

Woran liegt das? Am neuen Selbstbewußtsein der Frau? An einer neuen Selbständigkeit? An mehr Gleichberechtigung? Oder an einem neuen Egoismus? An dem, was, viel zitiert aber niemals präzise definiert, Zeitgeist genannt wird? Es fehlt nicht an Parolen, die Frauen ermutigen sollen, sich selbst zu verwirklichen. Frauenzeitschriften lassen Plakatwändc mir »Die Frau von heute ist...« vollkleben. Auch die politischen Parteien, welche das Wählerpotential Frauen demoskopisch nie so richtig in den Griff bekamen, haben, neben Quotenregelungen, die Emanzipation entdeckt. Und gemeint ist stets die Emanzipation der Frau.

Vom emanzipierten Mann spricht - wenn nicht hin und wieder eine »emanzipierte« Frau-niemand.

Immer ist lediglich von einem neuen Rollenverständnis der Frau die Rede. Von ihrer Leistung als Frau, Geliebter, Mutter. Und von ihren, dem Mann gegenüber, geschmälernten Karrierechancen.

Stehen Wahlen an, so entdecken Parteien öffentlich das weibliche Leistungspotential und würdigen es, mehr oder weniger exaltiert. Gleichzeitig reden sie einer Chancenverbesserung der Frau das Wort. Was dann auf manchen Parteitag hinsichtlich einer paritätischen Postenverteilung zwischen männlichen und weiblichen Bewerbern abläuft ist zuweilen grotesk. Die, im Sinne der Quotenregelung, für Frauen

ausgehandelten Stellen sind im Nu besetzt, die Stimmabgabe eine der Parteidisziplin unterzuordnende, Pflichterfüllung. Bei der Vergabe jener Posten, die den Männern zugeordnet wurden, gestalten sich die Wahlen zäh, fehlt es mitunter sogar an Bewerbern.

So weit so schlecht. Denn es fehlt, trotz zahlreicher Studien und Untersuchungen über Karrierechancen von Frauen oder ihre Arbeitsplatzsituation, immer noch der schlüssige Beweis dafür, daß sich das Frauenbild unserer Gesellschaft gründlich gewandelt hat, obwohl dies immer wieder behauptet wird. Nur, die ständige Wiederholung einer These sagt nichts über ihre Beweiskraft.

Richtig ist sicherlich, daß Frauen während der letzten zwanzig Jahre gelernt haben, sich besser zu organisieren, daß sie schneller und wirkungsvoller Solidargemeinschaften bilden. Die Troerinnen des Euripides hier als antikes Beispiel zu zitieren, erscheint mir nicht zu weit hergeholt. Allerdings ist die Zielsetzung heutiger Solidargemeinschaften von Frauen eine grundlegend andere als damals.

Ging es den Troerinnen um die Beendigung des Krieges und die Wiederaufnahme des Familienlebens, so geht es heute um viel banalere Dinge. Dafür sind die Geschlechterkämpfe der Moderne heftiger, ja brutaler geworden. Es gibt heute fast allerorten Kriegsschulen für Frauen. Sie heißen nur anders. Sie nennen sich Selbsterfahrungsoder Therapiegruppen, esoterische Zirkel. Oder schlicht Frauengruppen. Oft finden sie sich sehr spontan zusammen um Strategien zu erarbeiten. Zuweilen bestehen sie, in wechselnder Besetzung, über Jahre und entwickeln sich so zu Elitemilitärakademien im Kampf gegen den Mann.

Doch dieser Kampf erscheint mir eher vordergründig. Vielmehr soll eine Neubewertung ethischer Richtlinien erreicht werden. Über die Akzeptanz der Übertretung moralischer Tabus bis hin zur Forderung nach derselben.

Daß derartige Versuche so vehement gerade von Frauen unternommen werden, erstaunt in einer Zeit, die erkannt zu

Dies ist ganz sicherlich nicht das Ziel der Emanzipationsbewegung. Leider aber eine allzu häufig eintretende Zwangsläufigkeit ihrer Bemühungen um vorgebliche Gleichberechtigung. Und diese Zwangsläufigkeit wird, im Interesse des Erfolgs hingenommen. Nach dem Motto: Wo gehobelt wird, da fallen Späne.

Natürlich macht sich die Frauenbewegung all das zunutze, was ihren Zielen zugute kommt. Das treibt zwangsläufig Blüten. Eine Werbeagentur zitierte in einer Wahlkampfanzeige einer großen Partei die österreichische Erzählerin, Gräfin Dubsky (1830-1916), besser bekannt als Marie von

Ebner-Eschenbach, mit dem Satz: »Eine gescheite Frau hat Millionen geborener Feinde - alle dummen Männer.« Dem wäre entgegenzuhalten: »Ein gescheiter Mann hat Millionen geschworener Feinde - alle halbgebildeten Emanzen.« Und das sind etwa 99% dieser Spezies.

Diesen 99% ist gemein, daß sie Emanzipation mit zügelloser Freiheit und Egoismus gleichsetzen, Selbstdisziplin mit einem Machtanspruch des Mannes verwechseln. Wenn sie dann, um ihre vorgeblichen Ziele zu erreichen, in kühler Konsequenz ihre eigenen subtilen Machtmittel einsetzen, um sich zu verwirklichen, um »an sich arbeiten« zu können, kommt es fast zwangsläufig zum Drama für die Betroffenen.

Was sich aus solchen Dramen entwickelt, ist, von seltenen Ausnahmen abgesehen, eine latente Haßsituation zwischen den Geschlechtern. Sie trifft in allen Fällen am stärksten die

Kinder. Und es sind fast immer Kinder vorhanden. Denn: Die geschlechtsbewußte Emanze bekommt spätestens Ende dreißig - und selbst während eines vorübergehenden SingleDaseins»ihr Kind«. Vehement verteidigt sie dabei ihr Recht auf Mutterschaft. Die sich ergebenden Konsequenzen für ihr Kind verdrängt sie, oder glaubt, diese »in Diskussionen zu bewältigen«, vertraut auf die Solidargemeinschaft der Frauen, deren Mechanismen auch häufig greifen, wenngleich immer nur für einen sehr begrenzten Zeitraum.

Herausfinden, warum sich Frauen entgegen ihrem Instinkt als Mutter, irrationalen Emanzipationsbestrebungen hingeben, sich allen möglichen Gruppen, die nicht selten nur eben gerade in Mode sind, anschließen, um ihrem Mann/ Partner irgend etwas zu beweisen, »sich zu entwickeln, sich weiter zu bringen, an sich zu arbeiten«, oder um »Leben zu begreifen, sich selbst kennenzulernen«, war das Ziel meiner Feldstudien. Gleichzeitig wollte ich erfahren, weshalb Ehen/ Partnerschaften nachgerade zwangsläufig zerbrechen, wenn die Frau/Partnerin sich emanzipiert.

Liegt es immer eindeutig an der Unfähigkeit des Mannes, eine emanzipierte Frau an seiner Seite zu ertragen? Ist der Mann außerstande, die Frau als gleichwertige und gleichberechtigte Partnerin neben sich zu erleben? Welche Denkschemata greifen, wenn eine Frau beginnt, sich zu emanzipieren oder zu tun, was sie dafür hält? Und welche Verhaltensweisen legen dann die Partner zueinander an den Tag?

Die Ergebnisse meiner Untersuchung haben mich gleichermaßen überrascht, wie betroffen gemacht. Weil sie zeigen, wie sehr positive Ansätze verfälscht werden, wie sich Gutgemeintes in Negatives verkehrt. Und weil sie zudem belegen, daß die überwiegende Mehrzahl all jener Frauen, die sich für Emanzipation interessieren und diese schließlich für sich erproben, dafür absolut ungeeignet ist.

Ansatz bei allen Betroffenen ist immer die Verbesserung der Lebenssituation, der eigenen ebenso, wie die der Familie oder der Partnerschaft. Resultat ist meist ein Kampf, welcher oft

zu andauerndem Haß führt. Im Verlaufeiner Podiumsdiskussion über das Thema Haß, an welcher ich teilnahm, definierte eine Psychologin Haß als »lang andauernde Wut, die positiv, aber auch negativ sein kann, negativ immer nur für den anderen, positiv aber für einen selbst«. Dein kann ich nur zustimmen. Diese Definition bestätigt im übrigen die Ergebnisse meiner Untersuchung.

San Francisco, im Herbst 1990
J.B.

*Viele Wege
führen in die Einsamkeit*

Es war eine ganz normale Geburtstagsfeier. Eine meiner Bekannten wurde dreißig. Sie hatte etwa zehn Ehepaare eingeladen und so waren wir, mit Kindern, knapp vierzig Personen. Der Nachwuchs, der mit den Kindern der Gastgeberin im Obergeschoß des Hauses oder im Garten spielte, fiel kaum auf. Wir Erwachsenen waren also weitgehend unter uns.

Ein dreißigster Geburtstag ist für viele Frauen etwas Besonderes, markiert einen deutlichen Lebensabschnitt. Die Zeit der Jugend, die der jungen Frau, ist ab dann vorbei. Dies ist in der überwiegenden Zahl der Fälle auch heute noch so, obgleich Jugend heute, wie Untersuchungen ergeben haben, sehr weit hinausgezögert wird und sich dadurch starke soziologische Verschiebungen ergeben haben.

Natürlich drehten sich die Gespräche hauptsächlich um diesen »Dreißigsten«. Da die Frauen in der Mehrzahl waren, einige Männer konnten erst am Abend an der Feier teilnehmen, wurden viele Anekdoten über dreißigste Geburtstage erzählt. Es herrschte ausgelassene Stimmung. Die Männer zogen es vor, nach einer »Höflichkeitszeit« im Wohnzimmer uns Frauen uns selbst zu überlassen. Sie kümmerten sich um die Kinder, spielten mit ihnen, oder fachsimpelten mit dem Hausherrn, einem Kfz-Meister, der sich für den Geburtstag seiner Frau freigenommen hatte.

Nachdem wir Frauen mehr oder weniger allein waren, begannen sich die Gespräche verstärkt um Kinder und Schwangerschaft zu drehen, zumal die Gastgeberin gerade ihr drittes Kind erwartete. Neben Erfahrungen mit der Kindererziehung wurden solche über die örtlichen Kindergärten ausgetauscht.

Da die meisten anwesenden Frauen aus der Gegend stammten, hatten sie fast ausnahmslos auch im selben Krankenhaus entbunden. Hatten bei derselben Hebamme Schwan-

gerschafts-Vorbereitungskurse besucht oder waren von ihr betreut worden. Außerdem hatten die meisten der Frauen gemeinsam Stillkurse besucht.

Diese Hebamme, eine Freundin der Familie, wurde für den späteren Nachmittag zu der Geburtstagsfeier erwartet. Sie hatte zugesagt gegen 17 Uhr zu erscheinen, da sie vorher noch beruflich unterwegs war, zu Nachsorgen.

Ich hatte von dieser Hebamme, einer Frau Mitte dreißig, schon viel gehört, obwohl ich ihr selbst persönlich noch nie begegnet war. Sie gilt als eine der engagiertesten Vorkämpferinnen der Emanzipation in ihrer Stadt. Da sie sich zudem mit vollem Einsatz ihrem Beruf widmet und das Geburtswesen an dem Krankenhaus, an welchem sie tätig ist, mit freundlicher Duldung des Chefarztes fast völlig umgekrempelt, »revolutioniert« hat, und sich außerdem politisch betätigt, ist sie eine sehr bekannte Frau. Es vergeht kaum eine Woche, in welcher die regionalen Zeitungen nicht über sie berichten, die eine oder andere, von ihr gegründete Initiative vorstellen. Außerdem schreibt sie selbst allmonatlich Artikel über natürliche Geburt, Schwangerschaft und Ehe, die Vorzüge des Stillens, etc. Sie gilt als jemand, der sich mit großer Hingabe seinem Beruf und, damit zusammenhängend, vor allem Frauenfragen widmet.

Da auf dieser Geburtstagsfeier Menschen zusammen waren, die diese »geborene Emanze«, wie sie sie oft nannten, allem Anschein nach gut kannten, begann ich, mich nach Angelika G. zu erkundigen.

Meine Fragen führten dazu, daß sich die versammelten Frauen, was ihre Meinung über Angelika betraf, fast spontan in vier Lager spalteten. Und es gab unter den Anwesenden nur zwei Frauen, die sich vorbehaltlos hinter ihre Hebamme stellten und deren Tun voll und ganz akzeptierten

und bewunderten. Einig waren sich die Frauen hingegen alle in der Beurteilung, daß Angelika fachlich absolut Spitze sei. Lachend wurde angemerkt, daß das Befolgen von Angelikas Ratschlägen jedoch recht häufig zu Auseinandersetzungen mit dem Gynäkologen, dem Kinderarzt und mit den diensthabenden Ärzten auf der Entbindungsstation sowie Kinderschwestern führe. Auseinandersetzungen jedoch, welche die Frauen, wie sie gleichfalls sehr heiter erklärten, gerne im eigenen und im Interesse ihrer Babys aufsich nähmen.

Es war ein sehr zwiespältiges Bild, welches mir da von Angelika gezeichnet wurde und so war ich begierig darauf, sie endlich selbst kennenzulernen. Als Mensch, als Hebamme und als »geborene Emanze«. Vor allem als letztere.

Dies vor allem deshalb, weil es sich bei den Frauen, die zu diesem Geburtstag gekommen waren, kaum um Personen handelte, wie sie landläufig als Emanzen bezeichnet werden. Keine von ihnen war berufstätig, alle kümmerten sich um ihre Familien, die Kinder. Sie alle stammten aus der Mittelbis Oberschicht, hatten eine sehr gute Schulbildung absolviert, einige sogar studiert. Und alle waren sie, bis zur Geburt der ersten Kinder, berufstätig gewesen.

Als es 17 Uhr wurde, begann ich, bei jedem Anschlagen der Klingel, interessiert zur Tür zu sehen. Doch auch um 18 Uhr war Angelika noch nicht erschienen und ich gab meiner Verwunderung Ausdruck, was mit schallendem Gelächter quittiert wurde.

»Angelika ist niemals pünktlich, es sei denn, es ist etwas passiert«, erklärte mir die Gastgeberin. »Das ist ihre persönliche Note.« Ich erfuhr weiter, daß Angelika, außer wenn sie zum Dienst mußte, zu den von ihr veranstalteten Kursen oder zu im Krankenhaus angesetzten Terminen, nur sehr selten vereinbarte Zeiten einhielt.

»Um sich interessant zu machen«, erklärte eine Frau, deren Nachsorge von Angelika übernommen worden war. »Es unterstreicht ihre Wichtigkeit, immer im Streß und niemals pünktlich zu sein. Sonst wäre sie ja eine ganz normale Frau.

Und das erträgt sie nicht, nachdem sie so hart um ihre jetzige Position gekämpft hat.«

»Und auch bezahlt hat«, ergänzte die Gastgeberin. »Ihre permanente Unpünktlichkeit war auch ein immerwährender Streitpunkt in ihrer Ehe.«

»Ach, sie war verheiratet?« entfuhr es mir.

»Sie ist es noch«, erklärte die Gastgeberin, und wieder brachen fast alle Frauen in Gelächter aus. Ich erkundigte mich nach dem Grund der Heiterkeit.

»Das ist der Unterschied zwischen Theorie und Praxis«, erläuterte die Gastgeberin. »Angelika würde sicherlich immer noch sehr gerne mit ihrem Mann zusammenleben, wenn er sich dazu bereit erklären könnte, die traditionelle Rolle des Mannes ebenso auszufüllen, wie die der Hausfrau, beziehungsweise des Hausmannes. Aber dieser Chauvi will nicht. Der erwartet, daß seine Frau, wenn sie angekündigt hat, um 22 Uhr zu Hause zu sein, dann auch tatsächlich kommt. Oder zumindest Bescheid sagt, da;! es später wird. Sogar im Haushalt erwartet er eine Arbeitsteilung. Und weil das typisch Mann ist und sich mit dem Rollenverständnis von Angelika nicht verträgt, ist sie eines Tages, vielmehr eines Nachts, klammheimlich ausgezogen. Mit dem damals anderthalbjährigen Sohn einfach verschwunden.«

»Wie hat ihr Mann darauf reagiert?« wollte ich wissen. »Er hat ihr leider nicht den Hintern versohlt, obwohl sie das hunderttausendfach verdient hätte«, mischte sich einer der männlichen Gäste, der seit einiger Zeit zugehört hatte, in unser Gespräch.

»Das kannst du so nicht sagen«, wollte die Gastgeberin Angelika verteidigen, doch der Mann unterbrach sie.

»Kann ich schon. Muß ich vor allem auch. Wenn Angelika nicht eine so hervorragende Hebamme wäre, meiner Frau nicht so großartig beigestanden hätte, ich glaube, ich hätte ihr während der Nachsorge Hausverbot erteilt.«

»Hast du Angst, daß deine Frau sich unter dem Einfluß von Angelika emanzipiert?« fragte ihn die Gastgeberin.

»Absolut nicht. Meine Frau ist emanzipiert, wahrscheinlich weitaus mehr, als Angelika das je sein wird.« Was er da sagte, klang außerordentlich überzeugt. Und zu meiner Überraschung stimmte ihm die Gastgeberin zu.

»Ja, wahrscheinlich hast du recht. Manchmal kann einem Angelika richtig leid tun.«

»Warum hätten Sie ihr denn Haus verbot erteilt?« erkundigte ich mich.

»Weil Angelika, bei all ihrem Einsatz für die Gleichberechtigung der Frau, ein außerordentlich destruktiver Typ ist, wenn es um das Miteinander der Geschlechter geht. Wie sie Frust verbreitet, wenn sie von einer normalen Partnerschaft spricht. Und weil sie ihre Geschlechtsgenossinnen aufwiegelt, verwirrt, und sie dann hilflos zurückläßt. Denn natürlich hat ja auch sie kein Rezept für eine neue Form des Zusammenlebens. Sie hat nur Sprüche!«

Keine der anwesenden Frauen widersprach. Die meisten von ihnen nickten lediglich. Und die Blicke, die sie mir zuwarfen, baten dringlich, dieses Thema doch nun endlich zu lassen.

Angelika selbst kam dann kurz nach 20 Uhr, und ich gestehe, ich hatte sie mir ganz anders vorgestellt. Angelika ist eine nicht nur gut, sondern auch sehr interessant aussehende Frau, mit halblangem, stark graumeliertem Haar, das sie in sanften Wellen trägt. Sie war nur wenig, aber sehr effektiv geschminkt. Zu einer schwarzen Folklorebluse trug sie einen ebensolchen, weit schwingenden Rock, dazu schwarze, halbhohe Stiefel. Ihre Bewegungen wirkten harmonisch fließend und sie hat eine angenehme, jugendlich frisch wirkende Stimme.

Ihr Erscheinen geriet nur ganz kurz zu einer Vorstellung und dies lediglich, weil ich die einzige war, die sie nicht kannte. Also machten wir uns bekannt. Danach erkundigte sich Angelika ohne Umschweife nach dem kalten Büfett. Sie hatte wegen zahlreicher beruflicher Termine seit dem Frühstück nichts mehr gegessen. Ich folgte ihr in die Küche.

Das sich anschließende Gespräch mit ihr war der Auftakt zu ungezählten weiteren. Frauen wie Angelika habe ich in den folgenden Jahren sehr viele kennengelernt. Ich habe sie interviewt, sie gebeten, mir zu erzählen, warum ihr Leben so verläuft, wie es das tut. Warum sie absichtlich diese, zum Teil sehr schweren und komplizierten Wege gehen. Und ich habe sie gefragt, ob sie - als Frauen - glücklich sind.

Die Antworten haben mich manchmal sehr überrascht, oftmals aber auch schlicht gewundert. Weil sie in sich unlogisch waren. Dem widersprachen, was diese Frauen leben, und wovon sie ja vorgeblich überzeugt sind.

Hinzu kommt, daß diese Frauen ja durchaus zu wissen scheinen, was sie tun und was mit ihnen geschieht. Sie sind fast alle überdurchschnittlich intelligent, ja, gebildet. Sie haben Kultur, Lebensart, Stil. Sie sind nicht selten »in«. Und sie üben, sehr bewußt, großen Einfluß aus, auf Geschlechtsgenossinnen, deren Leben, deren Partnerschaften und Ehen. Sie mischen sich gern ein, geben Ratschläge und häufig kämpfen sie auch für andere Frauen, von denen sie glauben, daß sie Hilfe benötigen. Sie können sogar Stärke vermitteln. Aber dennoch, oder gerade deshalb, machen sie kaputt. Sie hinterlassen, in übertragenem Sinne, verbrannte Erde. Ich bin Soziologin, ebenso wie Psychologin. Die Wissenschaft der Soziologie untersucht Formen und Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens sowie die komplexen Struktur- und Funktionszusammenhänge der Gesellschaft und

ihrer Institutionen. Nach M. Weber handelt es sich bei der Soziologie um eine Wissenschaft, ».. welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will«.

Menschen wie Angelika begreifen sich als sozial handelnd. Als Auslösefaktoren für bestimmtes Tun. Sie wollen einwirken und verändern.

Mich erinnern diese Frauen sehr oft an den vielzitierten Schwimmlehrer, der persönlich niemals ins Wasser geht, weil er selbst nicht schwimmen kann, aber dennoch ein hervorra-

gender Lehrer ist. Mag sein, daß es diesen Schwimmlehrer tatsächlich gibt. Allerdings glaube ich nicht an seine Fähigkeit, Nichtschwimmer zu großartigen Schwimmern auszubilden. Er wird, ganz im Gegenteil, »Schwimmkrüppel« heranzüchten. Wenn er seine »Lehrtätigkeit« dann auch noch aus einer Art Trotzreaktion heraus ausübt, kann das Ergebnis nur niederschmetternd, zerstörerisch sein.

Um im Bild zu bleiben, dieser nichtschwimmende Schwimmlehrer, der seinen Kollegen unbedingt und aus einer Trozhaltung heraus beweisen will, daß er durchaus in der Lage ist, hochqualifizierte, lebensstüchtige Schwimmer auszubilden, muß seine Schüler nachgerade ins Chaos stürzen. Denn natürlich ist er in der Lage, bei seinen Eleven Ehrgeiz zu wecken, der aber mit Schwimmen nichts zu tun hat. Dieser Lehrer wird seinen Schülern falsche, oder zumindest sehr unzulängliche Mittel an die Hand geben, um ihre Begeisterung und ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Er vermittelt somit destruktive Handikaps.

Und er tut es aus Ehrgeiz und Geltungsbedürfnis.

Angelika, und die Art Frau, die sie verkörpert, ist wie ein solcher Schwimmlehrer.

2

Auf der Geburtstagsparty kamen wir uns in der Küche am kalten Büfett überraschend schnell näher. Angelika kann sich ihren Gesprächspartnern sehr spontan öffnen. Allerdings manipuliert sie dabei. Sie steuert jedes Gespräch bewußt von Anfang an in eine ganz bestimmte Richtung. So verwandelt sie einen Diskurs über Salate in Minutenschnelle zu einem Statement über die Unterdrückung der Frauen durch die egoistischen, chauvinistischen Männer. Weil sie dialektisch auf dem laufenden ist, sucht und findet sie ihre Beispiele in der jeweiligen unmittelbaren Umgebung. Und auf dieser Geburts-

tagsparty waren, ihrer Meinung nach, einige besonders prachtvolle Vertreter der Gattung »Chauvi« vertreten. Von der Gastgeberin wusste sie, daß ich Amerikanerin bin. So begann sie also mit einem Feuerwerk intelligenter Fragen. Und landete binnen kürzester Zeit bei den amerikanischen Frauenbewegungen. Welche Erfahrungen ich damit gemacht hätte? Und welche fatale Umstellung es für mich sein müsse, jetzt im alten, engen, chauvinistischen Europa zu leben. Mit einem Deutschen verheiratet. An »typisch deutsche« Verhältnisse angepaßt.

Und dann handelte ich mir um 22 Uhr von Angelika ein triumphierendes Lächeln ein: ich rief meinen Mann an, sagte ihm, wie wohl ich mich auf der Party fühle und daß ich vermutlich sehr viel später als angekündigt nach Hause kommen würde.

»Und ich habe immer gedacht, ihr Amerikanerinnen seid viel emanzipierter als wir«, kommentierte Angelika.

»Vermutlich sind wir das auch«, gab ich zurück.

»Ach, und dann rufst du deinen Mann an, um dich dafür zu entschuldigen, daß es später wird? Verlangt er das von dir?«

»Natürlich nicht. Aber ich finde es einfach richtig, ihm zu sagen, daß er heute nicht mehr mit mir rechnen kann. Er muß sich dann keine Gedanken machen, ob mir etwas passiert ist.«

»Na ja, als typischer Deutscher würde er vermutlich die halbe Nacht vor dem Telefon sitzen und überlegen, ob er nun anrufen und nach dir fragen soll, oder nicht.«

»Das könnte mir mit einem Amerikaner ebensogut passieren. Wobei ich zugebe, daß es mir schmeichelt, wenn sich mein Mann Gedanken um mich macht.«

»Typisches Abhängigkeitsverhalten«, kommentierte Angelika. »Das sind Zwänge, die bis weit in die Kindheit zurück reichen. Sag mal, hast du eigentlich Alice Miller gelesen?« Sie nannte einige Titel. Und ich bejahte.

»Und, wie findest du das? Hat die Frau nicht absolut

recht? Das sind doch typische Verhaltensmuster, die unsere Eltern uns eingeimpft haben. Unterdrückungsmechanismen. «

Leider lachte ich darüber. Und so animierte ich Angelika, meine Einstellung nach allen Regeln der Kunst niederzumachen. Es wurde eine lange Nacht.

3

Als ich begann, mich mit Frauen wie Angelika G. zu beschäftigen, konnte ich nicht wissen, zu welchen Schlüssen mich meine Forschungen führen würden. Intuitiv war ich der Ansicht, daß ein guter Teil Schuld an derartigem unsozialem Verhalten von Frauen bei den Männern liegen müsse. Mit ausgelöst auch durch die schwankende Haltung der politischen Kräfte in der Bundesrepublik zur Frage der Gleichberechtigung.

Dazu gehört die Quotenregelung. Denn natürlich ist es Unsinn, mit Zahlenspielen eine Gleichberechtigung herbeiführen zu wollen. Die Frauenfreund- oder Frauenfeindlichkeit einer Partei läßt sich nicht in Prozenten bei der Postenverteilung ausdrücken.

Vielmehr ist es ähnlich wie in der Wirtschaft. Ein Unternehmen wird nicht sozialistisch oder kapitalistisch, sondern gut oder schlecht geführt. Eine politische Partei, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, alle Schichten der Bevölkerung (von der über 50% weiblich ist) zu vertreten, macht keine Politik pro oder kontra Frau. Sondern gute oder schlechte Politik. Die verschiedenen Emanzipationsbewegungen, ob in den Vereinigten Staaten oder in Europa, sind alle aus Konfliktsituationen heraus entstanden. Frauen haben begonnen Ansprüche zu stellen. In einer Art und in einem Maße, wie sie bis dahin öffentlich nicht bekannt waren. Vor allem aber: Wie sie bisher öffentlich nicht artikuliert worden waren.

Diese neue Publizität der Ansprüche, von einer Männergesellschaft nur zu oft entweder einfach ignoriert, belächelt, oder als Modetorheit abgetan, führte zu einem Aggressionsstau. Der sich dann, mit den bekannten Folgen, entlud. Dabei sind Emanzipationsbewegungen, ob nun radikal oder nicht, auch heute noch immer etwas, was Politiker aller Couleur als Minderheitenproblem betrachten. Teilweise sogar mit gutem Grund. Allerdings handelt es sich dabei um wortgewaltige Minderheiten. Mit nicht selten hohem intellektuellen Anspruch.

Dieser hohe Anspruch ist zugleich Stärke und Schwäche der Minderheiten. Er mutet zuweilen wie der Streit zwischen Realos und Fundis bei den Grünen an. Natürlich wirkt er ebenso zerstörerisch und richtet sich gegen die Emanzipationsbewegung selbst. Mit immer neuen, manchmal ganz

unsinnigen Forderungen bauen die Sprecherinnen der Bewegung bei der männlichen Hälfte der Bevölkerung - neben vernünftigem Widerspruch, der Sinn macht - eine unsinnige Trotzhaltung auf. Und natürlich wird das männliche »Imperium« zurückschlagen. Es tut dies bereits, wenn auch vorerst noch zaghaf.

Als Mitte der sechziger und Anfang der siebziger Jahre in der Bundesrepublik - ausgelöst durch die bekannten, hier nicht zu untersuchenden Ursachen - ein Umdenken stattfand,

hatten es die Frauen relativ leicht. Die Männerwelt war, durch das Öffentlichwerden all jener, den Frauen vorenthaltenen Rechte, tief beschämt. Auch außerordentlich verunsichert. Viele Männer sahen sich in ihrer »Midlifecrisis«. Das waren nichts anderes als Fluchtreaktionen. Suchen nach neuen Inhalten, Zielen. Der Sinn des bisherigen Lebens war leer geworden, die dabei gemachten Fehler unsäglich beschämend. Flucht wurde zur natürlichen Reaktion.

Es ist bezeichnend, daß wesentlich mehr Männer als Frauen flohen. Weglaufen ist nämlich durchaus keine weibliche, vielmehr eine männliche Reaktion. Gesunder Pragmatismus und ein instinktives Wissen um die eigenen Stärken verhin-

dern bei Frauen den Ausweg in wilde Fluchten. Die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung wissen das und nutzen es für die eigene Sache. Wobei ihnen zugute kommt, daß eine durchschnittlich gebildete Frau ihrem, ebenfalls durchschnittlich gebildeten, Mann in der Regel dialektisch überlegen ist. Gerade im Hinblick auf Frauenfragen. Denn sie ist darin, im Gegensatz zum Mann, hoch trainiert.

Dieser mag, im Freundesund Bekanntenkreis, durchaus als Stammtisch-Demosthenes gelten; •wenn es um polemisch vorgetragene Frauenprobleme geht, hat er kaum eine Chance. Nicht selten geschieht es, daß Männer bei der Diskussion derartiger Themen mit den, ihnen angeblich so vertrauten Partnerinnen, plötzlich feststellen, deren Gefühlsleben kaum bis überhaupt nicht zu kennen. Was diese Männer ganz unglaublich verunsichert.

Meist beginnen diese verbalen Auseinandersetzungen harmlos und enden - vorerst - auch so. Aber sie hinterlassen psychologische Barrieren, die mit der Zeit immer höher werden.

Hinter diesen Schranken verbarrikadieren sich die Streitenden. Vielen ist zu Beginn ihrer Auseinandersetzung nicht einmal bewußt, daß es sich um eine solche handelt. Das auslösende Wort ist in der Regel harmlos. Doch daraus entwickelt sich, oft über Jahre, eine Frontenstellung. Da Frauen, bei der Verfolgung ihrer Ziele, fast ausnahmslos hartnäckiger sind als Männer, ein wesentlich größeres Durchhaltevermögen haben, gepaart mit zielstrebigem Diplomatie, stünde der Ausgang des Disputes von vornherein fest. Was für den Mann weder einen Prestigenoch einen Machtverlust darstellen würde. Denn Vernunft und Einsicht, gepaart mit Zuneigung und Liebe, den Ausgangspunkten fast aller Beziehungen, sind ja durchaus etwas Positives.

Die menschliche Eitelkeit macht der Erkenntnis jedoch allzuoft einen Strich durch die Rechnung. Sie stilisiert die Einsicht zur Machtfrage hoch.

Und dann fliegen die Fetzen.

Bei meinen Untersuchungen kam ich zu dem Ergebnis, daß es immer häufiger die Frauen sind, die durch großsprecherisches zur Schau stellen ihrer geschmeichelten Eitelkeit man könnte es auch »Siegestrunkenheit« nennen - viele, mühsam erkämpfte Erfolge zunichte machen.

Denn diese Eitelkeit reduziert das Miteinander der Geschlechter auf die banale Machtfrage. Und den Frauen kommt es hier, entgegen ihrer geschlechtsimmanenten, diplomatischen Vernunft, auf die öffentliche Demütigung ihres vermeintlichen Gegners, nämlich des Mannes an.

Das archaische »vae victis«, das »wehe den Besiegten« feiert unsägliche Urstände.

Noch erstaunlicher: diese hochmotivierten, im Geschlechterkampf intellektuell trainierten Frauen, deren wachen Sinnen keine noch so kleine Strömung entgeht, die ihre frisch errungenen Rechte und Positionen unterwandern könnte, sind offenbar nicht in der Lage, zu erkennen, daß sie Pyrrhussiege erringen.

Ziel und tieferer Sinn einer Partnerschaft ist auch heute noch eine harmonische, liebevolle Zweierbeziehung, die den Nachwuchs schützt und ihn behütend unter den bestmöglichen Umständen aufzieht. Eine Studie des Instituts »Frau und Gesellschaft«, die im Auftrag des Bundesfamilienministeriums durchgeführt wurde, belegt eindeutig, daß die Ehe auf persönlicher Ebene ganz erheblich an Bedeutung gewonnen hat, obgleich sie als gesellschaftliche Institution nicht mehr jenen Stellenwert einnimmt, wie noch vor 50 Jahren. »Idealisierte, überzogene Erwartungen« sind nach Meinung des Instituts ein Grund für die stetig steigenden Trennungszahlen. Eine »höhere Bildung der Frauen« als früher, erklärt nach Meinung der Verfasser »diesen Trend nicht«. Dieser Auffassung kann ich mich nur mit Einschränkungen anschließen.

Höhere Bildung führt fraglos auch zu einem gewissen Machtbewußtsein. Und dieses Machtbewußtsein will gelebt werden. Doch über wen Macht ausüben?

Da bietet sich der Partner an. Wenn er es sich denn gefallen läßt. Tut er das nicht, beginnt der Krieg. Meist unbemerkt, mit Kleinigkeiten.

Es ist ein Ammenmärchen, daß es Kriege gibt, deren Ende weder Sieger noch Besiegte kennt. Eine Partei meint immer, gesiegt zu haben und verkündet dies auch lauthals, selbst wenn die Situation augenscheinlich dagegen spricht. Brigitte R., 32 Jahre alt, Mutter dreier Kinder, hat bereits mehrere solcher Siege hinter sich. Mit 17 Jahren, nach der Mittleren Reife, zog sie von zu Hause aus, machte eine Goldschmiedelehre, die sie auch erfolgreich abschloß. Sie heiratete mit zwanzig und bekam zwei Jahre später ihren ersten Sohn.

Aus finanziellen Gründen zog die Familie nach Berlin, wo sie die Starthilfe des Senats, ein fünfstelliges Darlehen, in Anspruch nahm. Das kontaktfreudige Ehepaar fand sehr schnell Anschluß in der Großstadt. Brigitte wollte auch als junge Mutter berufstätig sein. Also schloß sie sich, um ihr Baby versorgt zu wissen, alternativen Frauengruppen an. Dort konnte sie das Kind zwar während ihrer Arbeitszeit in Obhut geben, doch wurde sie selbst natürlich auch gefordert. Nach der Arbeit. Als es, wie sie erzählt: »...darum ging, familiäre Defizite zu diskutieren und aufzuarbeiten«. Relativ schnell ließ sie sich bei diesen Diskussionen davon überzeugen, von ihrem Mann ausgebeutet zu werden.

»Als ich ihm sagte, was er alles nicht tut, hatten wir unseren ersten großen Krach. Und der hat eigentlich nie aufgehört, weil ich genau so bockig war, wie er. Ich habe ihn dann zu Gruppendiskussionen mitgenommen, und die Frauen haben ihn regelrecht untergebuttert. Er konnte sich, obwohl als Lehrer redegewandt, einfach nicht durchsetzen. Natürlich habe ich das ausgenützt.«

War Brigitte mit ihrem Mann bei Freunden eingeladen, kam es in schlechter Regelmäßigkeit zu Auseinandersetzungen. Über so existentielle Fragen wie: wer besorgt denn

jetzt wem ein Glas Wein; oder: wer füllt den Teller am Büfett nach.

Brigitte: »Mir ging es dabei ums Prinzip. Und das hat mein Mann bis zum Schluß nicht verstanden. Er hat einfach vorausgesetzt, daß ich ihn bediene.«

Also begann Brigitte, ihren Mann im Freundeskreis lächerlich zu machen. Das dialektische Rüstzeug dafür hatte sie sich in ihrer Frauengruppe geholt. Klappte das verbale Niederbügeln nicht so recht, oder erhielt ihr Mann übermächtige Unterstützung von Freunden, dann verlegte Brigitte die Demütigung ins eheliche Schlafzimmer. Mit dem Ergebnis, daß ihr Mann sie schlug.

»Da ist mir dann so richtig klargeworden, wie mies er war, und ich habe die Konsequenzen gezogen.« Diese bestanden zunächst darin, daß Brigitte mit anderen Männern schlief. Deren Verhalten ihr gegenüber diskutierte sie eifrig in ihrer Frauengruppe, denn diese war »auf der Suche nach dem neuen Mann«. Und um den zu finden, mußte natürlich das Verhalten jedes Exemplares diskutiert werden. Gründlich, sezierend. Vor allem aber vergleichend mit dem Verhalten des Ehemannes.

Als dieser die Scheidung verlangte, wurde Brigitte von ihrer Frauengruppe beglückwünscht. Daß sie schon wenige Monate nach der Scheidung in ihren Heimatort und in ihr Elternhaus zurückkehrte, erklärt sie so: »Es gab da plötzlich eine Frontenstellung. Ich war aus der Rolle des vor ihrem Mann zu beschützenden Mitgliedes in die einer potentiellen Rivalin geschlüpft.«

Diesem Konkurrenzdruck fühlte sich Brigitte nicht gewachsen, zumal sie immer häufiger Schwierigkeiten hatte, ihr Kind in der Gruppe versorgen zu lassen.

»Daheim habe ich dann erst mal nicht gejobbt. Mein Vater war schwer erkrankt und meine Mutter hat ihn bis zu seinem Tod gepflegt, konnte sich also nicht um meinen Sohn kümmern, zumindest nicht ganztags.«

Nach dem Tod des Vaters spannte Brigitte ihre Mutter voll

als »Tagesmutter« ein, nahm eine Halbtagsstelle an und »... abends ging ich häufig aus. Ich mußte einfach raus, unter Leute.«

Nach einigen flüchtigen Männerbekanntschaften, »...weil ich das brauchte, und weil es mir gutgetan hat«, lernte sie ihren jetzigen Mann, einen Versicherungsvertreter, kennen. Die beiden zogen schon nach einem Monat zusammen. Und Walter war (und ist) dem Sohn seiner Freundin ein außerordentlich liebevoller Ersatzvater, er adoptierte das Kind nach seiner Eheschließung mit Brigitte.

»Während der ersten Zeit unseres Zusammenlebens gab es überhaupt keine Emanzipationsprobleme«, betont Brigitte im Interview. »Walter ist ein sehr liebevoller, freundlicher Mensch. Außerdem ist er Kriegsdienstverweigerer, das hat mir sehr imponiert. Ich habe sein soziales Engagement bewundert. «

Sozial engagierte sich Walter vor allem für seine junge Familie. Beruflich erfolgreich und sehr gut verdienend, kaufte er ein Haus, dessen Innenausbau er, zusammen mit Brigitte, größtenteils in Eigenleistung erstellte.

Nach dem Einzug wurde Brigitte prompt schwanger. »Kurt war ein Wunschkind, ebenso wie Rüdiger, der zwei Jahre später geboren wurde«, erzählt sie.

Der Haushalt, der inzwischen auf fünf Personen angewachsen war, stellte allerdings immer noch keine große Belastung dar. Er wurde nämlich weitgehend von Brigittes Mutter besorgt. Und Walter, unendlich vernarrt in seine beiden Söhne, fand nichts aufregender und interessanter, als sich, kaum zu Hause, diesen voller Hingabe zu widmen. »Ich habe noch keinen Mann erlebt, der so begeistert verschissene Pampers gewechselt hat«, kommentiert Brigitte. »Und richtig heiß war Walter darauf, den Kleinen später die Flasche zu geben.« Weil sich Brigitte daheim nicht ausgelastet fühlte, tagsüber kümmerte sich ihre Mutter um den Haushalt, abends tat dies ihr Mann, begann sie, sich neue Aufgaben zu suchen.

»Da habe ich mich voll in die frisch gegründete Stillgruppe

eingebraucht und wirklich total geackert. Nicht nur, wenn wir einmal in der Woche unser Treffen hatten. Auch zu Hause stand das Telefon nicht still. Ich habe fast rund um die Uhr Stillberatung gemacht. War oft unterwegs zu Müttern, die Probleme hatten.«

Wohl nicht nur das, denn »...plötzlich war ich wieder schwanger, und Walter durfte das auf keinen Fall erfahren. Das war schon ein echtes Problem für mich. Ich hab' es, weil niemand anderer da war, mit meinem ältesten Sohn besprochen. Der war damals acht. Und wir haben beschlossen, daß ich abtreibe.«

Walter erfuhr es doch. Im Interview weigerte sich Brigitte zunächst, anzugeben wodurch, oder von wem. Schließlich offenbarte sie, sich im nachhinein ihrer Mutter anvertraut zu haben und diese hatte sich ihrem Schwiegersohn gegenüber versprochen.

»Den Streit haben wir nicht gekriegt, weil das Kind nicht von Walter war, das weiß er nämlich bis heute nicht, sondern einfach weil ich abgetrieben habe. Es hat gedauert, bis ich ihm begreiflich gemacht hatte, daß er kein Recht dazu hat, mich zu zwingen, ein Kind auszutragen. Über meinen Bauch bestimme ausschließlich ich!«

Diese Selbstbestimmung machte Brigitte öffentlich. In ihrem Freundes- und Bekanntenkreis wußte schon sehr bald jeder, daß sie sich in dieser Frage gegen ihren Mann durchgesetzt hatte. Es blieb nicht aus, daß Walter hinter vorgehaltener Hand als gutmütiger Trottel, oder zumindest als Weichling bezeichnet wurde.

Und es blieb ebenfalls nicht aus, daß Walter dies natürlich nach einiger Zeit mitbekam. Er ertrug es auf eine stille, leidende Art. Schwierigkeiten bereitete ihm dabei in erster Linie, daß seine Frau die Angelegenheit öffentlich gemacht hatte. Sie mußte, wie so viele dieser »neuen Frauen« ihren vermeintlichen Triumph auskosten.

Diese Siege über den Partner/ Mann (der in immer mehr Beziehungen auch als Gegner angenommen wird) geben den

Frauen offenbar ein ganz beträchtliches Selbstbewußtsein. Welches sie, auf den Geschmack gekommen, immer wieder neu erproben. Offensichtlich auch erproben müssen, weil ihr Selbstbewußtsein noch so neu, ihnen selbst so ungefestigt erscheint, daß es nach permanenter Bestätigung verlangt. Womit ein Perpetuum mobile der Auseinandersetzungen in Gang kommt. Diese psychologischen Abnutzungsschlachten würden auf Dauer in der Tat unsere Gesellschaft verändern. Sie werden jedoch von den Männern nicht ohne Gegenwehr hingenommen.

Bei meinen Untersuchungen habe ich festgestellt, daß die Protagonistinnen der Emanzipationsbewegungen immer wieder zu den gleichen Fehlern neigen. Vergleichbar ein wenig mit dem Christentum des Julianischen Zeitalters im vierten Jahrhundert. Damals war die Diskrepanz zwischen Lehre und Tun der Christen für die Heiden besonders kraß. Was ja auch zu einer kurzen Renaissance des Heidentums führte.

Es ist den Emanzipationsbewegungen gelungen, Frauen auf breiter Front gegen die wirklichen, wie auch die vermeintlichen Machtansprüche der Männer zu mobilisieren. Doch

setzt sich bei den Männern inzwischen die Erkenntnis durch, daß es sich bei der vorgeblich angestrebten Gleichberechtigung der Frauen in Wirklichkeit vielmehr um einen Machtwechsel handelt.

Und Frauen wie Angelika, Brigitte oder Andrea geben dies auch unumwunden zu.

Ich gehe hier ganz bewußt nicht auf jene Forderungen ein, wie sie zum Beispiel von Alice Schwarzer und anderen, in der Öffentlichkeit sehr bekannten Frauenrechtlerinnen, erhoben werden. Vielmehr möchte ich aufzeigen, welche Veränderungen im Bewußtsein vieler anonymer Frauen auf diesem Gebiet bereits stattgefunden haben. Und welche gesellschaftlichen Probleme sich daraus ergeben. Denn ich habe festgestellt, daß hier eine Zeitbombe tickt. Ihre Explosion, so sie sich nicht verhindern läßt, wird mutmaßlich das genaue

Gegenteil dessen bewirken, was die Frauen mit ihrem Einsatz erreichen wollen.

Unser Zusammenleben, auf einer immer dichter bevölkerten Erde, beschert uns stetig Schwierigkeiten. Versuche, es durch immer mehr, immer detailliertere Gesetze erträglich zu machen, sind zweifelhaft. Weil Gesetze den Freiraum eines jeden einzelnen immer stärker einengen. Der Drang nach Freiheit aber sucht sich ständig neue Ventile.

Eines der wenigen Gebiete, wo die Freiheit, wenn schon nicht grenzenlos, so doch immer noch erstaunlich groß ist, stellt die Partnerschaft, die Ehe, die Beziehung dar. Das persönliche Miteinander ist in der Regel nur von solchen Gesetzen eingeschränkt, welche die Partner sich selbst auferlegen. Aus eben diesem Grund hat es sich auch zu einer Spielwiese für mannigfaltige Machtkämpfe entwickelt.

Die Kontrahenten tun alles, sich für diese Kämpfe zu rüsten. Nie zuvor hat es einen derartigen Boom an Literatur gegeben, die sich mit den zwischenmenschlichen Beziehungen befaßt. Eine Explosion der Ursachenfindung hat stattgefunden. Und die Deutungen der individuellen Seelenpein sind Legion. Auffallend daran: es finden pauschale Schuldzuweisungen statt. Die eigene Verantwortlichkeit wird nicht mehr hinterfragt. Für alles und jedes werden Ursachen gesucht und gefunden, die mit dem eigenen Ich nur mittelbar, wenn überhaupt, zu tun haben. Ein besonders hartnäckiger Modetrend ist dabei die Schuld der Eltern. Deren fehlerhaftes Verhalten ihren Kindern gegenüber. Ausgeübte Zwänge, zu Terror hochstilisiert, gelten als Ursachen schwerster Traumata. Diese aufzuarbeiten, sich von ihnen zu befreien, ist höchstes Ziel.

In Partnerbeziehungen führt dies zu einer Nabelschau von Egoismen. Kommt hinzu, daß vom Partner Hilfestellung erwartet wird. In selbstloser, aufopfernder Form. Was den Partner natürlich hoffnungslos überfordert. Denn selbstverständlich hat auch er seine Traumata. Will diese gleichfalls aufarbeiten. Will Hilfestellung vom Partner. Ein scheinbarer

Ausweg sind die zahllosen Therapiegruppen, Selbsthilfезirkel, Selbsterfahrungskreise etc.

Natürlich haben diese Gruppen ihre Daseinsberechtigung. Sie sind partnerentlastend und sie verhindern, daß Berge von Seelenmüll einzig auf eine Person abgeladen werden, die davon schon nach kurzer Zeit zugeschüttet wäre.

Nur ändern diese Gruppen in den seltensten Fällen etwas an den Problemen. Sie hinterlassen meist schlichte Ratlosigkeit oder verstärken den Egoismus. Befreiung also als schiere Aufwertung des Ich und Demontage der Persönlichkeit anderer? Durchaus nicht, denn eine Befreiung findet gar nicht statt. Oftmals nicht einmal eine Erklärung, sondern einfach Schuldzuweisungen. Natürlich an andere.

Als Beispiel hierfür noch einmal Angelika und Brigitte.

4

Angelika war in zweiter Ehe sechs Jahre verheiratet und hatte einen anderthalbjährigen Sohn, als das Verhältnis zu ihrem Mann sich derart verschlechterte, daß sie ihn, unter Mitnahme des Kindes, eines Abends verließ. Sie paßte hierfür einen Zeitpunkt ab, als der Mann nicht zu Hause war.

Beide, Angelika ebenso wie ihr Mann, sind starke, ausgeprägte Persönlichkeiten. Beide haben beruflich viel mit Menschen zu tun. Sie durch ihre Tätigkeit als Hebamme, er als Verlagskaufmann.

Zu Beginn ihrer Beziehung fühlte sich Angelika ihrem Mann in fast allen Bereichen unterlegen. Es machte sie froh und glücklich, und gab ihr, wie sie einräumt, »sehr viel Stärke«, daß ihr Mann alles unterließ, was ihr seine Überlegenheit deutlich machte.

»Er hat eigentlich immer alles getan, um mich zu fördern, beruflich wie privat. Nächtelang haben wir diskutiert. Er hat stapelweise Bücher angeschleppt, die wir oftmals gemeinsam

gelesen haben. Doch, ich habe außerordentlich von ihm profitiert.«

Allerdings war und ist es Angelika gewohnt, im Mittelpunkt zu stehen. Es bereitete ihr daher Schwierigkeiten, zu erleben, daß im Freundeskreis meist ihr Mann im Mittelpunkt stand. Sie sann auf Abhilfe, und da es unter Frauen immer leichter ist, gemeinsame Themen zu finden, zumal wenn diese sich um Kinder und um Geburt drehen, fand Angelika, die sich

beruflich außerordentlich engagiert, auch stets sofort Anknüpfungspunkte. Als Vorkämpferin einer natürlichen Geburt nach Lamaze und Leboyer, als eine Frau, die psychosomatische Geburtsvorbereitungskurse, mit sehr großem Zulauf, veranstaltet, nutzte sie jede Möglichkeit, für ihre Ziele und Ideen zu werben.

»Mein Mann hat mir vorgeworfen, jedes Treffen mit Freunden binnen kürzester Zeit in ein geburtshilfliches Fachseminar umzufunktionieren«, gibt sie zu. Ich weil? aus eigener Erfahrung mit Angelika, daß dieser Vorwurf nicht aus der Luft gegriffen ist.

Da nach Angelikas Meinung zu einer natürlichen Geburt auch die Einbeziehung des Mannes, Rooming in, etc. gehört, verwickelte sie in schöner Regelmäßigkeit auch die jeweils anwesenden Männer in ihre Gesprächsrunde. Und natürlich gelang es keinem von ihnen, sich zu entziehen. Wer will schon, noch dazu vor Freunden und Bekannten, auf deren Meinung über sich er Wert legt, als rückständig gelten?! Diesen psychologischen Vorteil nutzte Angelika konsequent. »Das führte, wenn auch noch nicht zum Streit, so doch zu kleinen Reibereien. Aber ich mußte meinem Mann begreiflich machen, wie wichtig meine Arbeit ist. Wichtiger sogar noch als seine. Denn bei meiner Arbeit geht es um Kinder, um künftige Generationen, um unser wertvollstes Gut.«

So aner kennenswert und lobenswert Angelikas Bemühungen auf ihrem Fachgebiet sind, sie schießt im missionarischen Übereifer weit über das Ziel hinaus. Es ist in diesem Zusammenhang bezeichnend, daß sie selbst ihr Kind, wiewohl

glühende Verfechterin der natürlichen Geburt, und trotz günstiger Umstände, per Kaiserschnitt bekam.

Ihr Mann hatte nichts gegen die Umwandlung des Ehebettes in ein Familienbett. Er kümmerte sich - und kümmert sich noch - liebevoll um den Sohn, mußte jedoch Veränderungen an seiner Frau feststellen, die schließlich zu handfesten Auseinandersetzungen führten.

»Natürlich habe ich sehr schnell nach der Geburt wieder begonnen, meine Vorbereitungskurse durchzuführen. Und diese sind, das bestätigen mir auch die Frauen, seither noch besser geworden.«

Vor allem aber dauerten sie länger. Immer öfter mußte ihr Mann zuweilen zwei bis drei Stunden nach der üblichen Zeit auf die Rückkehr seiner Frau warten und sich dabei um das Baby kümmern. Angelika fand das ganz normal.

Auf die Vorhaltungen ihres Mannes reagierte sie trotzig. Und blieb bewußt noch länger weg. Womit der Weg in die Trennung vorprogrammiert war.

Heute erklärt Angelika dies so: »Ich hatte einfach Angst vor ihm, vor seinen Vorwürfen. Ich konnte sagen was ich wollte, es hatte keinen Sinn. Er hat mich nicht verstanden.«

Also sondierte sie sorgfältig das Terrain, erkundigte sich im Kreis ihrer Freundinnen, bei welcher sie unterschlüpfen könne. Als ihr Mann eines Tages beruflich unterwegs war, nutzte sie die Gunst der Stunde und verschwand.

»Er hat in jener Nacht bei -zig Freunden und Bekannten angerufen, um herauszukriegen, wo ich war. Aber ich hatte allen Bescheid gesagt und die haben einfach nicht abgenommen.« Noch heute ist Angelika stolz auf ihre »Um-sicht«.

Als sie sich einige Tage später dann doch telefonisch bei ihrem Mann meldete, war ihr erster Satz: »Du kannst sagen was du willst, zurück komme ich nicht mehr. Ich muß erst einmal zu mir selbst finden.«

Gefunden hatte sie zunächst einmal Unterkunft bei einer finanziell sehr gut gestellten Freundin. Diese beschäftigt

zwei Angestellte. Eine für den Haushalt und eine zur Aufsicht der Kinder. Angelikas Sohn wurde mühelos integriert.

Auch in Gelddingen ging es der Hebamme großartig. Sie hatte ihr Gehalt, die Einnahmen aus ihren Kursen und Nachsorgen, mußte weder Miete noch Nebenkosten bezahlen und was den Lebensunterhalt betraf, so lebte sie einfach im Haushalt ihrer Freundin mit.

Diese befand sich übrigens in einer ähnlichen Situation, hatte auch gerade ihren Mann verlassen und versuchte, sich »aus etablierten Zwängen zu befreien«.

Die beiden Frauen diskutierten ihre Lage wochenlang. Sie kamen, nach emsiger Lektüre der Bücher von Alice Miller, zu dem Schluß, daß ihre starken Mütter schuld an ihrer momentanen Situation seien. Eine Meinung, die Angelika später änderte.

»All die Zwänge, die während meiner Kindheit auf mich ausgeübt wurden, die habe ich natürlich während meiner Ehe auch gelebt. Ich habe immer um Liebe betteln müssen. Und natürlich hat sich das niedergeschlagen. Das hat mit meinem Mann gar nicht mal so viel zu tun«, erklärt Angelika im Interview. »Ich habe dann, zusammen mit meiner Freundin, eine Therapie angefangen. Aber das war nichts. Der Typ war selber viel zu gestört, wenngleich er uns einige gute Ansätze vermittelt hat. Er hat uns nämlich gezeigt, welchen Einfluß unsere Mütter noch heute auf uns haben. Sie bestimmten immer, was in der Familie so lief.«

Angelika verdrängt dabei völlig, daß sie bis zum Hals in den Fußstapfen ihrer Mutter steht. Denn auch sie versuchte ja zu bestimmen, was in ihrer Familie »lief«, setzte bei ihrem Mann jede Freiheit durch und versteht bis heute nicht seine Gegenwehr. Sie ist nicht kompromißbereit. Denn, was immer sie tut, und sei es noch so falsch, es gibt dafür einen Schuldigen: ihre Mutter. Angelika selbst will damit nichts zu tun haben. Noch krasser, weil auch in den Auswirkungen fataler, verhält es sich bei Brigitte. Sie beschloß, nach fünfjähriger Zweitehe, wieder halbtags zu arbeiten.

»Die Kinder, das Haus, die Stillgruppe, das ging mir alles auf den Keks. Meine Mutter hat mir zwar sehr viel gemacht, aber trotzdem, ich wollte, ich mußte raus.« Als Goldschmiedin fand sie rasch eine Beschäftigung. Um Haushalt und Kinder kümmerte sich ihre Mutter. Und zwar ganztags. Denn Brigitte stellte sehr schnell fest, daß das Leben ihr mehr zu bieten hatte, als Haushalt, Familie und ihren Job. Sie fand in der nahegelegenen Großstadt fast umgehend wieder Anschluß zu Frauengruppen, mit denen sie nach Herzenslust diskutieren konnte. Und natürlich pflegen solche Gruppen auch ein Gesellschaftsleben, ein Frauengesellschaftsleben. Ehemann Walter nahm es hin, kümmerte sich, wie immer, abends um die Kinder. Um eines Tages festzustellen, daß seine Frau ausgezogen war, zu ihrer Schwester, deren Mann, wie es sich traf, just seine Frau verlassen hatte.

Für Brigitte stand fest, das machte sie ihrem Mann wie auch ihrer Mutter klar, daß die Kinder beim Vater bleiben müßten, schließlich gäbe es in der Wohnung der Schwester für drei weitere Mitbewohner keinen Platz. Außerdem sollten die Kinder nicht aus ihrer gewohnten Umgebung gerissen werden.

Auf die Frage, was sie denn zu ihrem plötzlichen Auszug bewogen habe, antwortete Brigitte: »Ich mußte einfach aus diesen täglichen Zwängen raus. Ich hab' das nicht mehr ertragen, mußte unbedingt wieder zu mir selbst finden. Wieder ich sein. Nicht mehr ständig Rücksichten nehmen auf Kinder, Mann und Mutter. Ich habe auch das andauernde beobachtet werden durch die Nachbarn nicht mehr ertragen, ebensowenig wie die Vorhaltungen meiner Mutter. Denn

mein Haushalt war ja praktisch der ihre. Ich habe mich da wie ein kleines Kind gefühlt. Davon mußte ich mich befreien.«

Und ihr Mann, allein mit den Kindern, auch mit dem Adoptivkind aus Brigittes erster Ehe?

»Meine Mutter hat ja bestens für die gesorgt. Für Walter und die Kinder hat sich im Grunde doch überhaupt nichts geän-

dert. Nur für mich. Ich war endlich frei und konnte tun was ich wollte.«

Nicht sehr lange, denn bereits nach zweieinhalb Monaten hatte Brigitte Krach mit ihrer Schwester. Er resultierte daraus, daß die beiden sich nicht über die Benützung des Schlafzimmers einigen konnten. Brigittes Schwester vermochte nicht einzusehen, warum sie das Ehebett nicht mit ihrem Freund, dessentwegen ihr Mann sie verlassen hatte, teilen konnte, weil Brigitte darin gerade ihren zehn Jahre jüngeren, farbigen Liebhaber empfing.

Diesen Liebhaber hatte es schon gegeben, als sie noch bei ihrer Familie wohnte. Allerdings war es dort ungleich schwieriger gewesen, ihn bei sich zu haben.

Nach dem Krach mit ihrer Schwester versuchte Brigitte abzuklären, ob eine Rückkehr zu ihrer Familie möglich sei. Zu den Gesprächen mit ihrem Mann brachte sie ihren Liebhaber mit. Das schwer Vorstellbare gelang: Den Kindern zuliebe

stimmte Walter ihrer Rückkehr zu. Unter der Bedingung, daß sie ihren Freund aufgeben müsse. Versprochen hat sie es, gehalten aber nicht. Wegen der Doppelbelastung Familie und Geliebter, gab sie ihren Job wieder auf. Ihre Mutter versorgte nach wie vor ihren Haushalt, damit Brigitte eine Therapie machen konnte.

»Dort haben sie mir erklärt, daß mein Verhalten ganz typisch ist für muttergeschädigte Kinder. Diese müssen irgendwann ausbrechen, die können gar nicht anders.«

Die Schuldzuweisung stimmt. Das Leben geht weiter.

Wer Dinge nicht zu verantworten hat, kann sich um so leichter zu ihnen bekennen. Und Brigitte tut das auch in aller Öffentlichkeit. Bemerkt sie einmal im Freundeskreis doch die eine verwirrt oder erstaunte hochgezogene Augenbraue, dann weiß sie sich geschickt zu verteidigen.

Sie erweitert die Schuldzuweisung an ihre Mutter um den Aspekt der emanzipierten Frau, die schließlich ihre Rechte wahrnehmen müsse.

»Bislang hatten immer nur die Männer das Recht, fremdzu-

gehen. Bei denen wird das als Kavaliersdelikt angesehen. Frauen haben aber die gleichen Rechte wie Männer. Was ist also dabei? Es ist höchste Zeit, den Männern zu beweisen, daß wir gleichberechtigt sind.«

5

Auf der Suche nach Argumenten gegen den Partner wird bereitwillig angenommen, was nur in irgendeiner Form zur vorgefaßten Meinung paßt. Bei meinen Gesprächen konnte ich immer wieder feststellen, daß die von mir befragten Frauen alle dieselben Bücher gelesen hatten. Und noch etwas fiel auf. Alle gaben vor, sich selbst in diesen Büchern wiedergefunden zu haben.

Es liegt auf der Hand, daß ein Mensch, der ein Haus baut, Parallelen zu seinem Tun in der entsprechenden Literatur finden wird.

Ähnlich verhält es sich mit Problembeschreibungen in Partnerschaften. Doch hat die Verallgemeinerung hier schlimme Folgen, weil die Individualität auf der Strecke bleibt. Eine persönliche Lebensoder Partnerschaftskrise mag auf den ersten Blick durchaus die gleichen Ursachen haben, wie bei einem anderen Paar, indes sind die individuellen Voraussetzungen stets andere. Folglich müssen auch andere Lösungen gefunden, Krisen anders bewältigt werden. Es gibt keine Patentrezepte für Glück.

Auch dann nicht, wenn sich ganze Heerscharen von Frauen danach auf die Suche begeben. Denn diese Suche verkommt, besonders im Kollektiv, zu einer Anhäufung von Argumenten gegen den Partner. In der überwiegenden Zahl der Fälle wappnen die Frauen sich lediglich argumentativ gegen die Männer.

Besuche bei Therapiegruppen haben gezeigt, daß dieses Verhalten durchaus die Form fröhlicher Schnitzeljagden anneh-

men kann. Aufgefordert, Dinge zu nennen, die Männer falsch machen, wo sie Machtansprüche herauskehren, gewalttätig werden oder sich gehen lassen, sprudeln Frauen förmlich über. Sehr schnell entsteht durch die Erkenntnis, mit den Problemen nicht allein zu sein, ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Es wird beschlossen, sich gegen die Unterdrückung durch den Mann zur Wehr zu setzen. Schon ist die Aggression geweckt und steigert sich durch die Gruppendynamik.

Sicher ist richtig, daß hier »eine seelische und globale Zerstörung droht« nämlich durch eine immer schneller fortschreitende Ausuferung des Kampfes der Geschlechter. Angezettelt aus schierer Lust an der Macht. Der Satz, daß Kriege von alten Männern angefangen und von jungen ausgetragen werden, könnte schon sehr bald auf Frauen transponiert werden. Aus Wut darüber, Machtansprüche selbst nicht mehr durchgesetzt, machtpolitische Ziele nicht erreicht zu haben, versprühen diese alten Frauen Gift, das bei jungen Frauen auf fruchtbaren Boden fällt. Was ist Frauenarbeit?

Unsere Kommunikationsgesellschaft ermöglicht die blitzschnelle, weltweite Verbreitung von Nachrichten, Thesen, Meinungen, Polemik, von Geisteshalten aller Art. Dabei fällt auf, daß seit etwa zehn Jahren ganz konkret zwischen männlichen und weiblichen Werten öffentlich unterschieden wird. Die Antagonisten greifen diese Schlagworte begierig auf, verwenden sie als Waffe. Durch die allumfassende Kommunikation erfahren sie Zuspruch aus den jeweiligen Lagern auf der ganzen Welt. Und fallen damit dem Trugschluß

anheim, globale Probleme aufgegriffen zu haben und sich ihrer Erlösung zu widmen.

Es sind aber immer wieder »nur« individuelle Probleme. Was diesen Problemen nichts von ihrer Wichtigkeit nimmt. Ihre Lösung kann indes nicht in einem Machtkampf der Geschlechter liegen. Weil: Die Frau ist gegenüber dem Mann ganz sicherlich gleichberechtigt. Aber nicht gleich. Dies ist so augenscheinlich, daß die meisten Feministinnen es glatt übersehen.

Männer hingegen übersehen diesen Unterschied nicht. Sie haben ihn von klein auf verinnerlicht.

Die, von Feministinnen propagierte, Gleichheit der Geschlechter läßt sich nicht verinnerlichen. Man kann sie höchstens herbeireden. Weil es sie nicht gibt, ist dies die Schwachstelle in der Angriffsformation der Feministinnen und muß sorgfältig gedeckt werden.

Am häufigsten geschieht dies durch Verdrängung oder durch Totschweigen.

Läßt sich ein Mann dadurch nicht beirren, läuft er Gefahr, in die Umkehr uralter, gewachsener, bewährter Arbeits- und Aufgabenteilung verstrickt zu werden. Und ist hoffnungslos gefangen.

Er muß sich die Frage gefallen lassen, ob es denn an seinem Thron sägt, wenn er »Frauenarbeit« macht. Womit er einem modernistischen, gesellschaftlichen Zwang unterliegt: Natürlich sägt es nicht an seinem Thron, natürlich macht er diese »Frauenarbeit« gern. Selbstverständlich ist er bereit, die Frau zu entlasten. Ohne Frage will er fast alles tun, ihr das schwere Los, Frau zu sein, zu erleichtern.

Männer lassen sich hier tatsächlich leicht ins Bockshorn jagen. Vor allem jene aus der Mittel- und Oberschicht, die für sich in Anspruch nehmen, progressiv und verständnisvoll zu sein. Um dieser Attribute nicht verlustig zu gehen, nehmen sie es sehr oft auf sich, gegen ihre innerste Überzeugung tätig zu werden. Oder auch nur schlicht gegen die Vernunft.

Es ist den Feministinnen gelungen, auf diesem Gebiet einen überragenden, propagandistischen Sieg zu erringen.

Festzuhalten bleibt, daß der schöne Schein der Emanzipation das Selbstbewußtsein der Frauen erheblich gestärkt, die Männer dafür sehr verunsichert hat. Für beide Teile sind die Positionen, die sie erreicht haben, bzw. auf welche sie abgedrängt wurden, noch so neu, daß ihnen das richtige Verhalten Schwierigkeiten bereitet.

Man kann es den Frauen nicht verdenken, daß sie gewonnenes Terrain behalten wollen. Andererseits ist begreiflich, daß

die Männer ihre Verluste wettmachen, zurückerobern wollen. Wünschenswert wären Friedensverhandlungen an Stelle von Abnützungsschlachten.

Friedensverhandlungen sind aber weitaus weniger Überzeugungssache als Krieg. Weil der Kompromiß den Sieg verfälscht. Die Frage, ob denn ein Sieg überhaupt zu erreichen, ob er gar wünschenswert ist, bleibt ungestellt. Schon deshalb, weil der Terraingewinn so überaus mühsam war. So viel Kraft und, vor allem, List gekostet hat.

Ein Beispiel für die List: Seit sich Frauen verstärkt in der Politik betätigen, seit dem Einzug der Grünen in die Parlamente, seit den sich häufenden öffentlichen Auftritten von Frauen, besonders in den elektronischen Medien, hat die Vokabel »denken« eine unerhörte Aufwertung erfahren. Ihr Gebrauch, der in der permanenten Wiederholung eher ermüdend wirkt und nicht gerade von Sprachmächtigkeit zeugt, hat sich in öffentlichen wie privaten Diskussionen unendlich vervielfältigt. Diese Vokabel wird bei jeder Meinungsäußerung erklärend, beschwörend, unterstreichend verwendet. Dies geschah zunächst hauptsächlich von Frauen. Inzwischen haben Männer dieses Wort in ihr rhetorisches Arsenal übernommen. Ein listiger, kleiner Sieg der Feministinnen. Kleine Siege verlangen nach größeren, die propagandistisch ausgeschlachtet werden können. Vor allem aber nach persönlichen Siegen. Es kommt den, auf Emanzipationskurs segelnden, Frauen darauf an, sich individuell durchzusetzen. Gegen ihren persönlichen Partner, ihren vermeintlich ganz privaten Feind.

Es beginnt mit dem Negieren »überkommener Wertvorstellungen«. Neue Wertvorstellungen wurden zwar noch nie klar und detailliert formuliert. Aber darauf kommt es nicht an. Wichtig ist, daß die Werte als solche neu sind. - Oder sind sie das gar nicht? Hat es das alles schon einmal gegeben? Ist es wieder verschwunden, weil es sich nicht bewährt hat? War Rollentausch schon einmal ein gravierender Fehler? - Die Entdeckung des Neuen und seine Erprobung verträgt sich,

zumindest auf zwischenmenschlichem Gebiet, nur in den seltensten Fällen mit Partnerschaft. Es zerstört sie vielmehr. Also gilt es, sich abzunabeln. Dies wird als befreiender Schritt angesehen.

Gesellschaftliche Zwänge müssen auf dieser Wegstrecke zur Emanzipation ignoriert werden. Auch andere Zwänge, familiäre zum Beispiel. Kinder haben nicht hinderlich zu sein. Versorgungsansprüche lassen sich gerichtlich durchsetzen. Rücksichtnahme - was soll das? Rücksicht vor allem auf wen? Auf den Mann, den Unterdrücker?

Abnabelung tut not! Nur, wie nabelt man / frau sich ab? Frauen haben es da erheblich leichter als Männer. Gerade weil sie in eine Solidargemeinschaft eingebunden sind, die auf diesem Gebiet nur einen Feind kennt: den Mann.

Männer hingegen haben viele Feinde, zahllose Konkurrenten. Die Rivalität unter ihnen ist nicht auf ein Gebiet beschränkt. Folglich sind sie auch in keine vergleichbare Solidargemeinschaft eingebunden. Sie sind wesentlich verletzlicher, erpreßbarer. Vor allem aber, einfacher zu demütigen. Die Demütigung des Gegners ist der letzte Triumph des Sieges. Ihn auszukosten gibt Stärke. Und diese Stärke brauchen Frauen ganz dringend. Spätestens dann, wenn sie es geschafft haben, sich abzunabeln. Denn damit ist das Kapitel Partner ja keineswegs abgeschlossen. Ein neues Perpetuum mobile wird in Gang gesetzt. Unter immer gleichen Voraussetzungen.

Die neue Frau findet sich auf der Suche nach dem neuen Mann als die alte Frau mit dem alten Mann wieder. Nicht notwendigerweise endlos, aber ganz gewiß mehrfach, Beispiele hierfür gibt es zuhauf. Die Mechanismen, die dann greifen, sind jenen vergleichbar, die ablaufen, wenn Schüler Klassen wiederholen. Sie reichen von besonderer Anstrengung, diesmal das Ziel zu schaffen, über Trotz bis zur Rache. Das Objekt, an welchem diese Gefühle ausgelassen werden, ist immer der Mann.

Und er ist absolut wehrlos, weil er ja nicht wissen kann, was

da Neues auf ihn zukommt. Weil Männer auch viel unbefangener Partnerschaften eingehen. Und sich damit ausliefern. Ihre Erwartungshaltung an Partnerschaften ist eine andere als bei Frauen. Weitaus unkomplizierter, längst nicht so komplex. Ihr intellektueller Anspruch an die Partnerschaft als solche ist viel einfacher als jener von Frauen. Was diese aber oft nicht verstehen - oder wenigstens glauben - wollen. Frauen gelingt es offenbar nur ganz selten, Männer so zu nehmen, wie sie sind. Hier kommt bei ihnen die Mutter, die Erzieherin durch.

Dabei sind Männer auf diesem Gebiet ganz einfach »gestrickt«. Sie haben auf zahlreichen Lebensebenen Feinde. Auf die Idee, sich einen Feind ausgerechnet in die Partnerschaft zu holen, kommen sie nicht. Wenn sie es endlich gemerkt haben, ist es zu spät.

Die Schlacht kann beginnen, ihr Ausgang ist vorhersehbar. Es soll nicht untersucht werden, was dies über die Lernfähigkeit des Menschen aussagt.

6

Männer können, was ihre Lebensoder Karriereplanung anbelangt, große Strategen sein. Ihren Absprung aus einer Partnerschaft organisieren sie aber nur sehr selten. Sie reagieren eher spontan, mit allen nachteiligen Folgen. Und sie riskieren dabei auch die Schuldzuweisung. Juristisch wird derartige, »böswilliges Verlassen« genannt und vom Gesetzgeber geahndet. Es ist bezeichnend, daß unsere westlichen Demokratien kein Rachesondern ein Strafrecht kennen. Eine Verfehlung wird bestraft.

Aber natürlich wird sie auch gerächt. Im Privatleben von den jeweils Betroffenen. Frauen neigen viel stärker zur Rache als Männer. Es entspricht ihrem Naturell. Außerdem haben sie Rache gelernt. Von klein auf. Sie finden auch stets ein Zielob-

jekt für ihre Rache. Wenn es denn nicht der Mann ist, so ist es das Kind, sind es die Kinder. Weil diese ja »von ihm« sind. Da Frauen um die Rache wissen, trachten sie umsichtig, ihr zu entgehen. Folglich planen Frauen sorgsam, bevor sie aus einer Partnerschaft ausbrechen.

Angelika hatte, bevor sie ihren Mann verließ, alles genau bedacht. Mit Freundinnen hatte sie ihr Verhalten durchgespielt, ihre Aktionen gewissenhaft vorbereitet, in Rollenspielen geprobt, wann und auf welche Weise sie mit ihrem Mann nach dem Tag X wieder Verbindung aufnehmen würde.

Denn ihr Tun sollte moralisch sein. Sollte Gut und Böse klar voneinander trennen: Sie, rein und gut, von dem Verantwortungsgefühl für sich und das Kind getrieben, mußte den Schnitt vollziehen. Er, böse und machtbesessen, mußte öffentlich als der Verursacher feststehen.

Weil Frauen Geheimnisse, gerade auch in einer Partnerschaft, weitaus besser bewahren können als Männer, fällt es ihnen leichter, ihre Pläne zu verwirklichen. Angelikas Absprungsstrategie ist exemplarisch.

Monatelang hatte sie im Kreise ihrer Freundinnen sondiert. Sich genau ausgerechnet, bei welcher sie unterschlüpfen könnte. Bei der Verfolgung dieses Zieles war ihr jede Manipulation recht. Sehr schnell hatte sie Andrea zum Drehund Angelpunkt ihres Planes erkoren.

Andrea war zu jenem Zeitpunkt sechsundzwanzig, seit sechs Jahren verheiratet und Mutter zweier Töchter. Als Frau eines Zahnarztes und selbst Erbin einer florierenden Maschinenbaufabrik ging es ihr finanziell hervorragend.

Nach dem frühen Tod des Vaters im Kreise ihrer Mutter und diverser Tanten, fast ausschließlich in Frauengesellschaft, aufgewachsen, »der einzige Mann, den ich in meiner Kindheit und Jugend näher kennengelernt habe, war unser Pfarrer«, machte sie mit neunzehn Jahren Abitur. Sie sollte Wirtschaftswissenschaften studieren, um sich auf die Übernahme der väterlichen Firma vorzubereiten.

»Mit Wirtschaftswissenschaften konnte ich mich aber ein-

fach nicht anfreunden. Das war mir zu dröge. Also habe ich mich umgetan, einfach mal geschnuppert, was mich denn interessieren könnte.«

Da ohne finanzielle Sorgen, suchte sie nicht im Vorlesungsverzeichnis, sondern mehr auf dem Tennisplatz und auf einem Gestüt, wo sie Reitunterricht nahm.

Auf dem Tennisplatz wurde sie fündig. Dort lernte sie ihren Mann kennen. »Georg ist ein großartiger Spieler, Und er war so ganz anders als die Männer, die ich vorher kennengelernt hatte.« Er stammt aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, sein Vater war über die untere Beamtenlaufbahn nie hinaus gekommen.

Doch Georg hatte sich durchgeboxt, Abitur gemacht, studiert und wollte sich nun als Zahnarzt niederlassen. Er machte Andrea auf eine »rührend tolpatschige und scheue Art« den Hof und so gar keine Anstalten, sie in sein Bett zu bekommen. Es wurde gemunkelt, daß »er eigentlich schwul« sei.

Und das gab den Ausschlag. Andrea beschloß, Georg »zu bekehren«. Nachdem sie nunmehr in ihrer Beziehung zu Georg die Initiative übernommen hatte, gelang die »Bekehrung« ziemlich rasch.

Gegen den Willen ihrer Mutter setzte Andrea ihre Heirat durch. »Es war das erste Mal, daß ich mich getraut habe etwas zu tun, was meine Mutter nicht gut fand. Die Erkenntnis, das zu können, hat mich unwahrscheinlich aufgebaut.« Außerdem genoß Andrea ihre Ehe. Energisch und zielstrebig ging sie daran, Zukunftspläne für sich und ihren Mann in die Tat umzusetzen. Nach den zwei kurz aufeinanderfolgenden Erfolgserlebnissen, der »Bekehrung« ihres Mannes und dem Durchsetzen gegenüber ihrer Mutter, zweifelte sie nicht daran, auch weiterhin auf Erfolgskurs zu sein.

Es war Andrea, die den Standort für die künftige Praxis ihres Mannes aussuchte. Sie fand auch ein Haus, richtete es ein und stürzte sich mit schier unerschöpflicher Energie in die Organisation der Zahnarztpraxis. Das Rüstzeug dafür besorgte sie

sich in Kursen. Nachdem ihre Planungen konkrete Formen angenommen hatten und dem Erfolg augenscheinlich nichts im Wege zu stehen schien, wurde Andrea, wiederum planmäßig, schwanger.

Die Praxis ihres Mannes florierte seit einem halben Jahr prächtig, als Andrea ihre erste Tochter gebar. Sie hatte bei Angelika einen Schwangerschaftsvorbereitungskurs gemacht und war auch von »ihrer Hebamme« entbunden worden.

Erste freundschaftliche Kontakte zwischen den beiden schlofen allerdings wieder ein. Andrea war zu sehr mit ihrem Haushalt, dem Baby und der Arbeit in der Praxis ihres Mannes beschäftigt. Letztere vernachlässigte sie jedoch immer mehr, weil sie von ihrer Tochter zu sehr beansprucht wurde.

»Für Georg war dies zunächst ganz schlimm, denn er hatte sich auf meine Mitarbeit verlassen, mit ihr fest gerechnet. Aber dann hat er sich eine Sprechstundenhilfe genommen und ich war eigentlich in der Praxis überflüssig«, erzählt Andrea.

Auch zu Hause kam sich Andrea schon recht bald überflüssig vor. Dem Beispiel ihres Mannes folgend, hatte sie eine Haushaltshilfe angestellt, die ihr sechs Tage in der Woche alle Arbeit abnahm. Blieb als Aufgabe die Tochter. Für diese engagierte Andreas Mutter, der das Zutrauen zu den erzieherischen Fähigkeiten ihrer Tochter fehlte, eine Kinderfrau. So stand Andreas Rückkehr in die Praxis ihres Mannes

eigentlich nichts mehr im Wege. Doch da gab es die Sprechstundenhilfe, »... der mein Mann nicht kündigen wollte. Ich habe erst Monate später gemerkt, warum. Bei der konnte er nämlich den Chef herauskehren. Konnte mit ihr umspringen, wie es ihm paßte. Mit mir konnte er das nicht.« Hinzu kam, daß Andrea herausfand, daß ihr Mann »schwarze« Einnahmen hatte, die er vor ihr verbergen wollte.

»So viel Geld war das eigentlich gar nicht. Aber ihm war es wichtig. Weil bisher immer ich diejenige gewesen war, die das Geld hatte.« Nun versuchte Andrea erst recht, wieder in der

Praxis ihres Mannes zu arbeiten. Vergeblich. Vielmehr drängte Georg auf ein zweites Kind und seine Frau »... fand diesen Gedanken zuerst auch ganz gut«. Also wurde sie wieder schwanger.

Schon früh begann sie diesmal, die Vorbereitungskurse bei Angelika zu besuchen. Und die Freundschaft frischte wieder auf. Die beiden Frauen besuchten sich gegenseitig, kamen sich menschlich sehr nahe.

»Angelika hat mir sehr schnell bewußt gemacht, wo meine familiären Defizite lagen, und wo ich mich gegen Georg durchsetzen mußte. Durch sie habe ich ein ganz neues Bewußtsein entwickelt.«

Es begann harmlos. Auf Angelikas Anraten besuchte Andrea Ausbildungskurse für psychosomatische Geburtsvorbereitung und legte auch eine Prüfung ab.

»Es war das erste Mal, daß ich eine Ausbildung angefangen, durchgeführt und erfolgreich beendet habe«, bekennt Andrea. Angewandt hat sie das Gelernte in der Praxis indes nie. Dem stand zuerst die Geburt der zweiten Tochter entgegen mit der darauf folgenden Umorganisation des Haushalts und danach die Auseinandersetzung mit Georg. »Jetzt wollte ich mich endlich selbst verwirklichen. Aber er hat mich nicht gelassen.«

Von Angelika darin bestärkt, daß Georg ein schwächlicher Tyrann sei, hoffnungslos verstrickt in überkommene, chauvinistische Schemata, begann Andrea sich zu befreien, geleitet und bestärkt von ihrer Freundin.

»Um Abstand zu gewinnen, aus der familiären Enge herauszukommen, habe ich erst einmal Urlaub gemacht, mir ein bißchen die Welt angesehen.« Zusammen mit ihren Kindern, ihrer Mutter und dem Kindermädchen, brach Andrea zu einer dreimonatigen Amerikatour auf.

»Von meinem Mann hatte ich mich bei meiner Rückkehr schon unheimlich weit entfernt, wenngleich ich das natürlich noch nicht wahrhaben wollte. Ich war nämlich immer noch tief eingebettet in alte, angeblich normale, familiäre Zwänge.

Diese verbieten, daß eine junge Mutter mit zwei Kindern und einem beruflich erfolgreichen Mann eigene Wege geht. Zumindest nicht in der Öffentlichkeit. Ich habe einfach falsche Rücksichten genommen. Daran gedacht, welchen Eindruck es auf Patienten, auf Freunde und Bekannte macht, wenn ich plötzlich mein eigenes Leben lebe. Dem Geflecht sogenannter Traditionen zu entrinnen ist unheimlich schwer. Ohne Angelikas Hilfe hätte ich es sicherlich nicht, zumindest nicht so schnell und gründlich, geschafft.«

Angelikas Hilfe für Andrea war vielfältig. Zunächst gelang es ihr, die Jüngere davon zu überzeugen, von ihrem Mann »untergebuttert« zu werden.

»Denk doch nur an deine zweite Tochter. Die hat er dir doch nur gemacht, damit er dich in der Praxis vom Hals hat. Und dann das mit dem Schwarzgeld. Damit betrügt er dich.« Und genau dies sagte Andrea ihrem Mann. Damit hatte der Krieg begonnen.

»Wir konnten nicht mehr zusammen schlafen, geschweige denn miteinander. Irgendwann fing Georg im Laufe unserer Auseinandersetzungen an, zu trinken. Er kam dann immer betrunken ins Bett, schnarchte. Also habe ich getrennte Schlafzimmer eingerichtet und damit begonnen, mich auch sonst innerhalb des Hauses räumlich von ihm zu trennen. Ich wollte etwas ganz Eigenes anfangen. Irgendwas machen.« Mangels klarer Zielvorstellung ging Andrea zunächst wieder auf Reisen. Ohne Mutter, aber mit Kindern und Kindermädchen. »Ich habe mir die Karibik angesehen, toll!«

Rechtzeitig zur Geburt von Angelikas Sohn war sie wieder zurück. Und bitter enttäuscht, daß sie nicht als Patin erwählt wurde. »Ihr Mann war dagegen.«

Um dennoch zu zeigen, wie sehr sie den Sohn ihrer Freundin ins Herz geschlossen hatte, begann sie, das Baby mit teuren Geschenken zu überschütten. Wofür sie sich vorwurfsvolle Fragen von Angelikas Mann einhandelte. »Ob ich es gut finden würde, ein Baby, das nach wenigen Monaten aus den jeweiligen Sachen heraus wächst, immer wieder für gut tausend

Mark einzukleiden, hat er gemosert. Aber der war bloß eifersüchtig auf mein Geld. Weil er gerade beruflich in der Krise war und sich mir einem Hauskauf übernommen hatte.«

Zu jener Zeit versuchten die beiden Familien freundschaftlichen Umgang miteinander. Aber die Männer waren in ihren Interessenslagen zu verschieden, als daß es zu mehr als freundlicher Konversation reichte. Und von ihren Frauen wurden sie bei ihren Treffen regelmäßig allein gelassen. Diese hatten »Frauensachen zu besprechen. Im Gegensatz zu Georg hat Angelikas Mann ein sehr herzliches und ungezwungenes Verhältnis zu Kindern, ganz besonders natürlich zu seinem Sohn. Daniel ist der geborene »Kindertyp«.

Angelikas Sohn war vier Monate alt, als die beiden Frauen befanden, urlaubsreif zu sein. Andrea übernahm die Planung und auch die Kosten. Das Urlaubsgeld war also der Grundstock für Angelikas »Fluchtkasse«.

Während Georg sich zunächst heftig gegen den Urlaub seiner Frau sträubte, war Angelikas Mann durchaus für die Pläne der Frauen. Es war Daniel zu jenem Zeitpunkt aus beruflichen Gründen unmöglich, gemeinsam mit seiner Frau Urlaub zu machen, er konnte ihr auch nicht den Sohn abnehmen. Weil aber Andrea, wie gewohnt, mit Kindermädchen reiste, würde sich Angelika wirklich erholen können. Reiseziel war eine Club-Anlage in Tunesien. Dort geschah Entscheidendes. Von Angelika ermutigt, ließ sich Andrea mit einem Animateur des Clubs ein.

»Das war wie ein Vulkanausbruch. Ich hatte so lange mit keinem Mann mehr geschlafen, daß ich mit dem zuerst kaum aus dem Bett gekommen bin. Natürlich war es nichts Ernstes. Ich habe das damals einfach gebraucht. Ein bißchen stolz war ich außerdem nach zwei Kindern. Ich bin wieder richtig körperbewußt geworden.« Durch Andreas Seitensprung waren aus den Freundinnen Komplizinnen geworden. Es gab etwas vor den Männern geheimzuhalten. Wieder zurück aus dem Urlaub, nutzte Angelika die Erfah-

rungen ihrer Freundin in Sachen körperlichen Liehesentzuges. Sie richtete ebenfalls getrennte Schlafzimmer ein, verweigerte sich. Gleichzeitig aber machte sie Daniel immer wieder Hoffnungen. Auf eine Zeit »...wenn der Sohn erst mal durchschläft. Wenn ich nicht mehr stille.« Sie stillte achtzehn Monate lang.

Mittlerweile hatte Andrea ihren Mann bereits verlassen, ein neues Haus gekauft, für Personal gesorgt und die Scheidung eingereicht. Bei dem Umzug in das neue Heim hatte Angelika geholfen. Und am eigenen Übergangsnest mitgebaut.

Die Trennung von ihren Männern verlief für beide Frauen »nach dem Rezept der Freundin«. Und nachdem sie zusammengezogen waren, begannen sie, »unsere Ehen aufzuarbeiten«. Sie gingen beide zu Eheberatungsstellen und setzten diese Besuche über einen Zeitraum von vier Monaten fort.

»Es hat uns nicht viel gebracht. Entweder sollten wir kirchlich indoktriniert werden. Oder die haben einfach gesagt, wir sollten doch mal an unsere Kinder denken, wenn diese ohne Vater aufwachsen. Dabei haben wir gefunden, daß es gerade auch für die Kinder wichtig war, daß wir uns aus den familiären Zwängen befreit haben, aus der Unterdrückung.«

Für Angelika entwickelte sich die Zeit bei Andrea zu einem vielschichtigen Trainingslager. Erstmals hatten sie gleichgeschlechtliche Sexualkontakte, die beide Frauen als »aufregend neu und sehr anregend« empfanden.

Zunächst galt es, den Kampf gegen Georg siegreich zu beenden. Natürlich unterlag er beim Kampf um das Sorgerecht. Auch beim finanziellen Teil der Trennung zog er den kürzeren. Andreas Drohung mit der Steuerfahndung tat

ihre Wirkung.

Angelika war engstens in die scheidungsbedingten Auseinandersetzungen ihrer Freundin eingebunden. Und sie ist eine Frau, die schnell lernt.

»Ich habe geglaubt, ich könnte das genauso durchziehen wie Andrea«, erzählt sie. »Aber mein Mann ist doch besser als Georg.« Auch sie beantragte das Sorgerecht für ihren Sohn. Sehr wahrscheinlich wäre sie damit auch durchgekommen. Doch machte ihr Daniel in einem ruhigen Gespräch klar - »... der hat mir ganz sachlich gesagt, daß er meine Arbeit öffentlich unmöglich macht. Und der Schein wäre gegen mich gewesen« -, daß »... er für seinen Sohn - auch wirklich und nicht nur finanziell - verantwortlich sein will. Das hat mir imponiert.« Was Angelika imponierend fand, weckte andererseits ihren Kampfgeist. Offenbar war ihr Mann durch das plötzliche Verlassen-worden-Sein nicht am Boden zerstört, sondern bereit, die Rechte an seinem Sohn einzufordern. Und was die Beziehung zu seiner Frau anbetraf, so begann er diese, wenn auch reichlich spät, zu analysieren.

Die Analyse war für Angelika schmerzlich. »Er kann unmöglich herausgefunden haben, wie ich meinen Auszug organisiert habe. Aber alles, was er sagte, stimmte.« Aus Ärger dachte Angelika, zusammen mit ihrer Freundin Andrea und anderen Frauen in ihrem Bekanntenkreis, intensiv darüber nach, wie sie Daniel einen finanziellen Denkkzettel verpassen könnte. »Ich wollte, daß er sich bestraft fühlt. Schließlich bin ich seinetwegen ausgezogen. Seinetwegen habe ich das alles auf mich genommen. Es war nicht leicht. Im Gegenteil. Es hat kaum eine Zeit in meinem Leben gegeben, in der ich mich so zurücknehmen mußte. Außer vielleicht zu Hause, bei meiner Mutter. Andrea hat schließlich auch ihre Ansprüche, und da ich bei ihr wohnte... Wenn die abends weg wollte, mußte ich Babysitter spielen.«

Was bei anderen Frauen in Angelikas Bekanntenkreis geklappt hatte, nämlich den Mann bei einer Trennung finanziell auszubeuten, scheiterte bei ihr an dem mit Daniel geschlossenen Ehevertrag. Das bewog sie, ihrem Mann gegenüber einen gefühlsmäßigen Schwenk zu vollziehen. »Die Trennung mußte aus meiner Sicht einfach sein, habe ich ihm gesagt. Und ich habe es ihm erklärt. Dabei habe ich offenge-

lassen, ob ich nicht doch eines Tages wieder mit ihm zusammenleben möchte. Nur im Moment ginge das eben nicht.« Was aber würde geschehen, sollte sich ihr Mann während der Trennungszeit anderweitig orientieren?

»Das hat er mich eines Tages selbst gefragt. Und ich habe geantwortet, daß ich dann eben, leider, zweiter Sieger sein würde. Ich habe ihn aber auch gebeten, doch einmal über all das nachzudenken, was er in unserer Ehe falsch gemacht hat. Und inzwischen war ich es, die ihm die Lektüre von Büchern empfahl. Die Norwood zum Beispiel, und Alice Miller, den Wieck, Cornelia Edding, Margarete Mitscherlich, Alice Schwarzer und Verena Stefan. Vor allem natürlich den

Wieck.« Zu Angelikas Bedauern stellte sich der von ihr erwartete Erfolg nicht ein. »Irgendwie hat Daniel das alles nicht ernstgenommen. Aber er hatte plötzlich eine unheimliche Menge Gegenargumente drauf.«

Was sie schrecklich wurmte. Emanzipiert, befreit, vom Mann getrennt. Und dieser Scheißkerl leidet nicht mal öffentlich! Im Gegenteil. Er besuchte munter seinen Sohn, schien seine berufliche Krise erfolgreich zu meistern, nahm zudem etliche Kilo ab, war charmant und wurde für Angelika, ganz gegen deren Willen, begehrenswert.

»Da habe ich tatsächlich eine Art Rückfall gekriegt, war ratlos, wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte.«

Angelika wurde von der Solidargemeinschaft der Frauen, von ihren »Jüngerinnen«, aufgefangen. Diese führten sie auf den rechten Pfad der Emanzipation zurück. Bestärkten sie darin, ihn endgültig »kaputtzumachen«.

Es ist recht einfach zu erklären, weshalb Angelika in ihrem »Kaputtmacher-Syndrom« bestärkt wurde. Aus dem Selbstverständnis der Frauen heraus durfte es nicht sein, daß ausgerechnet ihre Anführerin schwach, rückfällig wurde. Die Befreiung hätte sonst an Glaubwürdigkeit verloren. Es ist erwiesen, daß sich solche Frauen in einem Teufelskreis selbst auferlegter Zwänge bewegen. Unentwegt mit Schultergründungen und -Zuweisungen beschäftigt, geht ihnen ein be-

trächtlicher Teil Realitätsbezogenheit verloren. Sie fragen nicht mehr: warum tue ich dieses oder jenes, warum unterlasse ich anderes. Vielmehr erklären sie: ich reagiere so und nicht anders, weil in meiner Jugend von der und der Bezugsperson diese Pression auf mich ausgeübt wurde. Oder: weil mein Mann/ Partner, als alter Adam, mir gegenüber ganz bestimmte Verhaltensweisen an den Tag legt.

Nur in Ausnahmefällen erkennen diese Frauen, daß sie nicht reagieren, sondern agieren. Und daß eine Partnerschaft, um deren Harmonie es ihnen vorgeblich geht, keine Einbahnstraße des persönlichen Glückes ist. Sie unterwerfen sich exakt jenen Verhaltensweisen, die sie beim Mann ablehnen.

So gehört denn zur endgültigen Befreiung vom alten, als erstes ein neuer Partner. Auch hier ist Angelika ein gutes Beispiel.

Weil Andrea inzwischen eine neue Partnerschaft eingegangen und ihrem aktuellen Lebensgefährten ins Ausland gefolgt war, mußte Angelika sich nun doch eine eigene Wohnung suchen. Das gelang mühelos.

Ihr Mann half ihr nicht beim Umzug. »Daniel hat gesagt, wenn ich zu ihm zurückkomme, jederzeit. Dann würde er auch mitanpacken. Aber er würde keine Hand rühren, wenn ich woandershin ginge. Haben wir es eben ohne ihn geschafft.«

In der neuen Wohnung begann Angelika zielstrebig damit, ihren Mann auf Distanz zu halten. Sie verbarrikadierte sich hinter ihrer Arbeit. »Vor allem hinter meiner Frauenarbeit, denn die war ihm inzwischen ein Greuel geworden.«

Gleichzeitig aber hielt sie ihn auf Trab, indem sie den Sohn zu allen möglichen, und für ihn unbequemen Zeiten, bei ihm »parkte«. Wollte oder konnte er einmal nicht gefällig sein, bestrafte sie ihn mit dem Entzug des Sohnes.

Dann ging sie auf Partnersuche, Bewerber gab es genug. Nur wußte keiner von ihnen, daß Angelika noch nicht geschieden war. Wer es herausfand, kam für sie nicht in

Frage, denn: »Die wollten doch nur mal mit einer Emanze pennen. Und hinterher hätten sie damit angegeben.«

Sie entschied sich für ihren Friseur. Er ist zehn Jahre jünger als sie hat einen Augenfehler und fühlte sich ungeheuer geschmeichelt, daß ausgerechnet eine Frau wie Angelika seinem Werben nachgab.

»Ich war ausgehungert nach einem Mann. Wir kamen während der ersten Tage nicht aus dem Bett, weil ich es so dringend gebraucht habe. Es tat mir einfach gut.«

Natürlich wußten, außer ihrem Mann, alle Freunde und Bekannten von der Beziehung. Aber von ihnen erfuhr Daniel nichts. Es war vielmehr der Sohn, der seinem Vater von »Peter in Mamas Bett« erzählte. Zur Rede gestellt, ob sie einen Freund habe, mit dem sie, auch im Beisein des Sohnes, in dem, von ihr vormals propagierten, Familienbett schlafe, gab sie das Daniel gegenüber unumwunden zu.

»Und da war er dann wirklich am Boden. Ohne ein Wort zu sagen, ist er rausgestürmt und ich habe vierzehn Tage lang nichts von ihm gehört. Vielleicht hätte er sich überhaupt nicht mehr gemeldet. Aber wegen des Sohnes habe ich ihn angerufen. Außerdem war mir die Sache mit Peter nicht mehr wichtig. Ich hab ihm gesagt, daß ich keine feste Beziehung will und daß ich noch nicht geschieden bin. Da hat er es mit der Angst gekriegt.«

7

Mann und Liebhaber abgelegt. Endlich in einer eigenen Wohnung. Vom Freundinnenkreis ob der Standhaftigkeit bewundert. Nun sollte erst einmal Ruhe einkehren.

Nur, Ruhe ist auch Einsamkeit, verbunden mit Grübeleien.

»Ich hatte echte Trauerarbeit zu leisten«, bekennt Angelika. »Geholfen haben mir dabei vor allem meine Bücher. Die Erkenntnis, daß es sehr vielen Frauen ähnlich ergeht. Daß

auch sie allein sind. Daß sie die gleichen Schwierigkeiten und Probleme mit Männern haben, wie ich. Natürlich habe ich mich gefragt, warum Männer so sind. Und ich habe mit Freundinnen darüber geredet. Wir Frauen können, im Gegensatz zu Männern, über solche Dinge reden.« Angelika hat all die Bücher, die sie sich als Hilfe aus ihrer Situation geholt hat, gründlich durchgearbeitet. Es half nichts, auch die neun angefangenen und wieder abgebrochenen Therapien erwiesen sich als Sackgasse. Sie führten nicht aus der Krise, sie verstärkten sie, verschärften die Trotzhaltung.

Wie soll, derart geschädigt, der Aufbruch zu neuen Ufern bewerkstelligt werden? Denn natürlich möchten die Frauen nicht alleine leben. Der Verzicht auf den Partner ist keinesfalls gewollt. Der richtige soll es halt sein.

Wo den finden? Wie ihn umerziehen, formen, verändern, zu einem neuen, besseren Mann machen? Denn für Frauen wie Angelika steht fest, daß zwar auch sie an sich arbeiten müssen, aber ausschließlich, um den Mann besser in den Griff zu bekommen. Denn die Probleme liegen bei ihm.

Männer wollen ständig mit allen Frauen ins Bett.

Sie scheuen Probleme.

Der Mann ist nicht belastbar und nicht konfliktfähig. Er läßt sich bemitleiden und will geliebt werden.

Ein Mann ist oberflächlich und zu tiefen Gefühlen gar nicht fähig.

Männer belügen sich selbst, um ihr Ego nicht zu zerstören. Der Wahrheitsgehalt dieser Vorwürfe soll hier nicht untersucht werden. Auch nicht, auf wieviele Frauen diese Vorwürfe ebenso zuträfen. Es kommt mir aber darauf an, darzulegen, wie sehr sich Frauen unter der publizistischen Wucht dieser Vorwürfe Männern gegenüber verändern.

Außerdem will ich aufzeigen, wie zerstörerisch sich Frauen unter dem Einfluß dieser Vorwürfe, ihren Partnern gegenüber verhalten.

Erste Bezugsperson eines jeden Mannes ist immer eine Frau. Seine Mutter. Einmal unterstellt, »die Männer« wären wirk-

lich alle so schlimm und die Ursache hierfür »die Tyrannei der Mutter« (nach Alice Miller), dann sind es die Frauen, die für alle Unsäglichkeiten, welche von Menschen (Männern) je verbrochen wurden, die Verantwortung tragen.

Dem ist ganz gewiß nicht so.

Ebensowenig, wie das Übel allein vom Manne kommt.

Es hat sich im Laufe meiner Untersuchung herausgestellt, daß über 70% der interviewten Frauen getrennt von ihren Männern leben, ohne jedoch eine Scheidung zu wollen, oder diese auch nur anzustreben. Angelika ist da kein Einzelfall. Diese Frauen führen eine Beziehung »an der langen Leine« und, wie Brigitte es formulierte, »... es ist schön, das Gefühl zu haben, zurückzukönnen.« Um dieses Gefühl zu erhalten, muß natürlich etwas dafür getan werden. Der Partner darf die Hoffnung nicht verlieren. Ein gelegentliches Miteinanderins-Bett-Gehen ist ganz hilfreich. Ebenso wie eine dann und wann geäußerte kleine Bitte. Sie suggeriert dem Mann, gebraucht zu werden.

Und in der Regel gibt es da die Kinder. Sie werden gnadenlos als Mehrzweckwaffe eingesetzt. Für die Forderung nach Alimenten, als personifiziertes schlechtes Gewissen, als Boten verschlüsselter Nachrichten, immer aber als Erinnerung an die Frau, die sie geboren hat, als lebender Beweis einer vom Mann zerstörten großen Liebe. Welch grauenvolle Dinge geschehen, wenn eine Frau in ihrem Besitzanspruch nicht nachläßt, sich gleichzeitig aber einem anderen Partner zuwendet, soll am Beispiel von Marlies geschildert werden.

Die 47jährige Lehrerin war mit einem gleichaltrigen Ingenieur verheiratet und hat zwei Kinder, 19 und 22 Jahre alt. Sie wohnt jetzt mit einem drei Jahre älteren Kollegen zusammen, der von seiner Frau getrennt lebt. Marlies versteht sich selbst als engagierte, kämpferische Frauenrechtlerin. Sie ist beruflich erfolgreich und bei ihren Schülern beliebt. Seit über zehn Jahren ist sie ununterbrochen Vertrauenslehrerin. Sie beschreibt sich als »... ein progressives Energiebündel, allem

Neuen aufgeschlossen, für meine Umwelt aber sicherlich anstrengend.«

Marlies heiratete ihren Mann, als beide noch studierten. »Er war ganz bestimmt nicht meine große Liebe. Im Gegenteil. Er war nicht einmal mein Typ. Aber mit den Typen, die ich wollte, klappte es nicht. Zumindest nie lange. Ich war dann immer ziemlich down. Und das war Volkers Chance. Denn er war immer da. Unaufdringlich, nichts fordernd. So sind wir dann aneinander hängengeblieben. Irgendwann haben meine Eltern gefragt, ob ich Volker denn nicht heiraten wolle. Zu meiner eigenen Überraschung habe ich ja gesagt. Und dann erschien es mir auf einmal auch ganz reizvoll. Ich habe in Volker auch eine Aufgabe gesehen. Weil er absoluter Durchschnitt war. Kein Ehrgeiz, kein Mumm, kein nichts. Dabei hatte er gute Ansätze.«

Marlies nahm sich vor, aus diesen Ansätzen »etwas zu machen«. Sie wollte bei Volker Ehrgeiz anstacheln. Ihn dazu bewegen, die Karriereleiter zu erklimmen. Zunächst hatte es den Anschein, als würde dies auch gelingen.

Volker fand eine Stelle in einem großen Chemiewerk und arbeitete sich überraschend schnell hoch. »Als er einen Abteilungsleiter-Posten hatte, schlaffte er aber ab. Also habe ich angefangen, Pläne für ein eigenes Haus zu schmieden.« Die beiden bauten »ihr Haus«. Und danach mußte für Volker »eine neue Aufgabe« gefunden werden. »Ich habe dann

meine beiden Kinder gekriegt. Aber das hat nicht viel geholfen. Denn jetzt war für Volker alles perfekt: Haus, Familie, gesichertes Auskommen. Mein Mann war einfach nur zufrieden. Wir machten zweimal im Jahr Urlaub, im Sommer an der See, im Winter in den Bergen, es war grauenvoll. Kein Pep, keine Initiative, nichts, nichts, nichts.«

Ludger, ein 17jähriger, der bei Marlies die Vorabiturklasse besuchte, war da ganz anders, ein Problemschüler, der trotz guter schulischer Leistungen ständig Ärger hatte. Die Polizei erwischte ihn ohne Führerschein am Steuer des väterlichen Wagens. Er kam zwei Wochen nach Schulanfang aus den

Ferien zurück, ».. weil er Ägypten so toll gefunden hatte«. Ludger hatte sich trotz fehlenden Führerscheins von irgendwoher ein Motorrad besorgt. Damit kam er täglich zur

Schule gefahren. Eines Tages stieg Marlies auf den Soziussitz. Und das war es dann. Ohne ihrer Familie auch nur ein Wort zu sagen, »... sind wir nach Südfrankreich gefahren. Es war herrlich. Ein wahnsinniges Wochenende.« Und es wiederholte sich.

»Das Wahnsinnigste daran war, daß mein Mann überhaupt nichts gesagt hat. Der kümmerte sich um die Kinder, besuchte mit ihnen die Großeltern, war freundlich-durchschnittlich wie immer. Manchmal hatte ich das Gefühl, aus der Haut fahren zu müssen. Volker hat sich überhaupt nicht weierentwickelt.« Was der Sache mit Ludger relativ schnell den Reiz nahm. Was bringt es, mit einem zehn Jahre Jüngeren an die Cote d'Azur zu rasen, wenn zu Hause keinerlei Reaktion erfolgt?

»Ich habe eine Selbsterfahrungstherapie gemacht und ein klein wenig hat mir das auch geholfen. Jedenfalls habe ich versucht, mich mit dem Normalen, dem Spießbürgerlichen abzufinden. Ich habe begonnen, uns einen Freundeskreis aufzubauen. Volker und ich sind einem Tanzklub beigetreten. Donnerstags hatten wir unsere Bridgerunde und an den Wochenenden Gäste.«

»Tanzen schien Volker zu begeistern. Wir wurden sehr schnell in die Mannschaft aufgenommen. Nur, das war es dann auch schon wieder. Es reichte Volker, gut mitzutanzten. Mehr wollte er nicht. Meine Schüler nennen so was einen Schlaffi.« Im Tanzklub lernte Marlies einen Werbemanager kennen, der ganz ihren Vorstellungen entsprach. »Er war charmant, gutaussehend und ehrgeizig. Er mietete einen Rolls und wir haben Sonntag vormittags am Rhein gefrühstückt. Oder er charterte ein Segelboot, um mir im richtigen Rahmen einen Bikini zu schenken. Manchmal hat er mich in der Schule angerufen und mich zum Flughafen bestellt. Dann flogen wir für eine Nacht nach London.«

Daß ihrem Mann die Dinge doch nicht ganz so gleichgültig waren, merkte Marlies, als Volker eines frühen Morgens auf dem Flughafen auf sie wartete. »Erst dachte ich, er würde eine große Szene machen, aber er hat nur gesagt, daß er sich den Nachmittag freigenommen hätte, um mit mir zu reden. Das haben wir dann getan. Volker hat mir eröffnet, daß er ausziehen würde. Er hatte sich bereits eine kleine Wohnung genommen. Und am Abend war er weg.« Auf einmal war niemand mehr da, der auf die Kinder aufpaßte, was das Verhältnis zu dem Werbemanager beeinträchtigte und es schließlich zum Erliegen brachte.

»Es war ganz komisch, ich merkte plötzlich, daß Volker mir fehlt.« Doch der war mit einem Mal nicht mehr verfügbar. Schlimmer noch, Marlies fand heraus, daß ihr Mann eine Freundin hatte. »Ein stilles, unscheinbares Ding, das ihn anhimmelte.«

Marlies begann, ihren Mann zurückzuerobern. Allerdings, so richtig zurück wollte sie ihn auch wieder nicht. Er sollte in seiner Wohnung bleiben, doch für die Kinder verfügbar sein. Für Volker begann ein Wechselbad der Gefühle. Er wurde begehrt und zurückgestoßen. Und er wurde mißbraucht,

nicht nur als Aufpasser für die Kinder. Auch als Aushängeschild für eine gutbürgerliche Fassade. Denn um beruflich Karriere zu machen, mußte Marlies den Schein wahren.

»Das ist in dieser spießigen Gesellschaft so. Du bist Zwängen unterworfen. Ich habe dieses Opfer gebracht und es entwickelte sich ein Gefühlsstau, ich geriet in eine persönliche Krise.«

Um sich aus dieser Krise zu befreien, schloß sich Marlies einer Frauengruppe an. »Wir haben die Lebenssituation der einzelnen Mitglieder diskutiert, um festzustellen, wo die Defizite lagen. Dabei war mir schon klar, daß die bei mir in Volkerts Persönlichkeitsstruktur zu suchen waren. Er hat mich ausgebeutet, seine Defizite durch mich befriedigt. Und das habe ich ihm klargemacht.«

Marlies tat dies vor allem vor den Kindern. Mit verheerenden

Folgen. Den Kindern wurde der Vater zunehmend gleichgültiger. Schließlich begannen sie, ihn zu verachten, sahen in ihm einzig einen Dukatenesel. Die Situation spitzte sich zu. Vor allem dann, wenn Volker den Erzieher herauskehrte.

»Ich habe den Kindern gesagt, daß sie sich das nicht gefallen lassen müssen. Volker wußte im Prinzip ja überhaupt nicht, was bei uns zu Hause lief. Wie konnte er sich da anmaßen, erzieherisch einzuwirken? Der machte doch nur kaputt, was ich bei den Kindern aufgebaut hatte. Und dann diese ewige Bestecherei mit dem Geld.« In diesem Sinne hatte sich der Sohn dem Vater gegenüber artikuliert, bevor es zum großen Krach kam. »Es war das erste Mal, daß Volker unseren Sohn geschlagen hat. Das konnte ich auf keinen Fall durchgehen lassen.« Marlies bestellte ihren Mann zu sich in das gemeinsame Haus und machte ihm eine Szene. »Ich hab' so richtig rausgelassen, was ich ihm schon immer sagen wollte. Natürlich hat er mich nicht verstanden.« Nachdem sie ihm »richtig den Kopf gewaschen« hatte, warf Marlies ihren Mann aus dem Haus. Unter dem Gelächter der Kinder. Jetzt ging es ihr wieder gut und sie telefonierte mit ihrem Freund, lud ihn zu sich ein. Der Freund kam auch prompt.

Vor Gericht wurde später festgestellt, daß Volker dies von seinem Auto aus beobachtet hatte. Er wartete, bis der Freund seiner Frau wieder gegangen war und kehrte danach in das Haus, zu dem er immer noch Schlüssel hatte, zurück. Im ehelichen Schlafzimmer versuchte er, Marlies zur Rede zu stellen. Sie lachte ihn aus. Worauf Volker tätlich wurde. »Wären die Kinder, die den Streit mitbekamen, nicht dazwischen gegangen, hätte er mich umgebracht. Er hat mich gewürgt, bis ich bewußtlos war.« Volker wurde von einem Schwurgericht wegen versuchten Mordes zu vier Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. Während seiner Haftzeit ließ sich Marlies von ihm scheiden.

Obwohl sie heute wieder mit einem Mann zusammenlebt, sagt sie: »Ich habe die Hoffnung aufgegeben, daß es überhaupt eine Liebesbeziehung zwischen Mann und Frau geben

kann, in der beide einander wirklich achten und respektieren und in der es eine Vertrauensbasis gibt. Männer sind meines Erachtens gar nicht in der Lage zu verstehen, worauf es Frauen ankommt.«

Partnerschaft als Kompromiß

Ich habe bereits mehrfach auf die Flut feministischer Veröffentlichungen hingewiesen. Gerade Frauen aus der Mittel- und Oberschicht konsumieren diese Literatur und glauben, sich darin wiederzufinden. Weshalb sie bereitwillig die Schuldzuweisung an den Mann akzeptieren. Völlig verdrängt wird dabei die Partnerschaft als solche. Diese besteht auf Dauer immer in einem Kompromiß. Wobei nicht der kleinste gemeinsame Nenner das Ziel sein kann. Es muß vielmehr der größte gemeinsame Nenner sein. Diesen, und keinen anderen, gilt es zu finden. Gemeinsam mit dem Partner.

Alle interviewten Frauen haben übereinstimmend bestätigt, daß sie hart an sich arbeiten. Es gibt keinen Grund, an dieser Arbeitsleistung zu zweifeln. Es ist jedoch die falsche Arbeit, die getan wird. Weil ihr Ziel die Dominanz über den Partner ist, der Machtwechsel in der bestehenden Gesellschaft.

Dem Mann muß klargemacht werden, daß er »unsere Welt, unsere Beziehung und unsere Sprache verschmutzt«. Daß deshalb böse und minderwertig ist, was von ihm kommt. Es ist die klassische psychologische Methode, einen Schuldkomplex aufzubauen.

So paradox es klingt, gerade Therapiegruppen leisten solchen Fehlentwicklungen Vorschub. Weil eine Schuldzuweisung stattfindet, die auf Analogieschlüssen basiert.

Unsere Gesellschaft hat in ganz enormem Maße damit begonnen, sich mit sich selbst, mit dem/ der jeweiligen Partner/ Partnerin auseinanderzusetzen. Die Ursachen für vitale/ globale Probleme werden verstärkt in Partnerbeziehungen gesucht. Bei der Entflechtung derselben, ihrer Reduzierung auf

das Einzelindividuum, führt dies zur grundsätzlichen Charakterisierung der Geschlechter:

Frau = gut.

Mann = schlecht.

Die Begründung ist ebenso banal, wie eingängig: Die Frau ist gut, weil der Mann böse ist. Ohne Frauen würden Männer ausschließlich Unheil anrichten. Erst die Frau ermöglicht dem Mann ein menschenwürdiges Dasein, mehr noch: sie ist diejenige, die dem Mann das Überleben sichert.

Biologisch ist das durchaus richtig.

Wilfried Wieck stilisiert ein, angeblich dem Manne eigenes, »Feindbild Frau« hoch. Er unterschlägt das »Feindbild Mann« der Feministinnen. Und nicht nur jener, weil die propagandistische Saat ja längst aufgegangen ist. Immer mehr Frauen begreifen den Mann, wenn schon nicht als

Feind, so doch als Gegner, den es zu überwinden gilt. Für eine bessere Gesellschaft, eine glücklichere Zukunft. Zur Errettung der Welt.

Vor allem sogenannte progressive Männer sind es, die sich diesen modernistischen Thesen anschließen. Um ihren »tiefen Erkenntnisstand« über das eigene Geschlecht zu dokumentieren, machen sie es nieder.

Monate, bevor Angelika ihren Mann verließ, verliefen ihre Zukunftsplanungen durchaus zweigleisig, da sie ja nicht exakt abzuschätzen vermochte, wie sich die Dinge bei Andrea entwickeln würden. Da sie aber beschlossen hatte, ihren Mann entweder zu verlassen, oder aber das Zusammenleben mit ihm gründlich zu ändern, d. h. zu dominieren, hatte sie ihm vorgeschlagen, mit ihr zur Eheberatung zu gehen. Daniel war »sehr skeptisch« dazu bereit. Der Psychotherapeut, den Angelika ausgesucht hatte, war ihr von Freundinnen und von ihrer Frauengruppe empfohlen worden. Er galt als ebenso progressiv wie moderat.

Während der ersten Sitzung legte Angelika »den Fall« dar. Sie hatte mit ihrem Mann vereinbart, daß sie zunächst einmal ihre Sicht der Dinge darstellen wollte.

Bei der zweiten Sitzung forderte der Psychotherapeut Daniel auf aus seinem Leben zu erzählen, bevor er seinen Standpunkt hinsichtlich der Beziehung zu seiner Frau erläuterte. »Ich war überrascht von der Offenheit meines Mannes.

Niemals hätte ich erwartet, daß er einem Fremden gegenüber so aus sich herausgeht«, erzählt Angelika. »Er hat über seine nicht sehr erfreuliche Nachkriegskindheit gesprochen. Über die Schwierigkeiten, die er als Flüchtlingskind hatte, auch über die häufigen Umzüge der Familie. Damals war es für ihn sehr schwierig, einen festen Freundeskreis zu haben, denn er wurde ja immer wieder verpflanzt. Ruhiger wurde es in seinem Leben erst, als er ein Internat besuchte. Da konnte er dann erstmals Wurzeln schlagen. Und er gab auch zu, daß das Internat ein ganz wichtiger Teil seines Lebens ist.«

Angelika schilderte diese Zeit aus dem Leben ihres Mannes mit teilnehmender Anerkennung. Die Reaktion des Psychotherapeuten verblüffte sie daher ebenso wie Daniel. Denn der Therapeut stellte fest: »Natürlich sind Sie internatsgeschädigt. In solchen Anstalten kriegen alle Kinder einen Knacks weg. Werden zu Weltmeistern im Verdrängen. Das aus den Leuten wieder raus zu kriegen, ist schwer. Versuchen wir es.«

Auf Daniels Frage, ob das Internat denn auch ursächlich an der Ehekrise schuld sei, antwortete der Therapeut: »Aber selbstverständlich.«

»Mein Mann wurde sarkastisch und hat sich erkundigt, mit welchen Episoden aus seinem Leben er denn zur Erhaltung der Vorurteile des Psychotherapeuten beitragen könne. Womit die ganze Geschichte beendet war«, gestand Angelika. Nachdem dieser Versuch, Rat und Hilfe zu finden, gescheitert war, stürzte sich Angelika wieder auf ihre Bücher. »Ich habe unheimlich viel gelesen. Da war so eine Unrast in mir. Ich wußte, ich mußte aus meiner Situation heraus. Aber ich wußte nicht wie.«

Wie Angelika das Problem löste, ist bekannt. Doch wie kam

es überhaupt dazu, daß sie sich von ihrem Mann trennen wollte? Und weshalb wollte sie keine Scheidung, es sei denn, zu ihren Bedingungen? War es wirklich nur ihr häufiges Zuspät-nach-Hause-Kommen ?

Angelika: »Als Daniel und ich uns kennenlernten, hat es eigentlich sofort gefunkt. Und wir waren uns eine sehr lange Zeit auch unheimlich nahe. Da war so ein Urvertrauen

zwischen uns. Im Freundeskreis haben die Leute oft gesagt, wir wären ihnen mit unserer Liebe richtig unheimlich. Die konnten diese totale Sicherheit, mit der wir miteinander umgingen, nicht begreifen.«

»Geändert hat sich das eigentlich erst, als ich meinen Job als Sprechstundenhilfe bei einem Gynäkologen aufgegeben habe. Ich wollte wieder in ein Krankenhaus, in meinen eigentlichen Beruf, als Hebamme, zurück.«

Mit aller Energie stürzte sich Angelika in ihre neue Aufgabe. Es blieb nicht aus, daß sie sich unter dem alteingesessenen Personal auch Feinde machte. Doch sie weigerte sich, diese Spannungen zur Kenntnis zu nehmen.

»Ich arbeite doch nicht für mich, sondern für ein Ziel. Ich wollte denen doch gar nichts. Mit dem Chefarzt war abgesprochen, welche Arbeit ich zu leisten habe, welchen geburtshilflichen Zielen wir uns verpflichtet fühlen, was wir für die Frauen tun wollen. Und ich habe nichts verlangt, was ich nicht selbst geleistet habe.«

Heute sieht Angelika ihre Arbeit »nicht mehr so eng«. Es haben Prioritätsverschiebungen stattgefunden.

Neben den Widerständen im Kolleginnenkreis, »... da waren welche dabei, die haben zwar immer von sanfter Geburt geredet, aber die Frauen wie ein Stück Holz behandelt«, gab es ganz zwangsläufig auch Differenzen mit ihrem Chef. Denn dieser war, bei aller Progressivität, zunächst einmal an einem reibungsund spannungslosen Ablauf der Klinikarbeit interessiert. Und Angelika »... war unheimlich frustriert. Der hat mich regelrecht in Stich gelassen.«

Von ihrem Mann wurde Angelika unterstützt. »Der hat mich

immer wieder aufgebaut, wenn ich die Brocken schmeißen wollte.«

Weil sie sich als Hebamme in ihrer Arbeit im Krankenhaus eingeengt, behindert sah, verlegte Angelika ihre Aktivitäten auf andere Schauplätze. Inzwischen leitete sie drei parallele Geburtsvorbereitungskurse und hatte beträchtlichen Zulauf. In ihren Kursen versuchte sie, »... meine Frauen auf das zu programmieren, was sie eventuell doch erwartete, wenn sie an die falsche Kollegin oder den falschen Arzt gerieten. Und ich habe ihnen gesagt, was sie dagegen tun können, wie sie sich wehren müssen.«

Ihre spontane, herzliche Art, ihr Engagement und ihr Einsatz für »ihre« Frauen, führte sehr schnell dazu, daß zu ihrem Bekanntenkreis gut 80 % der Schwangeren des Ortes, an dem sie tätig war, gehörten. Oftmals wurde sie auch privat eingeladen und sie nahm diese Einladungen gerne an.

Daß ihr Privatleben, ihre Ehe, darunter zu leiden begann, bemerkte sie zunächst nicht. »Daniel war eigentlich wie immer. Da ich ganz zwangsläufig im Schichtdienst arbeite, hatten wir uns die Hausarbeit geteilt. Jeder tat, was gerade so anfiel, und je nachdem, wie er Zeit hatte. Außerdem kam zweimal die Woche eine Putzfrau.«

»Da Daniel gerne kocht, im Gegensatz zu mir, hat er sich immer um das Essen gekümmert. Er kaufte auch ein. Wir hatten so ein Ritual, jeden Morgen zusammen zu frühstücken. Es hat ihm Freude gemacht, den Tisch zu decken. Wenn ich vom Dienst kam, hat er mich abends bekocht.«

Das abendliche Kochen fiel mit der Zeit Angelikas Arbeitseinsatz zum Opfer. »Ich kann ja verstehen, daß es ihn nicht gefreut hat, daß das Essen kalt wurde. Aber ich hatte echte Basisarbeit zu leisten. Ganz neu etwas aufzubauen. Und das war mir einfach wichtig.«

Es war ihr so wichtig, daß sie ihren Mann, selbst dann, wenn sie versprochen hatte, pünktlich zu Hause zu sein, mit dem Essen sitzen ließ. »Ich habe das nicht wichtig genommen, weil ich Daniel erklärt hatte, wie ernst mir meine Arbeit ist.«

Selbstverständlich reagierte auch Daniel falsch, als er eines Abends, nach anderthalbstündiger Wartezeit, das Essen einfach in die Toilette schüttete und dann zu einer Zechtour aufbrach. Bei seiner Rückkehr überhäufte ihn Angelika mit Vorwürfen. Womit beide in einen Teufelskreis gerieten. Angelikas Mann begann, sein sportliches Training zu reaktivieren. Und sie kümmerte sich noch intensiver um ihre Frauenarbeit. »Es stimmt schon, wir hatten damals so gut wie kein Familienleben, Gab es doch mal einen Abend, an dem ich keine Kurse oder Gruppenarbeit hatte, dann war er bestimmt weg. Oder ich habe ihm von meiner Arbeit erzählt, wollte meine Probleme mit ihm teilen, wollte, daß er mich versteht. Er hat aber irgendwann einfach nicht mehr zugehört.«

Der nächste Schritt zur Zerstörung der Beziehung war getan. Es ging Angelika ausschließlich um sich selbst. Ihr Verhältnis zu ihrem Mann war in der Wertigkeit hinter ihre beruflichen Zielvorstellungen gerückt. Wobei Angelika ihre Arbeit weit wichtiger nimmt, als dies allgemein der Fall ist, weil: »Ich mache Frauenarbeit. Ich baue die Frauen auf. Nicht nur für die bevorstehende Geburt. Ich versuche, ihnen bewußtzumachen, was es in der heutigen Zeit heißt, Frau zu sein, sich mit dem Leben, einem Kind und der Familie auseinanderzusetzen. Versuche, Hilfestellung zu geben und den Frauen auch zu sagen, wo sie Hilfe bekommen können, wo sie ein Anrecht auf Hilfe haben, bei staatlichen oder karitativen Stellen.« »Wenn man Kurse gibt, wie ich sie abhalte, erfährt man unheimlich viel. Auch was Männer Frauen antun. Wie sie sich ihnen gegenüber verhalten, wenn die Frauen schwanger sind. Einer hat zum Beispiel seine Frau dreimal zum Abtreiben geschickt, bis er sich damit abgefunden hat, Vater zu werden. Wenn so eine Frau zu mir in den Kurs kommt, da habe ich Schwerstarbeit zu leisten, um die wieder aufzubauen.« Während sie in ihrem Beruf aufbaute, vergleichbar einem Helfer-Syndrom, baute sie in ihrer ehelichen Beziehung ständig ab. Denn diese, von ihr kaum noch wahrgenommen und deshalb nicht beobachtet oder gar gehütet, schien für sie

zu funktionieren. Daß es inzwischen Einschränkungen gab, hatte sie hingenommen. Es erschien ihr ganz natürlich, da es ja einem guten Zweck diene. Wo sie bei anderen Frauen beinahe schon eheberaterisch tätig war, vernachlässigte sie die eigene Ehe.

Daniel aber war nicht geneigt, die Entfremdung von seiner Frau widerstandslos hinzunehmen. Er versuchte, mit ihr ins Gespräch zu kommen. »Nur hat er überhaupt nicht verstanden, was mir wichtig war. Er hat, im Gegenteil, verlangt, daß ich die anderen Frauen sich selbst überlassen soll. Hat gesagt, die wären für ihre eigenen Probleme zuständig, so, wie wir für die unseren. Meinen Einsatz fand er überzogen. Und dann hat er mir auch noch das Peterprinzip vorgehalten. Eine glatte Unverschämtheit.«

Angelika fühlte sich bestens qualifiziert. Sie hatte jede Menge Literatur über Beziehungen, deren Krisen, über Männer und über die Selbstbefreiung/Selbstverwirklichung der Frau gelesen.

»Natürlich gab und gibt es immer wieder Frauen, mit denen ich nicht klarkomme. Die müssen meine Kurse ja nicht

besuchen. Aber bei den meisten ernte ich Zustimmung und Beifall. Und weil das an der Position meines Mannes kratzte, hat er sich daran gerieben.«

Ein Analogieschluß mehr.

Es hatte in Angelikas Ehe keinerlei Positionskämpfe gegeben. Sie selbst hatte diese von außen hineingetragen. Indem sie Probleme anderer Frauen verinnerlichte, auf sich selbst übertrug und sich plötzlich in einer Frontenstellung sah. Dieser war sie nicht gewachsen. Für sich selbst hatte sie nie gelernt, damit umzugehen. In ihrer ersten Ehe war sie von ihrem Mann verlassen worden, weil sie, aus beruflichen Gründen, dessen Wunsch nach einem Kind immer wieder verschoben hatte. Ihr erster Mann hatte »... sich aus der Ehe geschlichen und war Vater geworden. Das hat mich ganz fürchterlich getroffen.« Also reagierte Angelika entsprechend ihrer Einschätzung der Lage. Sie wurde schwanger.

Was ihren Einsatz für »ihre Frauen« in keiner Weise schmälerte. Da sie jedoch häufiger krankgeschrieben war und nach der Geburt ihr Erziehungsjahr nahm, besserte sich ihre Beziehung zu ihrem Mann wieder. Angelika war häufiger präsent. In ihrer Ehe wurde wieder kommuniziert. Aber die Gespräche waren mühsam geworden. Von der Thematik her einseitig-

»Ich konnte doch nicht einfach vergessen, womit ich mich die ganze Zeit vorher beschäftigt hatte. Ich wollte und will mich ja weiterentwickeln. Und dazu benötige ich den Dialog. Gerade auch mit meinem Mann. Aber mit dem konnte ich

mich darüber nur sehr zäh unterhalten. Das geht beispielsweise mit den Männern der Frauen, die ich vorbereite oder nachsorge, viel besser. Die haben Verständnis, gehen auf ihre Frauen ein, auf die Forderungen, die ich an sie habe. Im Interesse ihrer Frauen.«

Inwieweit diese Forderungen wirklich auf fruchtbaren Boden fallen, tatsächlich realisiert werden, sei dahingestellt. Das verbale Eingehen darauf seitens ihrer Gesprächspartner vermittelt Angelika die nötigen Erfolgserlebnisse. Denn selbstverständlich weiß sie, »... daß ich Defizite habe. Ich lebe ja nicht umsonst getrennt, habe meinen Mann ja nicht grundlos verlassen und nehme dafür diese Arbeit auf mich. Unser Kind ist bei mir. Und ein Kind ist Arbeit und Pflichterfüllung. Ich tue da wirklich mein Bestes, lese, was ich nur kriegen kann, und versuche, in die Tat umzusetzen, was ich als gut und richtig akzeptiere.«

Was ihr Mann hinsichtlich des Sohnes als richtig und gut ansieht, ist für Angelika dabei zweitrangig. Nur selten schließt sie sich seiner Meinung an. Aus einem einfachen Grund: auch hier fehlt die Kommunikation. Gespräche über die Entwicklung, die Zukunft ihres Sohnes, führt Angelika vorwiegend im Freundinnenkreis. Nicht mit ihrem Mann. Als es darum ging, den Knaben für den Kindergarten anzumelden, besprach sie dies zwar erst mit Daniel. Man kam überein, den Jungen in einen Kindergarten, ganz in der Nähe

von Daniels Wohnort, zu schicken. Mit Angelikas ausdrücklicher Billigung meldete der Vater den Jungen dort an. Wenige Monate später erhielt er einen Anruf von der Stadt. Die zuständige Behörde erkundigte sich, weshalb der Sohn gleichzeitig in drei Kindergärten angemeldet worden war. »Natürlich hat er mich sofort telefonisch zur Rede gestellt«, erzählt Angelika. »Und da habe ich ihm gesagt, daß ich Jonas auch noch in anderen Kindergärten angemeldet habe. Weil die für mich günstiger liegen und ich Jonas dort leichter abholen bzw. hinbringen kann.«

Was an sich richtig ist; indes nur die halbe Wahrheit. Denn: Angelika wurde von ihren Freundinnen davon überzeugt, daß ihr Mann mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit beabsichtige, ihr ihren Sohn zu entfremden. Durch die Nähe des zuerst ausgesuchten Kindergartens zu seiner Wohnung, würde er ganz zwangsläufig viel öfter Kontakt zu seinem Sohn haben. Und dies wäre dann ganz eindeutig gegen Angelika persönlich gerichtet. Zumal sich bei dieser gerade wieder einmal eine neue Beziehung»... nichts Ernstes, aber körperlich wichtig, ich bin schließlich noch keine alte, sondern eine junge, virile Frau« - angebahnt hatte. Ihr Mann nahm diese sehr fatalistisch zur Kenntnis.

Von einem Besitzanspruch auf die immer noch mit ihm verheiratete Frau konnte nur mehr marginal die Rede sein. Ganz anders hingegen das Verhalten Angelikas, als sie glaubte, daß Daniel eine »außereheliche« Beziehung unterhielt. Angelika steigerte sich dabei in einen Eifersuchtsrausch mit fast pathologischen Zügen.

An einem Sonntagvormittag besuchte Angelika, zusammen mit Jonas, überraschend ihren Mann. Der vorausgeeilte Knabe läutete an der Haustür seines Vaters. Und dieser öffnete und begrüßte seinen Sohn herzlich. Als er Jonas aus seinen Armen entließ, war Angelika hinzugekommen. Wortlos nahm sie den Sohn bei der Hand, machte auf dem Absatz kehrt und wollte, mit hochrotem Kopf, enteilen. Auf Daniels erschrockene Frage, was denn sei, fauchte Angelika, »... das

ist doch wohl eine Unverschämtheit, du hast Besuch. Von einer Frau!«

Noch am selben Nachmittag versuchte Daniel, die Angelegenheit aufzuklären. Von Jonas wurde er dabei mit den Worten begrüßt: »Papi, welche Frau hast du heute gehabt?« Es handelte sich um die Ehefrau eines befreundeten Paares, zu welchem die Verbindung vor längerer Zeit eingeschlafen war. Reaktiviert hatte sie sich nach der Trennung Angelikas von ihrem Mann, allerdings ohne deren Wissen. Auf dem Weg zu einer Veranstaltung hatte das Ehepaar bei Daniel kurz Station gemacht und Angelika hatte durch ein Fenster den Schattenriß einer Frau erkannt. Daniels Beteuerung, daß es sich dabei um die mit beiden befreundete Annemarie handelte, wurde von Angelika mit den Worten abgetan: »Die hat kurze Haare, die Frau, die ich gesehen habe, hatte lange.« Annemarie hatte ihre Haare seit drei Jahren wachsen lassen. Der Widersinn ihrer Eifersucht ist Angelika bis heute nicht klar. Und das verwundert. Denn es ist kein Einzelfall. Fast alle Interviewten reagieren in parallelen Fällen gleich. Und damit gleichzeitig richtig und falsch.

Es ist hier angezeigt, ein Grundmuster der statistischen Daten aller 968 befragten Frauen darzulegen. Die geführten Interviews lassen überraschende und interessante Schlüsse zu.

9

Von über 2000 verschickten Fragebögen kamen 1191 ausgefüllt zurück. Zu Interviews erklärten sich insgesamt 968 Frauen bereit, weshalb 223 Fragebögen nicht in die Auswertung einbezogen wurden.

Das Alter der Befragten lag zwischen 24 und 48 Jahren. Alle Frauen waren bzw. sind noch verheiratet, haben also Eheerfahrung. Und sie zeichnen sich durch eine überdurchschnittliche Ausbildung aus.

817 haben Abitur	= 84,4 %
studiert haben 412	= 42,5 %
ihr Studium abgeschlossen haben 129	= 13,3 %
in sozialen Berufen sind oder waren tätig 582	= 60,1 %
immer noch berufstätig sind 611	= 63,1 %
überdurchschnittliche Einkommen erzielen 571	= 58,9 %
alle 968 haben Gruppenerfahrung	= 100 %
davon mehrfache Gruppenerfahrung haben 939	= 97,0 %
einer Analyse haben sich 801 unterzogen	= 82,7 %
eine Scheidung haben insgesamt 902 hinter sich	= 93,1 %
wieder verheiratet sind 719	= 74,2 %
getrennt leben 682	= 70,4 %
durch ihre Emanzipation fühlen sich 537	
sexuell freier	= 55,4 %
gleichgeschlechtliche Erfahrungen haben 463	= 47,8 %
Mehrfachbeziehungen zu Männern	
unterhalten 424	= 43,8 %
Mütter von einem Kind/von Kindern sind 864	= 89,2 %
für besonders umweltbewußt halten sich 901	= 93,0 %
(Autobesitzerinnen sind 89 %, von diesen fahren	
aber nur 12 einen Wagen mit Katalysator)	
politisch engagiert, ohne einer Partei	
anzugehören, sind 729	= 75,3 %
politisch in Parteien engagiert haben sich 19	= 2,0 %
(Vierzehn von diesen neunzehn sind Mitglied bei den	
GRÜNEN)	

Wie sich in den Interviews herausstellte, verliefen die Lebensläufe dieser Frauen überraschend ähnlich. Allen ist ein gesunder Ehrgeiz eigen, sie sind abenteuerlustig, neigen zu Spontanreaktionen.

Überrascht hat der unbeugsame Wille dieser Frauen, ihre Männer, ihre Lebenspartner, zu ändern. Sie sehen als Grund für ihre persönlichen Schicksale, ihre Schicksalsschläge, unisono den Mann, den Partner, die frauenfeindliche Umwelt, die vom Mann verursachte Chancenungleichheit.

Es geht ihnen nicht darum, diese Ungleichheit durch entsprechende politische, wirtschaftliche oder soziale Aktivitäten zu beseitigen, sie wollen dies vielmehr durch die Veränderung des Mannes erreichen. Wobei ein erschreckend großer Prozentsatz darunter weniger eine Veränderung, sondern vielmehr eine Bestrafung des Mannes versteht. Für diese Bestrafung sind die Frauen bereit, zum Teil ganz erhebliche persönliche Einschränkungen und Belastungen hinzunehmen. Dieser durchaus selbstzerstörerische, masochistische Zug steigert sich proportional zur Emotionalität der Frauen.

Je größer die Liebe, desto größer die Bereitschaft zum Haß. Desto größer aber auch das Unvermögen, loslassen zu können und um so kleiner die Fähigkeit, dies auch zu erkennen. Vielmehr behaupten die Betroffenen, sich längst und gänzlich gelöst zu haben. Für das juristische Aufrechterhalten der Ehe führen sie rationale Gründe ins Feld. Steuern sind ein häufig genanntes Argument. Aber auch »...die Kinder, die im Rahmen einer Ehe aufwachsen sollen«.

Derart geballte Unlogik erschwert vernünftige Auseinandersetzung. Vor allem, weil sie nicht als Unlogik akzeptiert wird. Pragmatismus scheint hier das Zauberwort zu sein. Und dahinter verbirgt sich ein ganzer Wust von falsch verstandenen Traditionen und Urängsten.

Bevor ich mich der Interpretation der Interviews zuwende - und der daraus resultierenden Hilfestellung -, möchte ich jedoch anhand einiger weiterer Beispiele zeigen, welche Auswüchse die Emanzipationsmanie, das Dominieren des Mannes um jeden Preis, zeitigt. Und ich werde darlegen, welcher Typus Mann eine Frau dazu veranlaßt, solche verhängnisvollen Wege zu gehen.

Immerhin haben 957 aller befragten Frauen, das sind 98,8 %, eindeutig betont, daß es ihre Männer bzw. Partner waren, die sie darin bestärkten, sich zu emanzipieren, sie »auf den Weg zu sich selbst« brachten.

Dabei wurde deutlich, daß sehr viele dieser Frauen zunächst ein durchaus gespaltenes Verhältnis zur Emanzipation hat-

ten; mit dem Gedanken, konkret und praktisch etwas zu tun, eher spielten und sich zunächst zu keiner eindeutigen Entscheidung durchringen konnten. Dann aber erhielten sie von ihren Männern/ Partnern die entscheidende Anregung. Mit den, für die Männer, unvorhersehbaren Folgen.

Fast keine der Frauen dachte zu Beginn ihrer Emanzipationskarriere daran, sich von ihrem Mann/ Partner zu trennen. Vielmehr gingen sie davon aus, mit ihm gemeinsam eine Entwicklung zu durchlaufen, an deren Ende eine gemeinsame Emanzipation stehen sollte. Die Umfrage bestätigt, daß mit Emanzipation im Grunde etwas ganz anderes gemeint war. Doch dann erfuhren die Bemühungen eine Eigendynamik,

wurden durch Gruppenarbeit und Analysen in andere Bahnen gelenkt. Schuldzuweisungen fanden statt, wo das Wecken von Verständnisbereitschaft gefordert gewesen wäre. Ursachenforschung hier, würde vordergründig auch nur wieder zu Schuldzuweisungen führen. Weshalb Beispiele den Lesern dazu dienen sollen, eigene Schlüsse zu ziehen. Hilfe in derart verfahrenen Situationen, die ja nicht als solche erkannt werden, kann nur aus den Betroffenen selbst heraus erfolgen. Aus Überzeugung. Und hier müssen sich die Frauen selbst überzeugen.

Dies gelingt nur sehr selten - und vor allem sehr schwer -, wenn die Solidargemeinschaft der Frauen das Banner der Unterdrückten, der Benachteiligten und Mißachteten schwingt. Das starkmachende Wir-Gefühl verleitet zu kämpferischem Trotz, der den Intellekt lahmt, zu Analogieschlüssen führt und auf der Gegenseite, also beim Mann, ebenfalls Trotz hervorruft.

Inzwischen sind in unserer Gesellschaft Ansätze für Solidargemeinschaften von Männern bereits deutlich erkennbar. Vor den Folgen muß gewarnt werden, der Geschlechterkrieg scheint sonst unvermeidlich. Vorbereitungen zu diesem Krieg wurden seitens der Frauen schon lange getroffen. Den Bannerträgerinnen der Emanzipation schien er von Anfang an unvermeidlich, vor allem in den USA. Doch während dort

längst ein Umdenken stattfindet, mehr oder weniger eine An Abrüstung, ist dies in Europa anders. Hier stehen die Zeichen auf Sturm, besonders in der Bundesrepublik.

Mit der Einführung der Quotenregelung, gerade bei einer so großen Partei wie der SPD, fielen erste, vor wenigen Jahren noch für unüberwindlich gehaltene Bastionen. Es stellt sich deshalb die Frage, wieso eine Emanzipationsbewegung von solch zerstörerischer Art in Gang kommen konnte.

Eine Erklärung ist die Flut entsprechender Literatur. Ratgeberliteratur boomt seit Beginn der siebziger Jahre. Der Österreicher Josef Kirschner ist einer der Protagonisten. In einer freien Welt ist so ziemlich jede Art von Literatur jedem zugänglich. Dies ist gut so. Und gleichzeitig der Preis der Freiheit. Denn die Wirkung ist keineswegs vorhersehbar. Das Experiment, zwei Angehörigen eines von der Zivilisation unbeleckten Naturvolkes auf einer fernen Insel jeweils ein Beil zu überlassen, birgt als Ergebnis die Möglichkeiten, damit entweder Häuser zu bauen oder Krieg zu führen. Mit Bücherinhalten ist es, im übertragenen Sinn, nicht anders. Die Verbalisierung eines Themas in der Diskussion (ver-) führt zur Einbringung ganz persönlicher Erfahrungswerte, denen pauschalisierte Werte aus der Literatur angeglichen werden. Jeder nimmt, seinem Wunschdenken gemäß, für sich in Anspruch, was er/ sie glaubt, für sich vereinnahmen zu können. Und das sind immer die eingängigen Kernsätze. Sie lassen sich am leichtesten polarisieren. Aus einem Konglomerat unterschiedlichster Erfahrungen, denen lediglich die Unzufriedenheit mit dem Ist-Zustand gemein ist, wird ein gemeinsamer Nenner gesucht, und in der Überwindung des Patriarchats gefunden. Hier beginnt die Politik der kleinen Schritte, wie sie bereits Esther Vilar in ihrem »Der dressierte Mann« beschrieben hat. Eine Verwirklichung der Emanzipation der Frau - darin sind sich ihre Verfechterinnen ebenso einig, wie ihre Gegner - bedingt nicht Reformen, sondern ein verändertes Bewußtsein der Gesellschaft, in der wir leben. Es muß deshalb bereits bei der Erziehung

der Kinder damit begonnen werden (89,2 % der Befragten sind Mütter!).

Es ist eine ebenso oft zitierte, wie falsche Behauptung, daß in beruflichen und gesellschaftlichen Bereichen nach wie vor die Männer dominieren. Vor allem in politischen Zirkeln ist sie unausrottbar. Ständiges Wiederholen einer falschen These macht diese zwar nicht wahr, prägt sie indes sehr gut ein. Wenn sie zudem noch das eigene Wunschdenken artikuliert, ist sie immer zitierfähig.

Bei den Interviews kam stets der Moment, an welchem die Frauen eine Unzufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Situation artikulierten. Ausgelöst durch die Routine des Alltags, vor allem aber durch eine latente Angst vor Einsamkeit. Rational wurde diese Einsamkeit als notwendiges Übel akzeptiert. - Ist es also das, was diese Frauen fürchten? Ist dies der Preis der Emanzipation? Frei, aber einsam. Oder geht es doch um eine Umschichtung der Machtverhältnisse? Eine Wachablösung? Das Ersetzen einer Dominanz durch eine andere?

Diese Fragen haben bei den Interviewten regelmäßig Verwirrung gestiftet. Deren Umsetzung ins tägliche, persönliche Leben erschien den Frauen recht mühsam. Sie entwickelten regelmäßig eine Aussteigermentalität, die Stuttgarts Oberbürgermeister Rommel einmal so definierte: »Niemand steigt so weit aus, als daß er sich nicht doch in den Maschen des sozialen Netzes (hier: der Alimentation durch den Mann) finge.« Es drängt sich der überspitzte Schluß auf: Patriarchat ist die Ausbeutung eines Teiles der Menschheit durch den anderen - beim Matriarchat ist es genau umgekehrt.

Wo anders hin zielen die Emanzipationsbemühungen dieser Frauen, wenn nicht genau in diese Richtung? Und sind sie damit nicht Saboteure einer »echten« Emanzipation?

Diese Frage wurde stets empört zurückgewiesen. Sie erschütterte die Grundfesten des Selbstverständnisses der Frauen. Und sie löste in anschließenden Gruppendiskussionen höhnische Ablehnung aus.

Dabei weist jede einzelne Vita der von mir Befragten exakt jene Kriterien aus. Diese sind letztlich auch die Ursachen für das KaputtmacherSyndrom. Weil die Erkenntnis eigener Unzulänglichkeiten in der Mehrzahl der Fälle nicht zu deren Beseitigung, sondern zur Schuldzuweisung an den Mann

führt. Schuld hat immer er! Hat er?

Er hat zu einem guten Teil. Weil er sich von Frauen viel zu oft und viel zu sehr manipulieren läßt. Und sich in der Partnerschaft selbst das Leben schwermacht. Den Rest besorgt die Frau.

Will Sie das?

Sie will es nicht!

Sie will lediglich verändern. Nicht einmal im großen, gesellschaftspolitischen Rahmen. Vielmehr im überschaubaren Kreis der Partnerschaft, der Beziehung.

Weshalb schießt Frau dann mit Kanonen auf Spatzen?

Warum aber ist sie dann letztlich doch reichlich unzufrieden? Stellt sie fest, daß ihr Gruppenarbeit und Analyse »nicht viel bringen«? Weshalb haben so viele Frauen mehrfache, »unbefriedigende« Gruppenerfahrung, was die eigene Situation betrifft? Wieso brechen so viele von ihnen Analysen nach einiger Zeit »enttäuscht« ab?

Weil es ihnen »keine neuen Erkenntnisse« vermittelt? Sie »auf der Stelle treten« ?

Und dennoch finden sie sich immer wieder in Gruppen und Zirkeln zusammen, machen Front gegen den Mann, stellen selbstironisch fest, daß es »fast wie eine Sucht« ist. Es gibt in der wissenschaftstheoretischen Diskussion um Emanzipation, Matriarchat und Patriarchat eine ganze Reihe beachtenswerter Beiträge, welche die Grundlagenforschung durchaus bereichern.

Nur bei der Umsetzung hapert es und das bedingt das Thema. Denn in keinem anderen Forschungsbereich gibt es derart viele Betroffene. Jeden einzelnen von uns. Physik, Chemie, Biologie sind alles Forschungsgebiete, die ebenfalls die gesamte Menschheit betreffen. Aber sie sind trotz eines gewal-

tie gewachsenen Umweltbewußtseins persönlichkeitsfern. Es betrifft niemanden in Europa persönlich, wenn irgendwo in Laos oder Burma giftigste Pflanzenvernichtungsmittel eingesetzt werden, um die Mohnernte der Opiumbauern zu vernichten. Mit der Beziehung der Geschlechter untereinander aber haben wir uns täglich auseinanderzusetzen. Im Familienkreis, bei der Erziehung der Kinder, beim Kauf eines neuen Autos, der Wahl einer Wohnung, im Bett.

Bei diesen ganz banalen Dingen kommt es zur Frontenstellung. Sie ist gewollt. Angeheizt wird sie durch eine ungemein subtile und deshalb besonders wirkungsvolle Werbung, die sich der Eitelkeit bedient.

Es hat lange gedauert, bis sich die Emanzipationsbewegung aus ihrem Gettodasein befreien und populistisch werden konnte. Zum Durchbruch verhalf ihr eine Politik der kleinen Schritte. Ihre Entwicklung ist durchaus vergleichbar mit jener der Sozialrevolution der sechziger Jahre. Um ihre Ziele durchzusetzen, haben sich die Verfechterinnen der Emanzipationsbewegung auf »den langen Marsch durch die Institutionen« begeben. Haben ihren Kampf in die Familien, die Partnerschaftsbeziehungen getragen.

Während jedoch die APO-Protagonisten bei ihrem Marsch durch die Institutionen immer realitätsbezogener, sprich angepaßter, wurden, sich auf das »Machbare« konzentrierten, gehen sich emanzipierende Frauen einen im wesentlichen

kämpferischen Weg. Sie suchen die Auseinandersetzung. Ihr Ziel ist der Sieg.

Es ist erstaunlich, wie wenig sich die Verfechterinnen einer kämpferischen Emanzipation mit den möglichen Folgen eines solchen Vorgehens beschäftigen. Dabei sind Frauen in der Lage, vorausschauend zu planen. Es verwundert, daß sie im Hinblick auf ihre ureigensten Belange, auf nichts anderes, als einen schnellen Sieg aus sind.

Selbstverständlich fehlt es nicht an Beteuerungen, zum Wohle und Nutzen unserer Gesellschaft, ja der gesamten Menschheit, das allgemeine Bewußtsein ändern zu müssen. Mit dem

Ziel einer wirklichen Gleichberechtigung. In der Praxis versandet diese Bewußtseinsveränderung in Auseinandersetzungen die überall ausgetragen werden. Immer wieder übersehen Frauen wie Angelika und ihre Anhängerinnen, daß zu einer allgemeinen Bewußtseinsveränderung selbstverständlich auch eine Veränderung ihres eigenen Bewußtseins gehört. Angelika beteuert, so wie alle anderen Interviewten, wie sehr sie an sich arbeitete. In der Praxis indes, als erziehende Mutter eines Sohnes und räumlich in engster Nachbarschaft zu einer Wohngemeinschaft, wo ein anderthalbjähriges Mädchen heranwächst, zu dessen Erziehung Angelika ebenfalls beiträgt, ergibt sich eindeutig das Bild, welches Esther Vilar beschreibt: Kinder werden im Hinblick auf ihre künftige Rolle im Leben in ihrer Entwicklung durch die Mutter manipuliert. Das Mädchen wird zur Ausbeuterin erzogen. Der Junge zum auszubeutenden Objekt. Sie schreibt: »Ein wichtiges Mittel dazu ist das Kinderspielzeug. Indem sie den Spieltrieb ihrer kleinen Kinder zuerst fördert und dann ausnützt, lenkt die Frau wie zufällig in die gewünschte Richtung. Dem kleinen Mädchen gibt sie Puppen und Puppenaccessoires: Wagen, Bettchen, Miniaturgeschirr; dem kleinen Jungen alles, was das Mädchen nicht bekommt: Baukästen, Modelle von elektrischen Eisenbahnen, Rennautos, Flugzeuge. So erhält das weibliche Kind frühzeitig Gelegenheit, sich mit seiner Mutter zu identifizieren, die Rolle der Frau zu erlernen: es überträgt deren Dressursysteme auf die Puppen, lobt und tadelt, wie es selbst gelobt und getadelt wird, lernt spielerisch die Grundgesetze der Menschenführung.« Die Erkenntnis dieser Zusammenhänge führt bei vielen Frauen »auf dem Emanzipations-Trip« zu einem Schock. Alice Miller schreibt in ihrem Werk »Das verbannte Wissen«: »Die Entdeckung, daß ich ein mißbrauchtes Kind war, daß ich von Anbeginn meines Lebens unbedingt auf die Bedürfnisse und Gefühle meiner Mutter eingehen mußte, und gar keine Chance hatte, meine eigenen zu fühlen, hat mich sehr überrascht.«

Die Trotzreaktion folgt auf dem Fuße. Noch einmal Alice Miller, die, u. a. durch Malerei, ihren Mißbrauch bewältigte: »Je mehr ich lernte, im freien Spiel mit Farben und Formen meinen Impulsen zu folgen, um so schwächer wurden meine Bindungen an ästhetische oder andere Konventionen. Ich wollte keine schönen Bilder malen. Nicht einmal gute Bilder zu malen war mir wichtig.«

Für ein egoistisches Ausleben der eigenen Persönlichkeit mag dies wichtig und richtig sein. Aber in einer Partnerschaftsbeziehung? In einer Ehe? In einem Miteinander, ohne das keine Gesellschaft funktioniert?

Seit knapp einem Jahrzehnt nehmen sich emanzipierende Frauen für sich in Anspruch, was die Justiz inzwischen mit immer größerer Skepsis betrachtet: die Vorwegnahme eines Urteils durch die »Götter in Weiß«, die Ärzte und Psychologen.

An Katastrophen, die diese Frauen durch ihr Verhalten auslösen, sind sie nicht wirklich selbst schuld. Vielmehr wurden sie durch ihr persönliches Umfeld (durch Erziehung, Vater/ Mutter, durch den Partner), zu ihrem Tun veranlaßt. Sie sind demnach - wenn schon nicht freizusprechen - mit äußerster Milde und Verständnis zu behandeln. Die Furcht vor Konsequenzen schwindet. Die Freiheit, tun und lassen zu können, was jeder gerade will, wird grenzenlos. Und damit die Lust an der Zerstörung.

Doch wie, bei aller sonst üblichen Vorsicht der Frauen, kommt es zu diesem Kaputtmacher-Syndrom? Für fast alles im Leben gibt es genaue Regelungen, Gesetze, deren Übertretung mit Strafe bedroht ist. Im Miteinander der Geschlechter aber herrscht das Recht des Stärkeren.

Nicht umsonst ist in der Bundesrepublik das Vertrauen in das Bürgerliche Gesetzbuch nur schwach ausgeprägt. Der alte Juristensatz: »Vor Gericht ist man, wie auf See, in Gottes Hand«, hat dazu geführt, daß die Meinung vorherrscht: »Vor einem Gericht bekommt man ein Urteil, niemals aber Gerechtigkeit.«

Folglich gilt es, das Recht in die eigenen Hände zu nehmen. Vor allem und gerade in einer Ehe oder einer Partnerbeziehung. Denn, wie sollte wohl ein Gericht, das zwar Scheidungen aussprechen kann, jemals gerecht beurteilen, wie sich die Beteiligten verhalten haben? Also bleibt es beim Kampf Mann gegen Frau und umgekehrt!

Es verläuft immer nach Schema. Und wären die Folgen für die persönlichen Lebensumstände der Betroffenen nicht so verheerend, könnte das Kaputtmacher-Syndrom als Modeer-

scheinung abgetan, vielleicht sogar ironisierend belächelt werden. Doch 89,2 % dieser Frauen sind Mütter und sie geben ihren Kindern einen guten Teil ihrer Zerstörungsenergie mit auf den Lebensweg. Meistens tun sie dies ganz bewußt, in bester Absicht. Sie wollen, daß sich ihre Kinder später ebenso frei fühlen, ebenso selbständig sind, wie sie dies von sich glauben.

Es gibt heute kaum eine Frau, die nicht irgendwann an einen Punkt gerät, wo sie ihre Art zu leben in Frage stellt. Das ist bei Männern nicht anders. Nur wird bei diesen die Fragestellung durch Beruf, Lebenskampf, Karriereplanung etc. oft verdrängt.

Frauen schließen Partnerschaft und Ehe viel stärker in ihre Lebensplanung ein, als Männer dies tun. Letztere erwarten in der Mehrzahl von ihren Partnerinnen, daß diese sich »den Notwendigkeiten« fügen, anpassen. Es ist ganz sicherlich die Ausnahme, daß ein Mann seiner Frau an den Ort ihres

Arbeitsplatzes folgt. Umgekehrt ist es die Regel. Natürlich auch deshalb, weil in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle der Mann der Ernährer der Familie ist.

Nach ihrer Heirat haben 92,4 % der interviewten Frauen erst einmal weiter gearbeitet. Es ging darum, den »Nestbau auf eine gesunde, finanzielle Basis« zu stellen. Kaum war dies geschafft, fand der Wunsch nach einem Kind Erfüllung. Und dieser Einschnitt leitete fast ausnahmslos eine Entwicklung »weg vom Mann« ein. Es begann stets durch Gruppenbildung. Oder durch den Anschluß an eine bereits bestehende

Gemeinschaft von Frauen, die sich zusammengetan hatte, um gemeinsam Probleme leichter zu bewältigen. Vorzugsweise handelt es sich dabei um Stillgruppen, in denen sehr schnell eine soziale Abgrenzung stattfindet. Frauen mit ähnlichem sozialen Status und ähnlicher Bildung finden sich zusammen. Das jeweilige gesellschaftliche Umfeld gewinnt, gerade bei den Frauen, die dies weit von sich weisen, enorme Bedeutung. Zwar wird immer wieder die eigene Vorurteilslosigkeit befeuert - Frau ist schließlich aufgeklärt, und jeglicher Dünkel ist ihr fern -, dennoch gibt es Normzwänge: Die Erwartungshaltung - mitunter Forderung, sich auf adäquatem Level unterhalten, diskutieren, bestimmte Probleme besprechen zu können - eben das gesellschaftliche Standing. Hinzu kommt ein gnadenloser Konkurrenzkampf, der als solcher zunächst nicht empfunden wird. Dabei geht es einmal darum, wie die Frau ihre Situation als Mutter vor Dritten meistert, zum anderen, welche Erfolge sie als Erzieherin vorzuweisen hat. Dieser Wettbewerb wird ebenso unterschwellig wie verbissen ausgetragen.

Anstatt sich dem Leistungsdruck, der von der Gruppe ausgeübt wird, zu entziehen, unterwerfen sich viele Frauen dieser Erwartungshaltung, versuchen ihr, egal um welchen Preis, zu entsprechen. Sie selbst lernen dabei Druck auf den Partner auszuüben. Denn die Hilfe, die sie sich von der Gruppe erwarten, fordern sie zunächst einmal vom Mann, um in der Gruppe bestehen zu können. Sie sind funktionierender Teil einer Leistungsgesellschaft geworden, in der zu bestehen ihr höchstes Ziel ist.

Als Beispiel hierfür die Geschichte von Karin B., 36 Jahre alt, Lehrerin. Sie ist mit einem Diplomingenieur verheiratet und Mutter einer Tochter. Karin heiratete mit 24 Jahren und ihre Mutter richtete ihr eine »Traumhochzeit« aus. Das junge Paar bezog eine Etage in einem Haus, das Karins Mutter gehört. Karin bezeichnet sich selbst als Angehörige des »gehobenen Mittelstandes«. Sie wuchs »wohlbehütet und umsorgt« auf. Erste Erfahrungen mit Männern sammelte sie mit

fünfzehn und »...ich galt, ohne daß meine Mutter jemals davon erfuhr, als flotter Feger. Was meinen späteren Mann übrigens ganz besonders an mir reizte. Er mag es, wenn ich mich modisch und auch frivol kleide und ich selbst finde das auch sexy. Seit ich verheiratet bin, hat meine Mutter nichts mehr dagegen. Sie ermutigt mich sogar.«

Nach der Geburt ihrer Tochter widmete sich Karin mit aller Kraft dem Baby. Ihr Mann fand für sie »... so gut wie nicht mehr statt«. Was diesen jedoch zunächst nicht weiter zu stören schien. »Er hatte vollstes Verständnis und kümmerte sich selbst in jeder freien Minute um das Kind. Wir haben, schon vor der Geburt von Tanja, alles gelesen, was wir über Kindererziehung kriegen konnten. Und natürlich bin ich dann sofort in eine Stillgruppe gegangen.«

Karin wohnt im sogenannten Bankierviertel einer rheinischen Großstadt und die soziale Zusammensetzung ihrer Stillgruppe war entsprechend. »Natürlich haben wir uns sehr viel über unsere Kinder, über das Erlebnis der Geburt und ähnliche Themen unterhaken. Es wurden gesellschaftliche Kontakte geknüpft, wir luden uns reihum ein. Und irgendwann haben wir ganz selbstverständlich auch über unsere Männer gesprochen. Da wurde mir dann klar, welche Defizite ich in meiner Ehe erlebte.« Es fiel Karin im Interview auffallend schwer, diese Defizite zu artikulieren, »...ich habe anfangs ganz allgemein ein Unbehagen gespürt. Irgend etwas fehlte. Bis ich dahinter kam, daß es meine Arbeit war, mein Beruf, den ich vermißte. Mein Mann erwartete von mir, daß ich mich ausschließlich dem Haushalt, der Tochter widmete. Als Frau, als Geliebte, hat er mich nicht mehr wahrgenommen.« Daß sie sich selbst verweigerte, weil sie sich überlastet, von Gruppe, Kind und Haushalt zu sehr beansprucht fühlte, bestreitet sie. »Das hat mir mein erster Therapeut einzureden versucht. Zu dem bin ich dann nicht mehr gegangen.«

Vielmehr nahm Karin ihre Arbeit wieder auf. Tanja wurde vormittags der Großmutter überlassen und abends, wenn

Karin Seminare besuchte, zu Gruppenabenden ging oder mit Freundinnen ins Theater, dem Vater. »Rolf fand das auch gut. Er ist vernarrt in das Kind. Aber er hatte überhaupt kein Verständnis dafür, wenn ich dann zu müde war, um für ihn noch eine extravagante Geliebte zu sein. Außerdem fand ich das allmählich widerlich. Er roch nach Kind, nach Flasche, nach Erbrochenem, nach vollen Pampers, da hatte ich einfach keinen Bock.«

Zumindest nicht auf Rolf. Ganz ohne Mann aber wollte Karin auch nicht sein und so fand sie in einem Kollegen einen verständnisvollen Liebhaber. »Der hat mich einfach genommen wie ich bin. Und er hat mich ermutigt, herauszufinden, was für mich gut ist, und meinen Weg zu gehen. Schließlich habe ich als Frau ein Recht darauf, mich zu verwirklichen. Und für Rolf zählte ja nur noch das Kind.«

Es überrascht nicht, wenn Karin erzählt, daß einige Frauen aus ihrer Gruppe einen ähnlichen Weg gingen. »Wir haben einfach gefunden, daß wir etwas für uns tun müssen. Uns weiterentwickeln. Dabei haben wir uns gegenseitig geholfen, uns ermutigt. Wir haben Selbsterfahrungsgruppen besucht, auch bei der Volkshochschule. Es hat mir nicht sehr geholfen. Eine Freundin überredete mich dann, wieder eine Therapie zu machen. Anderthalb Jahre habe ich das durchgehalten. Dann wollte ich nicht mehr. Der Typ hat sich als Chauvi entpuppt. Dafür habe ich mich revanchiert. Ich hab' ihn an meine Wäsche gelassen. Aber nicht weiter. Es hat mir einen unheimlichen Spaß gemacht, zu erleben, wie er rumzappelte.« Nachdem Karin herausgefunden hatte, daß Gruppenarbeit und Therapie sie nicht »weiterbrachten«, besann sie sich auf ihre Familie, genauer: auf ihre Tochter. Denn »... mit Rolf hatte ich Schwierigkeiten. Dem habe ich nämlich ganz ehrlich gesagt, was gelaufen ist. Und natürlich hat er mich überhaupt nicht verstanden und sich betrunken. Seither haben wir zwar nicht unbedingt Sendepause, aber doch einen ziemlichen Wackelkontakt.« Das heißt, Karin schläft hin und wieder mit ihrem Mann, nimmt zusammen mit ihm gesellschaftliche

Verpflichtungen wahr und lebt »...ansonsten mein Leben. Und da fühle ich mich frei, bin offen für alles, kann mich verwirklichen.«

Ihrer Umwelt gegenüber beweist sie ihre Tüchtigkeit, indem sie Tanja bei jeder sich bietenden Gelegenheit vorzeigt. Und Tanja ist ein perfekt abgerichtetes Kind, ordentlich, höflich. und zurückhaltend, auf Wunsch präsent, dann wieder total unauffällig. Sie ist ein Mädchen von viereinhalb Jahren! Daß ihre familiäre Lebensplanung »frustrierend in die Hose« gegangen ist, schreibt Karin dem Verhalten ihres Mannes zu. »Der hat doch überhaupt nicht begriffen, worum es mir geht, daß ich mich weiterentwickeln wollte und will. Rolf hat verlangt, daß ich mich nicht mehr so oft mit meinen Freundinnen treffe, sondern mich mehr um Tanja, um die Wohnung, um ihn kümmere. Er hat geglaubt, ich wäre Putze, Kindermädchen und Hure in einem. Und das ausschließlich zu seinem Nutzen. Also habe ich für eine Putzfrau gesorgt. Und Tanja perfekt erzogen. Sie ist ein angenehmes Kind, das sich sehr gut mit sich selbst beschäftigen kann. Nachdem ich Rolf bewiesen hatte, was ich alles kann, scheint er zu begreifen, daß ich eine eigenständige Persönlichkeit bin und ein Recht auf mein Leben habe.«

Warum führt Karin dieses eigene Leben dann nicht? Warum bleibt sie mit ihrem Mann zusammen, schläft sogar hin und wieder mit ihm? Nur wegen der Konventionen des »gehobenen Bürgertums« ? Sie sieht es ganz pragmatisch.

»Es ist praktisch, im Haus meiner Mutter zu wohnen, zumal ich es ja ohnehin erbe. Außerdem bin ich Lehrerin an einer sehr konservativen, christlich orientierten Schule. Und für Rolf, er steht kurz vor seiner Beförderung, ist es sicherlich auch besser, nicht geschieden zu sein. Wir haben eine Ebene gefunden, auf der wir miteinander auskommen. Er läßt mir meine Freiheiten, ich ihm die seinen. Und ich merke, wie gut mir das tut. Außerdem werde ich von den meisten Frauen in meinem Freundeskreis bewundert.«

Die Abnabelung vom überkommenen Ehejoch begann für

Karin wie für 842 der interviewten 968 Frauen, das sind 86 9°/o, mit einer Äußerlichkeit: sie ließ sich ihre Haare kurz schneiden. Dies haben u. a. auch Angelika, Andrea und Brigitte getan. Und alle ließen sie ihre Haare danach wieder wachsen. Jedoch erst, nachdem ihre Partner oder Ehemänner resigniert hatten und zu den Bubiköpfen nichts mehr sagten. Ihre kurzen Haare, zusammen mit ihrer Vorliebe für knapp sitzende Lederkleidung, machten Karin für eine Frau ihrer Selbsterfahrungsgruppe außerordentlich reizvoll. »Ich habe mich mit ihr in ihrer Wohnung getroffen. Am Ende einer langen, lebhaften Diskussion sind wir dann im Bett gelandet. Das war eine sehr prickelnde Erfahrung. Wir treffen uns auch heute noch hin und wieder, um uns zu entspannen. Das ist allerdings etwas, was ich meinem Mann nie sagen würde, obwohl ich sonst absolut offen zu ihm bin. Ich glaube nämlich, daß meine Offenheit ihn weiter bringt und ihm hilft, sich selbst zu entwickeln.«

Sollte Rolf sich jedoch eines Tages ebenfalls jene Freiheiten nehmen, auf welche Karin pocht, dann wäre dies für sie ein »Scheidungsgrund«. Offen bekennt sie, daß »ich durchaus eifersüchtig bin«. Warum gesteht sie dann Rolf diese Eifersucht nicht auch zu? »Der ist von seiner ganzen Persönlichkeitsstruktur her gar nicht in der Lage, eine rein körperliche Beziehung zu unterhalten. Eine, bei der außer Entspannung nichts ist. Der will immer gleich geliebt werden. Und liebt selbst auch. Das wäre schon im Hinblick auf unsere Tochter ein unhaltbarer Zustand, den ich nicht hinnehmen könnte.« Karin hat selbstverständlich Wilfried Wiecks »Männer lassen •lieben« gelesen. Und da klingt das alles ganz anders, wird dem Mann Unfähigkeit zu wirklicher Liebe bescheinigt. Karin: »Es ist schön, zu sehen, wie ein typischer Chauvi Argumente liefert, um andere Männer niederzumachen. Der Wieck betreibt masochistische Selbstzerfleischung. Und es ist herrlich einfach, Rolf mit seinen Argumenten einzuseifen.« Angelika G. geht in ihrer Beurteilung des Wieck-Buches noch weiter. »Kerle wie den kenne ich zur Genüge. Die findet man

in jedem Sozialdienst. Das sind Typen, die sich selbst niedermachen, um sich anzubiedern. Nach dem Motto: Ich bin mies und schlecht, und weiß das, und deshalb will ich auf den Arm. Im Grunde ist der ein ganz armes Schwein, dem niemand helfen kann, es sei denn, er findet eine Dumme.« Hilfe für Männer also durch die berühmten Dummchen?

Für Angelika ist Dummheit gleichbedeutend mit Schwäche. Und diese verträgt sich nicht mit ihrer eigenen Stärke. Sie will keinen schwachen Mann. Vielmehr einen, »...zu dem ich aufschauen kann.« Einen starken also. Stärker als sie selbst es ist.

Für einen dann vorprogrammierten Machtkampf.

Daß dieser unausweichlich ist, gibt Ingrid L., 38 Jahre alt, Informatikerin, verheiratet, zwei Kinder, getrennt lebend, unumwunden zu. Ingrid ist zum zweiten Mal verheiratet. Ihre erste, kinderlose, Ehe dauerte vier Jahre. »Die glücklichste Zeit mit meinem ersten Mann hatte ich vor der Ehe. Schon ein Jahr nach der Heirat hatten wir uns nichts mehr zu sagen, haben nur noch nebeneinander gelebt. Daß die Beziehung auseinanderging, war gut. Nur die Scheidung als solche war ein Schock. Das juristische Lösen dieser bürgerlichen Beziehung. Ich kam mir wie ein Mensch zweiter Klasse vor.

Besonders, weil es meinem Ex-Mann offenbar nichts ausgemacht hat. Der behielt seinen Bekanntenkreis, seine Gewohnheiten, alles. Für den hatte sich nichts geändert. Nur ich fühlte mich ausgestoßen.«

Aus diesem Gefühl heraus verschwieg sie die Scheidung sogar vor ihren Eltern. Diese erfuhren von ihrem ehemaligen Schwiegersohn davon. »Und das war das Schlimmste für

mich«, sagt Ingrid. »Ich bin wochenlang nicht aus meiner Wohnung gekommen, habe mich regelrecht verkrochen. Und an meinem Arbeitsplatz habe ich mich natürlich auch abgekapselt.«

Hilfe bot ihr eine Kollegin, die sie auf ihr verändertes Verhalten ansprach. »Wir haben uns bei mir in der Wohnung getroffen. Bei einer Flasche Wein habe ich ihr dann alles

erzählt. Das hat eine halbe Nacht lang gedauert und danach war ich fix und fertig. Aber auch irgendwie erleichtert.« Die Kollegin blieb über Nacht, war »wie eine Schwester« zu Ingrid. Und nahm sie einige Tage später mit in ihre Selbsterfahrungsgruppe. »Die Frauen dort haben mich dann so ganz langsam wieder aufgebaut, mir mein Selbstwertgefühl zurückgegeben. Das war unheimlich wichtig. Ich konnte mir im Spiegel wieder in die Augen sehen. Weil mir klar wurde, daß nicht ich diejenige war, die sich als eheuntauglich erwiesen hatte, sondern mein Ex. Ich erkannte, daß ich Zeit verloren hatte. Und das wird mir nie wieder passieren.«

Es passierte doch. Als Ingrid ihren zweiten Mann kennenlernte. »Vom Typ her ist er meinem Ex sehr ähnlich, groß, sportlich, dunkel und jungenhaft charmant.« Für Ingrid war es Liebe auf den ersten Blick. Monatlang ließ sie sich in der Selbsterfahrungsgruppe nicht mehr sehen, hatte auch nicht das Bedürfnis danach. Doch dann traf sie zufällig die Freundin wieder, die inzwischen in einer anderen Firma arbeitete. »Im ersten Moment war das ein ganz komisches Gefühl. Aber wir sind dann spontan in einen Biergarten gegangen und haben uns ausgesprochen. Das heißt, ich habe erzählt. Und meine Freundin war ungeheuer verständnisvoll. Das hat mir fast noch besser getan, als bei unserer ersten Aussprache.«

Um nicht als Abtrünnige zu gelten, und weil »...mir die Gruppe ja sehr geholfen hatte«, ging Ingrid wieder hin. Sie erlebte dasselbe wie Brigitte in Berlin. Plötzlich war sie nicht mehr in einer Solidargemeinschaft geborgen, sondern Konkurrentin. Ihre Geschlechtsgenossinnen rieten erst einmal zur Vorsicht, bei allem Verständnis für den Überschwang der Gefühle. Denn Ingrid sollte ja nicht »denselben Fehler noch einmal« machen. Sie tat es dennoch. »Für Ferdinand und mich stand fest, daß wir heiraten und Kinder haben würden. Und mit den Kindern wurde es Zeit, denn ich war schon Ende zwanzig und wollte keine Spätgebärende sein.«

Ohne ihr Verhältnis zu Ferdinand, wie von der Gruppe

geraten, noch länger auf die Probe zu stellen, heiratete Ingrid, bekam ihre beiden Kinder >• hintereinander weg« und

»... kam mir plötzlich irgendwie amputiert vor. Ich war zu Hause angebunden. Außer Kindern ging nichts mehr. Kein Job, keine Kegeltouren, kein Tennis, kein Skifahren. Nur Kinder.«

Hilfe kam aus der Gruppe. »Dadurch, daß ich die Kinder abgeben konnte, hatte ich wieder mehr Zeit für mich und glaubte an eine Normalisierung.« Doch die war nur möglich, wenn die Frauen der Gruppe halfen, oder die Eltern, bzw. die Schwiegereltern. Ingrids Mann hatte sich ein Jahr nach der Heirat selbständig gemacht und »baute aus Leibeskräften« sein Unternehmen auf. »Den habe ich kaum zu Gesicht

gekriegt. Und wenn, dann hatte gerade ich keine Zeit.« Bestärkt durch die Frauen ihrer Gruppe, begann Ingrid darauf zu pochen, daß sich ihr Mann Kinder und Haushalt mit ihr teilte. Was zu ersten Spannungen führte, weil »... ich fand es unfair, daß er dafür kein Verständnis hatte. Und an den Kindern hatte er ja schließlich auch mitgewirkt. Das Vergnügen war ihm recht, die Arbeit überließ er mir. So sah seine Gleichberechtigung aus.« Weil Ingrid mit dieser Argumentation nicht nur bei ihrem Mann, sondern vor allem bei ihren Eltern auf Unverständnis stieß, suchte sie, einmal mehr, Zuflucht in der Gruppe. Sie wollte aus der ehelichen Wohnung ausziehen, ihren Mann sich selbst überlassen. »Damit der einmal merkt, wie das ist. Was ich alles mache, ohne daß er es würdigt.«

Dieser Auszug traf Ferdinand tief. Tagelang versuchte er vergeblich herauszubekommen, wo sich seine Frau aufhielt. Ingrid hatte ihm lediglich eine Nachricht hinterlassen, daß sie mit den Kindern »wohlauf« sei und die Trennung von ihm »... brauche, um zu mir selbst zu finden«.

Während der Suche nach seiner Frau »...hat er natürlich seine Firma vernachlässigt. Und als ich mich dann telefonisch bei ihm meldete, hat er mir deswegen solange Vorwürfe gemacht, bis ich einfach aufgelegt habe.« Ingrids zweiter

Versuch, sich telefonisch mit ihrem Mann auseinanderzusetzen, verlief nur unwesentlich besser. Immerhin verabredeten sich die beiden zu einem persönlichen Gespräch. Bei diesem nannte »...ich ihm meine Bedingungen, unter denen ich zurückkommen würde. Er hat mich ganz verwundert angesehen und überhaupt nicht verstanden, was ich meinte.«

Ingrid kam zurück und zunächst ging alles gut. »Ferdinand hatte mir einen tollen Empfang bereitet. Das Haus vom Keller bis zum Dach auf Hochglanz bringen lassen, riesige Rosensträucher gekauft. Und er hat mich, wie nach unserer Hochzeit, über die Schwelle getragen. Ganz toll kümmerte er sich auch um die Kinder und außerdem hatte er ein Kindermädchen eingestellt, das er über die Firma bezahlte.«

Dann müssen die Erwartungen, die Ferdinand in seine Frau setzte, für Ingrid zu hoch gewesen sein. Es begann, wie bei über 82 % der Befragten, mit einem schleichenden Kleinkrieg, der schließlich zermürbend wurde.

»Daß ich weiterhin etwas für mich, ganz allein für mich, tun wollte und mußte, hat mein Mann nie verstanden. Er hat zwar immer große Reden geführt, was ich lesen oder welchen Sport ich treiben sollte und er fand es angeblich auch gut, daß ich mich in der Gruppe engagiert habe und schließlich sogar einen eigenen Kurs in der Volkshochschule hatte. Aber gleichzeitig hat er mir immer wieder vorgehalten, welche Pflichten ich vernachlässigen würde. Der hat sich da selbst widersprochen.« Weshalb Ingrid ihrem Mann klarmachte, daß sie sich von ihm zu trennen gedachte.

»Wir waren uns aus praktischen Gründen einig, daß wir uns nicht scheiden ließen. Ich wollte mir erst einmal mein eigenes Leben aufbauen und habe dies auch getan. Dabei war wichtig für mich, von Ferdinand nicht belästigt oder eingeengt zu werden. Natürlich hat er mir vorgehalten, daß er ein junger, vitaler Mann ist und auf seine Frau nicht verzichten will, doch ich war in einer Situation, wo mir wirklich nicht nach Mann war, nicht nach Bett. Auch das hat er endlich

akzeptiert, denn ich habe ihm freigestellt, sich eine Freundin zu nehmen.«

Die Frage ihres Mannes, was geschähe, wenn er sich in diese Freundin verliebe, quittierte Ingrid mit einem Achselzucken. »Ich glaube, daß es das war, was ihn bis jetzt davon abgehalten hat, sich eine Freundin zu suchen. Er fürchtet, daß er es ist, der die Beziehung dann endgültig zerstört und als Mann will er ja nicht verlieren.«

Faustrecht schreckt vor Erpressung nicht zurück.

und obwohl Ingrid inzwischen »mehrere Bettpartner« hatte, »... von denen mein Mann bestimmt nichts weiß, höchstens vielleicht was ahnt«, ist sie sich »... seiner Treue sicher, weil er auf die Kinder nicht verzichten will«. Diese leben bei der Mutter und werden nach wie vor von dem Kindermädchen

betreut. Ingrid arbeitet inzwischen selbständig in ihrem alten Beruf und berät Firmen bei der Einführung von Computersystemen. Dabei ist sie sehr erfolgreich und »...eigentlich finanziell unabhängig, was meinem Selbstbewußtsein außerordentlich gut tut«.

Ihre finanzielle Unabhängigkeit auf eine echte Probe zu stellen, scheut sich Ingrid, ohne es einzugestehen. Sie will keine wirkliche Abnabelung von ihrem Mann, aus den bekannten »praktischen Gründen«. »Man soll dem Finanzamt nicht

mehr als unbedingt nötig geben. Und für die Kinder ist es in der Schule auch angenehmer, wenn ihre Eltern nicht geschieden sind.«

Außerdem ist da immer noch ihr Hang zum Bürgerlichen. Sie will zwar, um ihren Egoismus zu leben, alle Freiheiten einer ungebundenen Frau, aber die gesetzliche Verbindung mit ihrem Mann schmückt doch ungemein. Hinzu kommt, daß

das Bild einer selbständig-souveränen Frau unter ihresgleichen als Statussymbol einen hohen Stellenwert hat.

Es fällt auf, daß die interviewten Frauen als Vorbilder für ihr Verhalten immer wieder Personen der Zeitgeschichte nennen. Daß es sich dabei um Ausnahmen handelt, übersehen sie bewußt. Es geht ihnen um eine Veränderung des

gesellschaftlichen Bewußtseins. Die Ausnahme muß zur Regel werden.

Wie sehr Ingrid bereits vor ihrer zweiten Eheschließung vom Kaputtmacher-Syndrom infiziert war, belegen einige ihrer eher beiläufigen Äußerungen. Sie wollte Ferdinand heiraten, um Kinder mit ihm zu haben und war der Ansicht, daß es dafür höchste Zeit sei. Pragmatisch stellte sie gleichzeitig fest: »Natürlich ging es mir dabei auch um eine gewisse Sicherheit. Kinder kann man schließlich nicht einfach in die Welt setzen, ohne genau zu wissen, wie es dann weitergehen soll. Ferdinand hat gut verdient und es war abzusehen, daß er auch mit seiner eigenen Firma Erfolg haben würde. Die daraus resultierende Sicherheit war zwar nicht unbedingt entscheidend, aber doch wichtig für mich.«

Ingrid spricht hier einzig von den Überlegungen der Frau. Daß auch ein Mann sich zu einem Kind, zu Kindern, entschließen muß, daß auch er dabei verantwortungsbewußt an die Zukunft zu denken hat, spielt für sie offenbar keine oder nur eine untergeordnete Rolle. Denn bei aller Aufgeklärtheit und Emanzipation, auf »ihre Kinder« wollen diese Frauen nicht verzichten. Kinder sind für sie Statussymbol und Waffe zugleich. Teil ihres Emanzipationsverständnisses. Angelika formuliert das so: »Mir ist schon sehr bewußt, daß ich bei der Erziehung meines Sohnes Fehler mache. Aber ich denke, niemand kann sich von diesen Fehlern freisprechen. Und wenn es einmal ganz schlimm ist, dann rufe ich Daniel an. Der widmet sich mit unglaublicher Ausschließlichkeit dem Kind und so werden diese Fehler wieder ausgebügelt. Für Daniel ist dies auch leichter, denn er hat den Sohn ja nicht ständig.«

Ähnlich sieht das Ingrid, die feststellt, daß »...die Kinder immer sehr ausgeglichen sind, wenn sie von Ferdinand zurückkommen. Der kümmert sich immer ganz intensiv um sie. Weil er den täglichen Streß mit ihnen nicht hat.«

Glück, vor allem solches in einer Partnerschaft, ist keine einklagbare Grösse. Zweifellos erleidet die Erwartungshaltung vieler Frauen an eine Ehe nicht unerhebliche Dämpfer. Den Männern ergeht es nicht anders.

Bedingt wird dies in den meisten Fällen durch das Unvermögen der Partner, einfach nur miteinander zu reden-

Männer müssen sich hier den Vorwurf gefallen lassen, in alten Klischeevorstellungen des Patriarchats gefangen zu sein. Kaum ein Mann ist bereit, mit seiner Partnerin früh, und damit rechtzeitig, sich anbahnende berufliche oder finanzielle Krisen zu besprechen. Sein Selbstverständnis als Familienoberhaupt, als Ernährer, bekäme zumindest Risse.

Ein Mann wird alles tun, Krisen zu meistern, ohne gegenüber seiner Partnerin oder Frau durchblicken zu lassen, wie schwer ihm dies fällt, mit welchen Widrigkeiten er zu kämpfen hat. Diese männliche Sprachlosigkeit geht einher mit den üblichen Fluchten, die von Frauen fast immer falsch gedeutet werden. Frauen sehen in diesem Sich-Zurückziehen, SichAbkapseln des Mannes schlicht die Gefahr einer Nebenbuhlerin; die weitaus existenziellere Gefahr einer beruflichen Krise, einer eventuellen Arbeitslosigkeit sehen sie nicht. Es fällt Frauen immer noch schwer, sich vorzustellen, daß ihr Partner/ Mann nicht unentwegt Gefahren durch Rivalinnen ausgesetzt ist, oder von sich aus Abwechslung durch einen Seitensprung sucht.

Das Bild des erfolgreichen, beruflich glänzenden, in seiner Karriere ungefährdeten Mannes sitzt unendlich tief. Gerade auch bei vorgeblich aufgeklärten und emanzipierten Frauen. Von allen Interviewten wollen 99,2 % zu ihren Partnern aufschauen können. Sie erwarten nichts sehnlicher, als den erfolgreichen Mann an ihrer Seite. Und sie tun alles, um dieses Wunschbild zu realisieren. Dies macht es dem Mann noch schwerer, wenn nicht gar unmöglich, sich mit seinen

realen Sorgen und Nöten an die Partnerin/ Frau zu wenden, ihr seine Ängste und Schwächen zu offenbaren. Um psychologische Hilfe zu bitten, wagt er nicht.

Daraus resultierend, verflacht das häusliche Gespräch zunehmend. Die Beziehung versandet auch auf erotischem Gebiet. Was bleibt, ist ein Nebeneinander anstelle eines Miteinanders. Weil aber fast alle Frauen mit dem Ziel einer lebenslangen - »bis daß der Tod Euch scheidet« - Partnerschaft in ihre Ehe gestartet sind, trifft sie der Schock der Entfremdung besonders. Versuche, auf sexuellem Gebiet einen Neuanfang zu erreichen und die Partnerschaft zu erhalten, sind zum Scheitern verurteilt.

Angelika erzählt: »Natürlich habe ich versucht, für meinen (ersten) Mann so verführerisch wie möglich zu sein. Ich habe ihn zu allen möglichen Experimenten animiert. Aber das war am Schluß nur noch komisch. Und eigentlich nicht einmal mehr das. Die Luft war raus, obwohl mein Mann und ich für gewöhnlich sehr gut miteinander schlafen konnten. Selbst ein >Quicky< war immer voll prickelnder, erotischer Spannung. Und dann lief sogar das nur noch langweilig ab. Ich hatte hinterher einen schalen Geschmack im Mund. Es war deprimierend, ich hatte regelrecht Schuldgefühle. Und die wollte ich in einer künftigen Beziehung auf gar keinen Fall mehr. Also mußte ich von vornherein auf eine gewisse Unabhängigkeit achten.«

Bevor sich Angelika zu dieser Auffassung durchrang, durchlief sie die üblichen Stationen. Die erste war ihre Flucht in »Leidensgemeinschaften«.

Die kontaktfreudige Angelika hatte es leichter als andere Frauen, zumal sie eine recht gute Beobachterin ist. Bevor sie ihren Emanzipationskampf kultivierte, hatte sie sehr wohl die Fähigkeit, sich selbstkritisch zu beobachten. Heute verträgt sich dies nicht mehr mit ihrem neuen Selbstverständnis, ihrem übersteigerten Egoismus.

Frauen, denen es in ihrer Ehe / Partnerschaft nicht gegeben ist, sich mit dem Mann über anstehende Probleme zu unter

halten, haben überhaupt keine Schwierigkeiten, dies in ihren »Leidensgemeinschaften« zu tun. Denn dort treffen sie auf Frauen, denen mehr oder weniger gleiches widerfahren ist. Seit langem ist es eine gesicherte Erkenntnis, daß Männer untereinander mit angeblichen Eroberungen prahlen; ein Männlichkeitsritual mit einem Realitätsgehalt von weit unter 50 Prozent. Einige Wissenschaftler, davon mehr Männer als Frauen, behaupten sogar, daß sich der Wahrheitsgehalt dieser »Gockelitis« gegen Null bewegt.

Bei Frauen ist dies ganz anders.

Wenn sie sich dazu durchgerungen haben, ein Thema unter Freundinnen zu besprechen, dann geschieht dies fast immer mit größter, oft brutaler Offenheit. Der Drang, die Wahrheit zu sagen, ist übermächtig. Frauen wissen, daß sie Zustimmung, Anteilnahme finden.

Ein Mann, der eingesteht, bei Frauen »nicht landen zu können, nicht anzukommen, Schwierigkeiten zu haben«, gilt als Versager, als erotische Null. Ausgerechnet er ist angeblich nicht in der Lage, zu schaffen, was anderen im Übermaß gelingt. Nie legt sich ihm eine Frau verführerisch ins Bett. Nie streitet sich eine ganze Heerschar mannstoller, rassistischer Schönheiten um ihn. Während des Urlaubs bleibt er am

Strand allein, wird beim Apres-Ski nicht beachtet. Während andere sich der zudringlichen Kurvenstars kaum erwehren können.

Was also tut ein ganz normaler Mann? Er reiht sich ein in die Schar derer, die als »echte Macho-Männer unwiderstehlich« sind.

Frauen untereinander haben es heute nicht mehr nötig, einem Klischee zu entsprechen. Im Gegenteil, rückhaltlose Ehrlichkeit und Offenheit sind in den Gruppen absolutes Muß. Die Akzeptanz ist hundertprozentig. Nur wer seine Schwierigkeiten wirklich erkennt und eingesteht hat die Chance, damit fertig zu werden, sich zu befreien. Voraussetzung dazu ist die sogenannte Trauerarbeit, die verrichtet werden muß. Das nochmalige, oft mehrfache Durchleiden all der in der Ehe/

Partnerschaft aufgetretenen Schwierigkeiten. Auf dem Weg zur Emanzipation ist diese Trauerarbeit eine der wichtigsten Stationen. Sie leitet eine schleichende Metamorphose ein. War es beim Eintritt in die Gruppe der Leidensgefährtinnen noch so, daß die Frau sehr wohl ihr eigenes Unvermögen, ihren Teil der Schuld am Scheitern der Beziehung vor Augen hatte, so beginnt sich ihr Blick dafür bald zu trüben. Das ist, als Therapieerfolg, gewollt.

Die Selbstanalyse in der Gruppe führt nicht dazu, eigene Fehler zu erkennen und zu beseitigen. Es werden vielmehr Ursachen dafür gesucht, weshalb der Mann seine Frau zu diesen Fehlern gedrängt hat.

So entsteht ein Schutzwall, hinter dem Frau sich gut verstecken kann.

Nicht »typisch weibliches« Verhalten, beziehungsweise »anerzogen weibliches« Verhalten hat seinen Teil zum Scheitern der Ehe/ Beziehung beigetragen, sondern die Provokation durch den Mann. Also sind nicht eigene Fehler abzustellen, sondern die Provokationen. Gelingt es, den Mann soweit zu ändern, »... zu verbessern, damit die Drohung der seelischen und globalen Zerstörung« abgewendet wird, ist die Frau aus dem Schneider. Denn, »...der Mann ist kraftlos und

schwach und die Frau hält ihn funktionstüchtig. Auf dieser Geborgenheit baut der Mann Konkurrenzsysteme auf, Prestigekämpfe und Macht«, schreibt Wieck. Die simple Tatsache, daß Frauen, ebenso wie Männer, Konkurrenzsysteme aufbauen, Prestigekämpfe ausfechten und Macht ausüben, wird verdrängt. Es würde das Bild vom »besseren Menschen Frau« zerstören.

Es würde zudem am neuen Selbstverständnis der Frauen rütteln. Daher muß alles vermieden werden, was daran kratzt. Der Einstimmung auf dieses Bewußtsein dient die Trauerarbeit. Mit ihr wird der Boden bereitet für eine neue Selbstsicht. Natürlich entwickelt sich bei dieser Trauerarbeit Gruppendynamik. Manchmal grenzt sie an Selbstzerfleischung und Verzweiflung beginnt sich breitzumachen.

Dieser Verzweiflung begegnet die Frau mit einer Therapie. Sie unterwirft sich damit einem Modetrend. Welche Therapeutin, welcher Therapeut, kann es sich leisten, gegen den Strom zu schwimmen? Ein Arzt, der seinen Patienten nicht die Pillen verschreibt, die sie erwarten, ist ein schlechter Arzt. Seine Patienten suchen sich einen anderen, der ihnen gibt, was sie selbst für sich als gut und richtig erkannt zu haben glauben.

Als Karin B. von ihrem Therapeuten nicht gesagt bekam, was sie hören wollte, brach sie die Therapie ab. Sie »...hatte keine Lust mehr. Der Typ war ja selbst ein Chauvi.« Sie kompensiert ihre enttäuschte Erwartungshaltung, indem sie sich der Erziehung, mehr noch Abrichtung, ihrer Tochter widmet. Ihre Erwartungshaltung befriedigt sie dann in der Gruppe. Dort wurde ihr bestätigt, daß sie mit ihrem Männerbild richtig liege. Damit hatte sie das gewünschte Alibi für ihr destruktives Verhalten.

Längst hat sich, von den Gründermüttern der Emanzipationsbewegung sicher nicht gewollt, die Gleichberechtigungsforderung zu einem Drängen auf einen Machtwechsel verändert. Wer überzeugen davon ist, der bessere Mensch zu sein, will nicht mehr nur die Teilhaberschaft an der Macht, er will sie ganz. Mit dem einleuchtenden Argument, eine bessere Welt zu schaffen, Probleme besser zu lösen. Altlasten besser beseitigen zu können.

Rebellion ist gefragt, nicht Evolution. Schon deshalb, weil Rebellion und Revolution wesentlich schneller Veränderungen schaffen, als Evolution. Es gibt gegenüber dem herrschenden System nur eine einzige Entschuldigung für Revolution. Erfolg. Er sichert ein Entkommen vor Strafe, Revanche und Rache. Dieser Erfolg ist indes durchaus nicht gesichert, weil die Ausgangsposition dieser Frauen fatal ist. Es geht ihnen nicht darum, den »guten Menschen Frau« in eine neue Beziehung/Ehe einzubringen. Sie kehren vielmehr die starke, renitente Frau heraus. Anpassung wird ausschließlich vom Mann verlangt.

Rosemarie K., 42 Jahre alt, ehemalige Lehrerin und jetzt als Verlagsangestellte tätig, in erster Ehe zwölf Jahre verheiratet, lebte nach ihrer Scheidung drei Jahre allein, bevor sie eine neue Ehe einging. Inzwischen lebt sie von ihrem Mann getrennt, »...weil er einfach nicht einsehen will, daß ich als Frau die gleichen Rechte habe wie er. Und daß ich auf diesen Rechten bestehen muß, um meine Selbstachtung nicht zu verlieren. Das ist mir in meiner ersten Ehe zu oft passiert. Deshalb werde ich es nie wieder zulassen.«

Natürlich ist Rosemarie bereit, mit ihrem Mann ihr Verhalten zu diskutieren. »Für ein Gespräch bin ich immer offen. Aber ich sage von vornherein, daß sich meine Meinung nicht ändern wird. Ich finde, wenn mein Mann seine persönliche und gesellschaftliche Situation überprüft, kann er nur zu dem Schluß kommen, daß ich recht habe.«

Eine Diskussion, deren Ergebnis bereits zu Beginn feststeht, ist müßig. Rosemarie sieht das anders. »Wenn ich mit meinem Mann über uns rede, dann tue ich dies ja ganz bewußt, um ihm die Möglichkeit zu geben, seine Fehler einzusehen, indem ich sie ihm vor Augen führe. Ich will damit erreichen, daß er sich entwickelt, daß ihn unser Gespräch weiterbringt, daß er an sich arbeitet. Er hat, was sein Frauenverständnis angeht, unheimliche Defizite.«

Um besonders überzeugend zu sein, lädt Rosemarie zu solchen Gesprächen Gesinnungsgenossinnen ein. »Damit er

sieht, daß ich nicht allein so denke.«

Für Rosemarie K. steht die sexuelle Befreiung der Frau an erster Stelle. Das »... Recht darauf, all das zu tun, was Männer auf diesem Gebiet schon immer getan haben«.

Die sehr gutaussehende Frau gibt an, »im Bett sehr triebhaft« zu sein. »Das begann bereits in der Pubertät und ich mußte höllisch aufpassen, daß meine Mutter und meine ältere Schwester nichts mitgekriegt haben. Meinen ersten Mann habe ich mit achtzehn kennengelernt. Obwohl er sechs Jahre älter war, hatte er nicht halb so viel Erfahrung wie ich.«

Manchmal muß sie ihrem Mann doch etwas unheimlich gewesen sein. »Bevor wir, nach drei Jahren, die wir zusammen gegangen sind, geheiratet haben, war ich einige Monate lang richtig keusch. Ich hatte das Gefühl, daß er manchmal Angst davor hatte, mich zu heiraten. Eben weil ich ihm im Bett überlegen war. Nach der Trauung bin ich dann in der Hochzeitsnacht förmlich explodiert. Es war eine Wucht. Wie ein Rausch. Und mein Mann war absolut begeistert.«

Die Begeisterung hielt ziemlich lange vor. »Mein Mann hat nach der Heirat jede Scheu verloren, ist selbst voll auf Sex abgefahren. Wir haben in den Zeitungen zusammen die Partnerschaftsanzeigen studiert und ich habe geschrieben, weil wir festgestellt haben, daß andere Pärchen ganz sicher antworten und sich melden, wenn sie von einer Frau kontaktiert werden. Außerdem haben wir Partnertausch-Clubs besuche. Während dieser Zeit ging es mir großartig. Ich konnte mich absolut ausleben und brauchte keine Angst zu haben, erwischt zu werden. Damals habe ich auch >Die Geschichte der 0< gelesen. Das Buch hat mich zwar beeindruckt, aber ich fand das Rollenverständnis der >0< nicht gut.«

Ihr Studium schaffte Rosemarie »...müheless, obwohl wir abends oft unterwegs waren«. Auch in ihrem Beruf als Lehrerin fand sie sich gut zurecht. Erste Schwierigkeiten gab es, als sie zu Hause »einen gewissen Leerlauf« entdeckte, weil der »... Sex mit meinem Mann mir nichts Neues mehr brachte. Wir hatten schon alles zusammen gemacht. Wieder und

wieder. Und gesagt hatten wir uns auch so ziemlich alles.« Rosemarie begann, im Bett mit anderen Männern das Gespräch zu suchen. »Und dabei habe ich dann noch mal richtig eine Entwicklung durchgemacht. Ich stellte fest, daß mir manche Männer, und auch Frauen, wirklich was zu sagen hatten. Mehr jedenfalls als mein Mann, der hauptsächlich sein Geschäft und seinen Sport im Kopf hatte.«

Ihr erster Mann, ein Handwerksmeister, der ihr Studium finanziert hatte, war den, auch intellektuell, gesteigerten Anforderungen seiner Frau nicht mehr gewachsen.

Für Rosemarie bestand zudem keine Notwendigkeit, das Gespräch, die intellektuelle Auseinandersetzung mit ihm zu suchen. Denn Gesprächs- und Bettpartner, wie auch Bettpartnerinnen, gab es zuhause. Die Entfremdung, ganz schleichend begonnen, war plötzlich offenkundig. Rosemarie empfand die Ehe als lästig, einengend, überflüssig. »Leider aber auch sehr verpflichtend, denn da gibt es natürlich gesellschaftliche Zwänge, ebenso wie berufliche. Mein Mann hat mich zuerst darauf angesprochen.« Gekittet haben die beiden die Risse ihrer Ehe nach bewährtem Rezept, im Bett. Nur »...das war es nicht«. Rosemarie war so ehrlich, ihrem Mann das zu sagen. Wenig später stellte sie dann »eine idiotische Reaktion« bei ihm fest: »Der wurde plötzlich eifersüchtig.« Dialektisch ihrem Mann weit überlegen, erklärte Rosemarie diesem »...die Unsinnigkeit seiner Reaktion. Aber der hat auf seine angeblichen Rechte gepocht.« Ihr Mann hatte, viel zu spät und aus einer unhaltbaren Position heraus, zu kämpfen begonnen. »Das war doch nichts weiter, als reines Besitzdenken. Der hatte mich zur Frau und diese Frau wollte er behalten, koste es, was es wolle. Wir haben uns deshalb fürchterlich gefetzt. Mehrfach hat er mich dabei verprügelt. Nach den ersten Malen sind wir hinterher noch zusammen ins Bett gegangen, später nicht mehr.« Ausgleich für sexuelle Enthaltensamkeit in der Ehe fand Rosemarie bei einem befreundeten Ehepaar, der Mann Industriemanager, die Frau Hobby-Modedesignerin. Rosemarie wandte sich immer stärker der Frau zu, »...weil ich mich hinterher so toll mit ihr unterhalten konnte«. Die Frau riet ihr, sich mit ihrem Mann zu arrangieren, »... schließlich wären zehn Jahre Ehe kein Pappenstein«. Dieses Arrangement, um welches sich Rosemarie »redlich bemühte«, klappte ein knappes Jahr. Während dieser Zeit führte sie mit ihrem Mann eine »... Wochenend-Scheinehe, obwohl wir noch hin und wieder zusammen ins Bett gegang-

gen sind«. Dann aber klappte absolut nichts mehr. Rosemaries Mann verließ seine Frau, zog aus dem gemeinsamen Haus aus und verlangte die Scheidung.

»Ich war total überrascht. Erst war er eifersüchtig, hat mir Szenen gemacht, mich geschlagen, und dann das. Vor Schreck habe ich sogar versucht, ihn wieder zurückzugewinnen. Aber er hat mich ausgelacht.«

Das Verhalten ihres Mannes stürzte Rosemarie in eine Identitätskrise, in welcher sie »...sehr intensiv über mich nachdachte«. Es kamen ihr sogar Zweifel an der Richtigkeit ihres Verhaltens, weil >'... ich merkte, daß mein Mann eine Freundin hatte, ausgerechnet eine meiner Schülerinnen. Er hatte sie bei uns zu Hause kennengelernt, als sie bei mir Nachhilfestunden nahm. Da wir ich völlig am Boden. Dieses junge, total unerfahrene Ding, was konnte das meinem Mann schon geben? Und doch hat er sie mir vorgezogen'«

In dieser Situation der Ratlosigkeit und der Selbstzweifelung zog sich Rosemarie von allen Freunden und Bekannten zurück, kapselte sich ab. Sie wurde »richtig apathisch«. Bis sie die Modedesignerin wieder aufbaute. »Ellen hat mich ganz langsam wieder zu mir selbst gebracht. Sie riet mir, eine Therapie zu machen, aber das wollte ich nicht.« Dafür besuchte Rosemarie eine Selbsterfahrungsgruppe. Anfangs mit Skrupeln. » Mir war flau bei dem Gedanken, mit anderen Frauen ehrlich über meine Einstellung zum Sex zu reden. Ich wußte nicht, was das für Leute sind. Es hätten schreckliche Spießer dabei sein können.« Doch Rosemarie wurde angenehm überrascht. »Obwohl die erst etwas ratlos geguckt haben, fanden sie es doch gut, wie ich mich zu meinem Körper bekenne. Einige haben sogar zugegeben, daß sie gerne genauso leben würden, bislang aber einfach keinen Mut dazu hatten. Das half mir sehr. Ich konnte wirklich frei über meine Probleme reden.« Und diese Probleme, so befand die Gruppe, wurden einzig von Rosemaries Ehemann hervorgerufen. Denn er hatte »...etwas ganz Ernstes angefangen«, wollte sich scheiden lassen.

Bei der Schuldzuweisung wurde der Spieß einfach umgedreht, zudem die Tatsachen verkehrt.

Durch die Gespräche in der Gruppe konnte Rosemarie ihre Gier nach Sex auf eine höhere Ebene heben. Ihr Verhalten war »emanzipationsrelevant« geworden. Da traf es sich, daß sie den leitenden Redakteur einer Illustrierten kennenlernte. Der verpflichtete sie für eine wöchentliche Kolumne über »Die moderne Frau und ihr Sex«. Die Artikel kamen ausgezeichnet an, wurden »auflagenrelevant« und kitteten Rosemaries angeknackstes Selbstbewußtsein. So gestärkt, stimmte sie der Scheidung, die »ein finanzieller Erfolg« wurde, zu. Sozial abgesichert, gab Rosemarie ihren Lehrerinnenberuf auf und widmete sich ganz der »Aufklärung«. Sie schrieb zahlreiche Artikel und »... auch einige pornographische Bücher, die irre Auflagen erreichten. Zu diesen Büchern stehe ich auch heute noch. Weil ich glaube, daß Frauen ein Recht auf ihre eigene Pornographie haben. Es ist nämlich nicht wahr, daß wir Frauen Pornographie überwiegend ablehnen. Die Pornographie, die wir mögen, unterscheidet sich allerdings von jener, auf die Männer abfahren. Schon deshalb bin ich dafür, daß Frauen ihre eigene Frauenpornographie produzieren.«

Ihren zweiten Mann lernte sie in der Verlagsbranche kennen. Er ist »...hochintellektuell, sehr sensibel, jemand, mit dem ich über alles reden kann. Und der, anders als mein erster Mann, keine Vorurteile hat.«

Zwei Jahre ließ sich Rosemarie umwerben, fand es »... irre, ihm wirklich treu zu sein. Der hat mich auch geistig so gefordert, daß für Sex mit anderen gar keine Zeit blieb. Als Jochen mir einen Antrag machte, habe ich sofort ja gesagt.« Zunächst ging alles gut. Jochen, der vorher ein eher biederes Leben geführt hatte, ließ sich von seiner Frau »... so richtig verwöhnen, was ich wahnsinnig gern gemacht habe. Wir

ergänzten uns großartig. Er zeigte mir seine Welt, ich ihm die meine. Für beide war es eine Bereicherung. Daß wir heute getrennt leben, liegt einzig daran, daß Jochen dann leider

wieder in alte, spießige Verhaltensmuster zurückgefallen ist. Er hat die Entwicklung halt doch nicht so gut verkraftet. «

Es war weniger die Entwicklung, als vielmehr Jochens Wunsch nach Kindern. Dem zu entsprechen, ist Rosemarie nicht bereit. »Ich finde es unverantwortlich, in der heutigen Zeit Kinder zu haben. Es gibt so viele Unwägbarkeiten. Die Umweltgefahren, die Situation auf dem Arbeitsmarkt, alles ist so unsicher geworden. Ich möchte kein Kind diesen Gefahren aussetzen. Außerdem würde mich ein Kind natürlich auch in meinem persönlichen Leben beeinträchtigen. Feh müßte gravierende Einschnitte hinnehmen. Jochen ebenso. Aber er ist sich vermutlich nicht ganz im klaren darüber, wie sehr ein Kind uns behindern würde. Ich finde, das muß man sich ganz ehrlich eingestehen. Und die Entscheidung kann doch nur sein, ob man bereit ist, dies hinzunehmen, oder nicht. Ich verzichte aus Verantwortungsbewußtsein auf Kinder.«

Es ist Rosemarie nicht überzeugend gelungen, ihrem Jochen diesen Verzicht aus Verantwortung nahezubringen. »Er bar immer gesagt, wenn ich erst ein Kind hätte, würde ich die Dinge anders sehen.« Doch diese Argumentation über-

zeugte Rosemarie nicht. Eine Trennung wurde unvermeidlich.

Räumlich hat sie stattgefunden, nicht aber juristisch. »Wir wollen es beide nicht. Weil es immer noch sehr viel gibt, was wir füreinander tun können. Mir ist sehr bewußt, wie Jochen unter der Trennung leidet. Das muß er mit sich abmachen. Er muß sich weiterentwickeln, so wie ich dies ja auch tue. Und ich habe für mich persönlich festgestellt, daß mich mein jetziges Leben wirklich weiter bringt. Ich bin frei, kann mich verwirklichen, geistig, und gefühlsmäßig. Das ist unheimlich wichtig. Weil ich glaube, daß das, was ich tue und durch meine Arbeit anderen Frauen vermittele, für uns sehr gut ist. Uns hilft, unseren gleichberechtigten Stellenwert zu erreichen.

Wenn Jochen immer wieder versucht, sich an mich zu klammern, dann doch nur, weil er Angst davor hat, allein zu sein. Männer können nicht allein sein, nicht loslassen.« Ist Rosemarie selbst nicht auch allein? »Ich glaube nicht. Es gibt so viele Menschen, mit denen ich zusammen bin, Männer wie Frauen, ich käme gar nicht auf die Idee, mich einsam oder allein zu fühlen.«

Verständnis für Jochens Reaktion fehlt ihr. Aus ihrer Sicht ist ihr Mann in »alte, spießige Verhaltensmuster« zurückgefallen. Mit seinem Wunsch nach Kindern hat er ihre Freiheit, ihre Selbständigkeit einzuengen versucht. Wollte sie unterdrücken und durch das Kind an die Leine legen. Deshalb hat sie sich von ihm getrennt. Deshalb auch lädt sie zu Grundsatzdiskussionen mit Jochen andere Frauen ein, die wie sie denken. Um ihren Mann durch eine »Mehrheit«, also demokratisch, davon zu überzeugen, wie rückständig er ist. Vor allem aber, um zu beweisen, daß er die Schuld am Zerbrechen der Ehe trägt.

Dennoch spielt Rosemarie, die ihre Ehe als gescheitert betrachtet, manchmal mit dem Gedanken, eines Tages zu ihrem Mann zurückzugehen. »In ein paar Jahren, wenn wir ruhiger geworden sind, wenn wir die Probleme gelassener sehen können, gibt es vielleicht eine Möglichkeit, sich zu arrangieren. Und ich hoffe sehr, daß Jochen bis dahin begriffen haben wird, was es heißt, mit einer gleichberechtigten, emanzipierten Frau zu leben. Das würde uns sicherlich sehr helfen.« Dies ist die Rückversicherung aller Frauen, die bei ihrer Lebensplanung selbstverständlich ein menschliches und soziales Netz unter sich wissen wollen. Der Gedanke an die Rentenversicherung spielt dabei ebenso eine Rolle wie das gesellschaftliche Standing. In ein paar Jahren hat sich der Hauptgrund für Rosemaries eheliche Schwierigkeiten aus biologischen Gründen erledigt. Was aber geschieht, wenn sich Jochen seinen Wunsch nach Kindern mit einer anderen, jüngeren Frau erfüllt? Rosemaries Antwort war erschreckend: »Dann bin ich eben zweiter Sieger. Dann habe ich Pech

gehabt.« Hier wird bei fast allen ein trotziger Fatalismus deutlich, bar jeglicher Vernunft. Aber mit Vernunftgründen sind Frauen bei dieser Problemstellung nicht zu überzeugen. Hier wirkt sich ihre stärkere Emotionalität zu ihrem eigenen Nachteil aus. Um so mehr, als die Emanzipationsprotagonistinnen mit allen Mitteln versuchen - und das mit großem Erfolg -, diese Emotionalität mit logischen Argumenten zu untermauern. Selbst größtes Fehlverhalten ist dann emanzipatorisch.

Fast alle Frauen sind zu Beginn ihrer ehelichen/partnerschaftlichen Schwierigkeiten durchaus selbstkritisch. Sie stellen sich die Frage, ob und wie sehr sie ihre Schwierigkeiten selbst mitverursacht haben. Bei der Beantwortung sind sie zunächst unsicher, schwanken. Die Festlegung auf die eindeutige Schuldzuweisung an den Mann geschieht in der Regel erst in der Gruppe.

Heidi U., 34, eine sehr apart aussehende, nach außen kühle, typische Hanseatin, gab ihren Beruf als Lehrerin nach der Geburt ihrer zweiten Tochter auf, um sich ganz den Kindern, der Familie zu widmen. Drei Monate später landete sie in einer Selbsterfahrungsgruppe. »Ich habe festgestellt, daß ich, mit einem Mal ständig zu Hause und immer die Kinder um mich, mit meinem Mann Schwierigkeiten bekam. Der hielt mir vor, was ich alles nicht gemacht hatte, obwohl ich doch nun angeblich viel mehr Zeit hatte. Wir haben uns nächtelang gestritten und mir ging es immer mieser. Am Schluß bekam ich schon bei dem Ge-

danken, daß mein Mann jetzt bald nach Hause kommt, Heulkrämpfe. Denn natürlich war die Wohnung nicht tippcopp aufgeräumt. Deshalb machte er mir Vorwürfe. Ich würde mich gehenlassen, wäre nicht einmal mehr in der Lage, mich selbst, so wie früher, zu pflegen. Da bin ich einfach in die Gruppe gegangen, um diskutieren zu lernen. Um Argumentationshilfe zu bekommen. Und ich wollte ihm beweisen, daß ich keine Versagerin bin, daß es anderen Frauen ebenso geht.«

Die Gruppe nahm Heidi mit offenen Armen auf. Sie bekam, wonach sie sich gesehnt hatte. Und ihr wurde der Schuldige für ihr Dilemma präsentiert: ihr Mann.

Nach Ansicht der Gruppe war der Mann gefordert, alles zu tun, um Heidi zu entlasten. Sobald er zu Hause war, hatte er sich gefälligst um die Kinder zu kümmern, im Haushalt zu helfen etc. »Mir wurde da erst bewußt, wie rücksichtslos mein Mann sich bisher verhalten hatte. Und jetzt konnte ich ihm das auch sagen.«

Argumentativ von der Gruppe gerüstet und in ihrem Selbstbewußtsein gestärkt, machte jetzt Heidi die Vorwürfe. Nach der Devise: Angriff ist die beste Verteidigung, griff sie auf breiter Front an.

»Wenn Hans mir vorhielt, was alles liegengeblieben war, habe ich ihm seine Fehler vorgehalten. Ihm gesagt, wo er Defizite hat. Nicht nur zu Hause, sondern auch beruflich. Wo er Chancen verpaßt, sich nicht genügend eingesetzt hat. Er ist seit fünfzehn Jahren Assistent der Geschäftsleitung. Er hätte längst aufsteigen müssen. Aber da scheute er die Verantwortung und die Mehrbelastung.«

Die Auseinandersetzungen des Ehepaares führten dazu, daß Hans flüchtete, sich den Streitigkeiten mehr und mehr entzog. »Er kam abends nicht nach Hause, sondern ging mit Bekannten in Lokale. Wenn er dann doch endlich kam, hatte er eine Fahne, war müde, legte sich ins Bett, schlief ein und schnarchte. Morgens war er verkatert, mundfaul und verschwand muffelig zum Dienst. Das konnte und wollte ich mir auf Dauer nicht bieten lassen. Deshalb habe ich mich meinerseits selbständig gemacht.«

Es war von Heidi durchaus beabsichtigt, daß sie ihren Hans bei den wechselseitigen Kneipentouren hin und wieder traf.

»Er war ganz erstaunt, wenn er mich mit Freundinnen zusammen gesehen hat. Und offenbar gefiel ihm, was er sah, denn natürlich habe ich mich immer ganz besonders schick gemacht. Er wurde dann jedesmal sehr besitzergreifend, wollte mich von meinen Freundinnen loseisen und allein mit

mir in andere Lokale ziehen. Natürlich habe ich ihm diesen Gefallen nicht getan.«

Der Streit vor Publikum, die öffentliche Demütigung des Mannes, war unausweichlich. Und Heidi genoß es. Sie gibt zu, solche Auseinandersetzungen sorgfältig geplant zu haben. Zusammen mit den Mitgliedern ihrer Gruppe.

»Wir haben richtige Rollenspiele gemacht und das geübt. Nicht nur in meinem Fall, auch bei Freundinnen. Denn nur so ist den Männern klarzumachen, daß wir nicht ihr Besitzstand, sondern eigenständige, gleichberechtigte Persönlichkeiten sind.«

In der Auseinandersetzung um Gleichberechtigung sind Frauen den Männern stets überlegen. Sie haben es dabei nicht einmal nötig, auf ihre eigene Situation zu verweisen. Sie müssen nur aufgreifen, was beinahe täglich in den Medien hierzu veröffentlicht wird.

Als allgemeiner Erkenntnisstand gilt, daß Frauen von Männern dominiert werden, daß sie unterprivilegiert sind. Männer machen ihren Weg, ohne Rücksicht auf Frauen, ja auf deren Kosten. Sie beuten Frauen dabei emotional aus und erwarten jede nur erdenkliche Hilfe von ihnen. Ohne diese Hilfe »wären Männer nicht lebensfähig«.

Demnach sind Männer an allem schuld. Die Ursachenforschung bei Frauen entfällt. »Schuld hat immer der Mann, niemals ich selbst.« Diese Ausgangsposition stärkt zwar das Ego, führt aber in eine, vielleicht sogar gewollte Selbsttäuschung. Die Bewußtseinsbildung findet in kleinen, überschaubaren Gruppen statt. Daß diese Gruppen dabei einem Zeitgeist, einem Modetrend unterliegen wird nicht erkannt. In der Ehe/Partnerschaft hat sich der Mann als einzelner mit der gesamten Gruppe, vertreten durch seine Frau / Partnerin auseinanderzusetzen. Dabei fehlt ihm das intensive Training der hochmotivierten Gegnerinnen.

In welchem Trainingslager sollte sich auch ein Mann auf derartige Auseinandersetzungen vorbereiten? Selbst wenn er sich einer Gruppe anschließt, wird ihm dort in der Regel nur

vermittelt, daß er es ist, der sein Verhalten überprüfen, ändern muß. Er muß lernen auf die Frau einzugehen. Er hat sein Leben dem ihren anzupassen. Eine solche, für den Mann wenig hilfreiche Gruppenarbeit, trägt nur zu seiner Verunsicherung bei und führt oft zu überzogenen Reaktionen.

Herausgefordert durch pauschalisierte Vorwürfe wegen seines geschlechtsspezifischen Verhaltens, flüchtet der Mann in Aggression. Er beweist damit die Richtigkeit der gegen ihn erhobenen Vorwürfe. Ausweglos in diesem Netz gefangen, ist es nur eine Frage der Zeit, wann die Frau mit der Abrichtung des Mannes/Partners beginnen kann.

Es sei denn, ihm gelingt es, sich zu entziehen. Was in der Regel das Ende der Ehe/ Partnerschaft bedeutet. Selbst wenn diese juristisch bestehen bleibt, mündet die Auseinandersetzung in ein Nebeneinander möglichst ohne Berührungspunkte.

Ein Miteinander kann nicht stattfinden, weil die Frauen eine Führungsrolle einfordern.

Eine partnerschaftliche, gemeinsame und damit gleichberechtigte Bewältigung des Lebensweges ist nicht gefragt. Die Rechthaberei feiert Triumphe. Das berühmterüchtigte »letzte Wort« muß von der Frau gesprochen werden.

Die meisten Männer machen das den Frauen überaus leicht. Was ihre zwischenmenschlichen Probleme in Ehe und Partnerschaft betrifft, so flüchten sie sich in eine hilflose Isolation. Hierbei werden sie von Frauen ganz bewußt manipuliert. Das beginnt bereits in der Kindheit.

Von klein auf wird Männern von den erziehenden Müttern ein Rollenverhalten eingeimpft, welches es ihnen später fast unmöglich macht, Solidargemeinschaften zu bilden. Suche nach Schutz und Hilfe, noch dazu in einer »so banalen Angelegenheit« wie der Ehe/ Partnerschaft, ist für sie undenkbar. Es wäre das öffentliche Eingeständnis von Unvermögen. Und so etwas tut ein Mann nicht.

Ganz anders das Netzwerk der Hilfe für die Frauen. Es greift fast immer. Denn es ist immer erst dann gefordert, wenn die Konkurrenzsituation nicht mehr gegeben ist. Frauen, die in

Schwierigkeiten mit ihren Männern / Partnern geraten, haben nämlich alle schon einen Mann. Ohne diesen gäbe es die Schwierigkeiten nicht.

Ohne Mann stellt sich die Konkurrenzsituation. Weshalb dann ganz schnell ein »Neuer« her muß. Selbst wenn die letzte Beziehung/Ehe »einfach grauenvoll« war.

11

In einer Zeit, in welcher sich Politiker aller Parteien und sogenannte »gesellschaftlich relevante Gruppen« mit den Problemen einer immer älter werdenden, fast überalterten Bevölkerung auseinandersetzen, verwundert es, wie sehr Jugend zum Fetisch erhoben wird. Betroffen davon sind in erster Linie Frauen.

Vor einigen Jahren entdeckten die großen Publikumszeitschriften die angeblich so begehrenswerte und reizvolle »Frau um Vierzig«. In der Werbung aber finden sich diese Frauen selten. Es ist optisch fraglos besser und auch einfacher, den Schmelz eines Teenagers abzulichten. Was den Umworbenen suggeriert, ebenfalls jung, knackig taufersch und begehrenswert zu sein.

Eine großangelegte Untersuchung der Schell-Stiftung hat zu Beginn der achtziger Jahre erstaunliche Resultate über das Phänomen Jugend zutage gebracht. Das wohl bemerkens-

werteste: Jugend dauert heute bis zum stolzen Alter von Mitte / Ende dreißig. Und das wirkt sich ganz besonders auch für Frauen aus.

War es während der Nachkriegszeit und noch zu Beginn der siebziger Jahre so, daß Jugend als Phase möglichst schnell durchlaufen wurde, um alle Rechte, aber auch Pflichten der Erwachsenen zu erlangen, so hat sich dies inzwischen grundlegend geändert. Durch die Herabsetzung der Volljährigkeit von 21 auf 18 Jahre, gelangen Jugendliche heute früher in den

Genuß der Rechte der Erwachsenen. Die damit verbundenen Pflichten versuchen sie jedoch solange wie möglich zu verweigern, sich ihnen zu entziehen.

Erstaunlich viele Twens wohnen noch heute bei ihren Eltern, besonders Frauen. Ihr Argument »... es ist zwar nicht unbedingt das beste Hotel, aber ich kenne wenigstens das Personal« ist bezeichnend. Hinzu kommt, daß heute nur mehr ein geringer Prozentsatz der daheim lebenden Kinder Kostgeld bezahlt. Das mietfreie Wohnen im Elternhaus, in der elterlichen Wohnung, wird als selbstverständlich angesehen. Nicht anders verhält es sich mit den Beiträgen zum täglichen Lebensunterhalt. Das erste selbstverdiente Geld wird hauptsächlich für »Klamotten, Schminksachen und so« verwendet. Auch für den Unterhalt des eigenen Autos.

Nachdem der Kuppeleiparagraph entfiel, ist es selbstverständlich geworden, den Freund, die Freundin mit nach Hause zu nehmen. Damit ist ein Hauptgrund für die eigene Wohnung entfallen.

Die Bequemlichkeit, »zu Hause zu wohnen«, führte zu einer stark angestiegenen Immobilität der Jugendlichen. Gab es vor Jahren kaum eine Stadt ohne Lehrlingswohnheime, so sind diese heute alle verschwunden, wurden umgebaut zu Theaterwerkstätten, wie beispielweise in München-Schwabing. Selbst die immer noch erschreckend hohe Zahl jugendlicher Arbeitsloser hat an dieser Immobilität wenig geändert. »Es ist immer noch billiger, sicher zu Hause zu wohnen, als unsicher in der Fremde...«, ist ein häufig genanntes Argument. Zumal Jugendliche, selbst wenn sie einen Ausbildungsplatz bekommen, sich »durchaus nicht sicher« sind, ob sie diesen auch behalten. Oft brechen sie selbst die Ausbildung ab. Fest steht, daß Jugendliche heute sehr viel besser über ihre Rechte informiert sind, als noch vor fünfzehn Jahren. Ihren Pflichten versuchen sie zu entkommen, dafür pochen sie auf das, was ihnen besonders in der Familie zusteht. Es hat in den letzten Jahren eine Reihe von Gerichtsurteilen gegeben, die sie darin bestärken. So die Grundsatzentscheidung über das

Recht auf Auszahlung des väterlichen Pflichterbtteils bei unehelichen Kindern.

Die »Null-Bock«-Generation hat immer wieder, gerade auch mit juristischen Mitteln, bewiesen, daß sie durchaus »Bock« hat. Nämlich auf ihre Rechte, vor allem auf jene, die ihr materielle Vorteile sichern.

Dabei kristallisierte sich ein weiteres Phänomen heraus: Die Sucht nach dem starken Anführer, der starken Anführerin. Nach Menschen also, die der Masse Arbeit abnehmen, indem sie für sie denken, sie beraten, ihnen Wege zeigen, wie sie ihr Leben führen und gestalten sollen. Männer sind hier erheblich träger als Frauen. Sie begnügen sich oft damit, einen Rat einzuholen und diesen, mehr oder minder energisch, in die Tat umzusetzen.

Frauen, wenn sie denn beraten wurden und diesen Rat akzeptieren, ergreifen viel öfter danach selbst die Initiative. Sie »...kommen auf den Geschmack, etwas zu tun«, sich zu verwirklichen. Dafür engagieren sie sich mit beachtlicher Energie. Vorzugsweise in einer Gruppe. In dieser fühlen sie sich geborgen, sie gibt ihnen Kraft, vermittelt das Gefühl, mit den Problemen nicht allein zu stehen. Obwohl stark in der Gruppe eingebunden, vermittelt gerade die Gruppe den

Frauen den Trugschluß, Individualistinnen zu sein.

Bei der Gruppenbildung von Frauen geht es zunächst in erster Linie tatsächlich um die Überwindung gesellschaftlicher Normen, die abgelehnt werden, weil sie als überholt, nicht mehr zeitgemäß gelten. Für die persönliche Partnerschaftsbeziehung spielen diese Gruppen eher eine untergeordnete Rolle. Der Entschluß zu einer Partnerschaft, Ehe, wird außerhalb der Gruppe gefaßt. Dies ist meist auch der Zeitpunkt, an welchem die Verbindung zur Gruppe sehr lose wird, oft sogar abreißt.

Tauchen Schwierigkeiten in der Partnerschaft/ Ehe auf, macht sich zunächst Ratlosigkeit, Trauer, auch Verzweiflung breit. Ein Gefühl des Alleingelassenseins. Oft führt der Weg dann zurück ins Elternhaus. Weniger, um dort psychologi-

sehe Hilfe zu finden, sondern als physisches Asyl. Rat und Unterstützung werden in der Regel wieder in einer Gruppe gesucht. Die alten Erfahrungswerte greifen.

Wie bei Brigitte. Nach dem Scheitern ihrer ersten Ehe kehrte sie zu ihrer Mutter zurück. Als sie sich während ihrer zweiten Ehe einen Liebhaber nahm, wich sie vorübergehend zu ihrer Schwester aus. »Bewältigt« aber hat sie diese Krise »... nicht im Gespräch mit Mutter oder Schwester. Geholfen haben mir die Frauen in der Gruppe.« Die Gruppe rüstete sie moralisch wieder auf. Praktische Hilfe, zum Beispiel bei der Unterbringung der Kinder, gab es auch, wenngleich hier mehr die Familie gefordert wurde. Die Kinder sind in über 90 % der Fälle der »Knackpunkt«. Mit grauenvollen Folgen für »die Brut«, wie Angelika das formuliert.

Eine Schwangerschaft, ein Kind, wird häufig dazu mißbraucht, die angeknackste Beziehung/ Ehe zu kitten. Manchmal ist der Versuch erfolgreich, mißlingt er jedoch, ist das Kind dennoch auf der Welt. Plötzlich ergibt sich dann ein Besitzanspruch auf das Kind, die Kinder. Dieser Besitzanspruch ist gleichzeitig eine Waffe gegen den Partner, die gerade während einer Auseinandersetzung gezielt eingesetzt wird.

Die, von Männern häufig beklagte, übertriebene Zuwendung ihrer Frauen an die Kinder und die daraus resultierende Vernachlässigung des Mannes ist symptomatisch. Häufig wird übersehen, daß Frauen sich schon deshalb in einer Beziehungskrise mit großer Ausschließlichkeit ihren Kindern widmen, um zunächst der Konfrontation mit dem Partner zu entgehen. Das Kind als Fluchtpunkt.

Der Part des Kindes in diesem Teufelskreis ist der beklagenswerteste. Es ist von zwei Seiten »egoistischer Liebe« ausgesetzt. Es sind fast ausnahmslos Frauen, die sich »der Kinder bedienen«. Der Kampf ums Sorgerecht wird in der Regel gewonnen.

Nun gilt es sich zu organisieren. Das klappt in der Mehrzahl

der Fälle weitaus besser, als Frauen das vor den Ex-Partnern zugeben. (Wer keine Schwäche zeigt, erhält auch keine Hilfe. Männer scheinen sich dieser Erkenntnis zu verschließen. Frauen verstehen es, damit umzugehen.)

Es ist für einen Mann ungleich schwerer, Schwäche zu zeigen. Diese ist ihm immer noch und schon wieder verhören. »Ich kann diese Weichlinge nicht ausstehen«, kommentiert Patricia Z., 32 Jahre alt, Fotomodell, das von ihrem Mann, einem ehemaligen Fußballprofi, getrennt lebt. Sie hat bei ihrem Auszug aus dem gemeinsamen Haus die drei Kinder mitgenommen. Patricia ist typisch für die Vertreterinnen einer möglichst lang andauernden Jugend. Und sie verkörpert geradezu absolut den Zeitgeist. Schon während ihrer Schulzeit jobbte sie gelegentlich als Modell. Nach dem Abitur machte sie einen Beruf daraus. Sie wohnte bis zu ihrer Heirat bei ihren Eltern, zog dann zu ihrem Mann. Sie legte sich von einem gemachten Nest ins andere, bestreitet dies aber: »Ich habe schließlich gearbeitet und sehr gut verdient.«

Zwar erreichten ihre Gagen nicht das Einkommen ihres Mannes, aber Patricia mußte mit Geld nie sparsam umgehen. Sie brauchte im Elternhaus nichts abzugeben, während ihrer Ehe auch nicht. Und wie zu Hause den Eltern, überließ sie auch in ihrer Ehe alles dem Mann. Bis die Kinder kamen. »Erst in der Stillgruppe habe ich Selbstbewußtsein und Durchsetzungsvermögen meinem Mann gegenüber gelernt.

Der hat unheimlich gestaunt!«

Ihr Mann staunte nicht nur, er »... fand das anfangs richtig gut. Er konnte mit einer intellektuellen Frau angeben. Das hat ihn vor seinen Vereinskameraden aufgewertet. Mir selbst machte das natürlich auch viel Spaß. Die anderen Spielerfrauen oder Freundinnen waren für mich mit einem Mal

nichts als dumme Hühner. Ich habe denen gesagt, wo es in einer Beziehung wirklich lang geht.«

Ihr Mann bekam prompt Ärger mit seinen Mannschaftskameraden. »Die haben ihm gesagt, er solle gefälligst dafür sorgen, daß ich mich zurückhalte und mich nicht in Dinge

mische, die mich nichts angehen. Klar, daß ich da erst richtig losgelegt habe. Denn die anderen Frauen, die haben sich ja meist alle unterbuttern lassen. Haben nur das viele Geld ihrer Männer gesehen und die Klamotten, die sie sich dafür kaufen konnten. Dafür haben sie die lieben Weibchen gespielt, waren zum Vergnügen ihrer Herren da. Also habe ich diesen Frauen erst einmal Selbstbewußtsein vermittelt.« Sie lebte es ihnen vor, dachte gar nicht daran, Meinungsverschiedenheiten mit ihrem Mann im stillen Kämmerlein abzuhandeln. »Ich habe das sofort erledigt. Das führt sonst nur zu Frust, zu einem Emotionsstau. Also sage ich lieber gleich, was ich denke.«

Auch im Kreise ihrer Freundinnen ist Patricia die unumstrittene Wortführerin. Sie gilt als Paradebeispiel dafür, daß sich eine Frau, trotz der enormen finanziellen Mittel ihres Mannes, von diesem nicht entmündigen läßt. Patricia war sogar bereit, ihren Mann, und damit ein sehr bequemes und angenehmes Leben, aufzugeben. Über die Höhe der erstrittenen Unterhaltszahlungen redet sie nur ungern.

In ihren Augen bezahlt ihr Mann auch keine Alimente »... im eigentlichen Sinn, eher eine Art Unterstützung, damit die Kinder und ich unseren Standard halten können«.

Getrennt von Tisch und Bett - sie zog in eine andere Stadt - heißt für Patricia jedoch nicht Trennung für immer. »Mein Mann braucht sicherlich ebensoviel Zeit wie ich, um sein Verhältnis, seine Beziehung zu mir zu überprüfen. Diese Zeit müssen wir uns nehmen.«

Seit einiger Zeit arbeitet Patricia wieder als Modell, die Kinder sind bei einer Tagesmutter untergebracht. Frau Z. vermarktet den Namen ihres Mannes für ihren Job. »Dabei habe ich festgestellt, daß auch die Frauen anderer Spieler sehr gut als Models arbeiten könnten. Aber die meisten trauen sich nicht, fürchten, daß ihre Männer dagegen sind.« Trotz eines prallen Terminkalenders, der ihr wenig Zeit für ihr Privatleben läßt, achtet Patricia sorgfältig darauf, daß ihr Mann regelmäßig zu Besuch kommt. »Hin und wieder gehen

wir dann auch zusammen ins Bett. Aber nur, wenn ich das möchte. Früher hatte ich zur Verfügung zu stehen, wenn meinem Mann danach war. Oder keusch zu sein, wenn er keine Lust hatte.« Um sich ihren Mann »... von der Wäsche zu halten, wenn ich nicht möchte«, hat Patricia ein ganzes Arsenal wirksamer Abwehrmechanismen entwickelt: die Kinder werden nach dem Mittagessen lange ins Bett geschickt, damit sie abends munter sind und ihren Vater beschäftigen. Oder Patricia verschanzt sich hinter Körben von Bügelwäsche, die dringend noch weggearbeitet werden muß, obwohl ihr Mann gerade zu Besuch ist. Hilfreich sind ihr auch Diskussionen bei einem Glas Wein. Die ziehen sich gewöhnlich bis nach Mitternacht hin und »...dann ist er meist zu müde, oder angetrunken. Oder ich sage, daß ich unbedingt schlafen muß, weil ich am nächsten Vormittag einen Fototermin habe.« Manchmal reicht auch eine einfache Diskussion über »... Grundsätzliches. Da gibt es fast immer Streit und mein Mann haßt es, Streit mit Sex zu beenden.« Die nach außen oft und erfolgreich demonstrierte Hilflosigkeit aufgrund der Belastung durch die Kinder ist fast immer ein Trugbild. Denn mit den Kindern kommen Frauen sehr gut zurecht. Sich hier zu organisieren, gelingt bestens. Keine der Befragten hat behauptet, sich wegen der Kinder wirklich etwas versagen zu müssen.

Doch läßt sich dies vor den Männern/ Partnern großartig verbergen. Anders wäre es auch schlecht möglich, Männern diesbezügliche Schuldgefühle zu vermitteln.

Es ist ein uraltes Ritual. Bei dem Bestreben sich zu emanzipieren, greifen die Frauen auf Handlungsweisen ihrer Mütter zurück. Und geben diese Verhaltensmuster an ihre eigenen Kinder weiter. Den Töchtern wird erklärt, wie negativ es für eine Frau ist, dem Tun und Lassen der Männer ausgeliefert zu sein; die Söhne erfahren, was »ein Mann nicht tut« bzw. welche Handlungsweisen »typisch männlich« sind.

Wegen der im Alltag häufig fehlenden Vaterfigur sind diese weiblichen Erziehungsmethoden besonders prägend. Mit den

entsprechenden Folgen. Die Mutter erwartet von ihrer Tochter, sich später, ebenso wie sie es getan hat, vom Joch des Patriarchats zu emanzipieren. Im Sohn sieht sie den späteren Macho und versucht, ihn zum Werkzeug für die Frauen seiner Generation abzurichten.

Parallel dazu setzt sie alles daran, ihren Partner/ Ehemann, dahingehend zu manipulieren, daß er ihre Konditionen für eine erneute Annäherung akzeptiert. Sie breitet eine Vielzahl von Problemen aus, deren Bewältigung an Bedingungen geknüpft ist, die ausschließlich der Mann zu erfüllen hat. Sein angeblicher Vorsprung an Rechten muß egalisiert werden. Entweder, indem er von seinen Rechten einige abtritt, oder indem er seiner Frau/ Partnerin neue einräumt. Ein Rechteaustausch soll als möglichst einklagbarer Besitzstand festgeschrieben werden.

Ein SPD-Politiker aus Nordrhein-Westfalen brachte es auf die Formel: »Eine völlige Gleichberechtigung ist erst dann erreicht, wenn absolut unqualifizierte Frauen in Spitzenpositionen aufsteigen können.«

In einer Ehe/ Partnerschaft gibt es keine »Regelbeförderung«. Aber es gibt mit der Zeit steigende materielle Ansprüche. Weshalb über sie, gerade in einer Krisensituation, verhandelt werden kann. Angelika hat es darin zur Meisterschaft gebracht.

Sie behauptet, »...an das Leben keine großen finanziellen Ansprüche« zu stellen. (»Ich habe oft darüber nachgedacht, was ich wirklich brauche und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß ich auch in Kartons leben könnte.«) Tatsächlich aber kauft sie ständig etwas und, wie sie einräumt, »... reichlich unnütze Dinge, die aber schön sind«.

Da ist es praktisch, daß sie sehr engen Kontakt zu Freundin Andrea hält. Diese ist für ein Darlehen immer gut, verlangt keine Zinsen und räumt hin und wieder, meist nach einer aufregenden Nacht, einen Schuldenerlaß ein.

Auf solche finanziellen Vorteile angesprochen, reagierte Angelika zunächst trotzig, dann im weiteren Verlauf des Ge-

spraches pragmatisch. Aufbrausend erklärte sie: »Es tut Andrea nicht weh, wenn sie mir hilft. Sie hat ihr Geld ja geerbt. Ich konnte mir schließlich nicht aussuchen, in welchem Bett ich geboren wurde. Ich hätte auch gerne geerbt. Andererseits erfährt Andrea von mir Hilfe und Zuwendung.«

Mit der Rechtfertigung, sich dieses Geld zu verdienen, bekämpft Angelika moralische Skrupel. Wie sich herausstellte, nicht nur bei Andrea. Die Kosten für ihre erste Scheidung hatte sie ihrem Rechtsanwalt »... in Naturalien bezahlt. Ich war drei Wochen mit ihm in Urlaub. Dann hat sich aber herausgestellt, daß es doch nichts von Dauer ist. Der Mann konnte sich von seiner überstarken Mutter nicht lösen.« Mit Daniel, ihrem zweiten Mann, lief »... es anfangs unheimlich gut. Wir waren uns sehr, sehr nahe. Manchmal war das direkt beängstigend.« So beängstigend, daß sie - mit Hilfe der entsprechenden Literatur - nach einem entsprechenden Rang für sich zu suchen begann. Daniel bestärkte sie darin. Nach dem Kauf des Hauses gab es eine finanzielle Krise. Und hier zeigte sich, daß Angelika, die »durchaus in Kartons leben« zu können vorgibt, absolut keine Abstriche zu machen bereit war.

Nachdem ihr Mann die Krise meisterte, was Angelika fairerweise anerkennt, hat sie ihm inzwischen mehrfach dargelegt, wie eine Annäherung, eventuell sogar ein erneutes Zusammenleben, aus ihrer Sicht aussehen könnte. »Als wir diese finanzielle Krise hatten, habe ich regelrecht Urängste bekommen. Und das möchte ich niemals wieder. Ich habe immer gedacht, ich könnte da hineingezogen werden. Aus diesem Grunde ist mir das Haus ein Greuel. Dort will ich nie mehr wohnen. Es sind zu viele negative Erinnerungen damit verbunden.«

In einem entsprechend großen, neuen Haus, in einer anderen Umgebung, wäre Angelika bereit einen neuen Anfang zu

machen. Dort wüßte niemand um ihren Befreiungskampf. Angelika hätte die Sicherheit, durch die Rückkehr zu ihrem Mann nicht das Gesicht zu verlieren. Es erstaunt nicht, daß

ihr solche Äußerlichkeiten wichtig sind. Auch nicht, daß sie diese zu einer Bedingung für eine Annäherung macht. Denn diese Äußerlichkeiten sind Ansatzpunkte für neue Forderungen mit Alibifunktion.

Forderungen, wenn sie sinnvoll erscheinen sollen, müssen realisierbar sein. Es macht wenig Sinn, Unmögliches zu verlangen. Weshalb Kaputtmacher-Frauen sehr genau überlegen, welche zumutbare Ansinnen sie stellen können.

Es gilt, die unterschiedlichsten Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Das hat seine Ursachen wiederum in der Gruppe. Fast alle Gruppen, denen Frauen wie Angelika oder Rosemarie angehören, wirken sehr homogen. Sie vertreten nach außen eine Meinung, haben gleichgelagerte Interessen, sind sogar modisch aufeinander abgestimmt. Die Gruppenmitglieder selbst gehören ganz unterschiedlichen Generationen an, die Altersunterschiede werden jedoch durch die Gruppe weitestgehend ausgeglichen. Weshalb es vorkommt, daß eine Vierzigjährige im Jargon einer Zwanzigjährigen parliert. Das Gegenteil ist eher selten. Wer »in« sein will, ist jung. Dieses Jugendsyndrom kam aus den Vereinigten Staaten nach Europa. Jugend erobert alle Bereiche des menschlichen Lebens. Herausragendstes Beispiel sind sicherlich die PopStars. Was Wunder, daß Mick Jagger, der »Rolling Stone«, immer noch erfolgreich, sein Image pflegt.

In den Gruppen wird Lebenshilfe, auch Hilfe für den täglichen, allgemeinen Lebenskampf entwickelt.

Wenn Angelika über ihren ganz normalen Alltag berichtet, dann wimmelt es in ihren Sätzen, die sie nur ganz selten zu Ende bringt, von Vokabeln wie »gestreßt«, »gut (schlecht) drauf«, »angeturnt«, »angemacht«, oder »reingezogen«. Sie tituliert gleichaltrige Kolleginnen als »Grufties«, nennt ihren Chef einen »Macker«.

Auf die Ausdruckweise angesprochen, räumt sie ein, daß sie sich ja gegenüber »meinen Frauen verständlich machen« muß. In -einer Sprache, welche die größtenteils wesentlich jüngeren Frauen verstehen. Bei Auseinandersetzungen mit

ihrem Mann bewundert sie zwar dessen »... Sprachmächtigkeit, sein Talent, sich sehr gewählt ausdrücken zu können«, aber es färbt nichts davon auf sie ab. »Bei der Zeitung sagen sie mir immer wieder, daß ich einen jungen, flotten Stil schreibe.« Warum dann etwas ändern?

Wer sich plakativ artikuliert, denkt meist auch plakativ. In einer Diskussion vor Publikum ist es damit allemal leichter, die Lacher auf seiner Seite zu haben. In einer privaten Diskussion mit einem ebenbürtigen Gegner, besteht die Gefahr, den kürzeren zu ziehen. Deshalb empfindet Angelika die Gespräche mit ihrem Mann als »... sehr stressig. Weil er mir vorhält, Unausgegrenztes zu verbreiten.«

Das ist subjektiv falsch, denn in ihrer »gegenwärtigen Situation« glaubt sie fest an das, was sie predigt. Zwar räumt sie ein, daß sich dies »... eines Tages, in einer anderen Lebenssituation vielleicht wieder ändert«. Aber, »momentan ist es halt so«. Daß dieser Moment für ihren Mann seit drei Jahren ein Zustand ist, den er nicht einordnen kann, interessiert Angelika nicht. Auch nicht, daß dieser »Moment« wahrscheinlich noch lange andauern wird. Dies hat für Angelika sogar positive Seiten.

Sie wiegt sich in dem Glauben, emotional mit ihren Jüngerinnen eines Alters zu sein. Nicht umsonst fühlt sie sich in der Wohngemeinschaft so »ausgesprochen gut«. Es bestärkt sie in ihrem Gefühl der Jugendlichkeit. Zu überlegen wie es sein wird, wenn die Gruppe, die Wohngemeinschaft, ihr eines Tages kein Heimatgefühl mehr vermittelt, weil sich mit zunehmendem Alter der Mitglieder solcher Wohngemeinschaften auflösen, hält Angelika für »... überflüssig, es wachsen ja immer wieder neue Mitglieder nach«.

Bleibt abzuwarten, ob diese Mitglieder bereit sein werden, in zehn Jahren, einen »absoluten Gruftie«, wie Angelika es zwangsläufig sein wird, zu akzeptieren.

Jugend dauert heute zwar viel länger als früher, doch da tut sich auch eine Kluft auf. Es gibt nur noch jung und alt, der Mittelbau fehlt. Ein Fünfzigjähriger kann es mit etwas

Aufwand leidlich schaffen, noch auf die Jugendseite geschlagen zu werden. Um sich ein Jahr später auf der Altenseite wiederzufinden. Männer werden sich damit leichter abfinden, schon wegen ihrer beruflichen Lebensumstände. Bei Frauen kann der Bruch zu Auswirkungen führen, gegen welche sich das Klimakterium als freundliche Gartenparty ausnimmt. In verschwommener Form ist Angelika dies durchaus bewußt. Weshalb sie versucht, sich abzusichern. Es erstaunt die dabei an den Tag gelegte Kurzsichtigkeit, weil solche Frauen ja langfristig verändern, »eine bessere Welt bauen« wollen. Weil »...dringend damit begonnen werden muß, erzieherisch darauf einzuwirken, daß sich etwas bewegt, verändert, zum Wohle der Frau«. Dem Rest der Welt wird die Fähigkeit, sich zu verändern, abgesprochen. Diese Frauen hinterlassen dann ihren Nachfolgerinnen ein Danaergeschenk.

12

Sie sagen Emanzipation und meinen Egoismus. Sie lehnen alte, bewährte Ordnungen ab und haben doch nichts zu bieten, was an deren Stelle treten könnte. Sie schaffen ein Chaos, treten Gefühle mit Füßen, machen kaputt. Für eine bessere, humanere, lebenswertere Welt geben sie vor zu arbeiten. In Wirklichkeit tun sie alles, um nicht erwachsen zu werden, keine Verantwortung tragen zu müssen. Und sie geben der Prostitution eine ganz neue Qualität. Überwindung der Männergesellschaft durch organisierte Huren also? Die interviewten Frauen wiesen dies empört von sich. Sie pochten auf ihre Freiheit, Sex zu haben, wann und mit wem immer sie wollen. Dennoch suchen sie ständig nach »dem einen Mann für's Leben«. Für ihr Leben. Wieder soll Angelika stellvertretend als Beispiel dienen. Sie flog, anderthalb Jahre nach der Trennung von ihrem Mann,

zu ihrer Freundin Andrea nach Griechenland. Wenige Wochen vor Antritt der Ferienreise hatte sie damit begonnen, zwischen Daniel und sich Konflikte aufzubauen. Dabei setzte sie den Sohn gezielt als Waffe ein.

Als Daniel, der zuvor eine Annäherung registriert hatte, auf die plötzliche Konfrontationen seiner Frau irritiert reagierte, erklärte Angelika diese mit ihrem Erschöpfungszustand. »Ich muß hier endlich raus. Ich bin so im Streß, ich finde alles nur noch ätzend.«

Es war verabredet, daß Daniel Frau und Sohn nach der Rückkehr vom Flughafen abholen sollte.

Drei Wochen ließ Angelika nichts von sich hören, kein Kartengruß, kein Anruf. Endlich zurück, braungebrannt, den Sohn an der Hand, sagte sie noch im Flughafen: »Bevor du mich fragst, ja, ich habe jemanden kennengelernt; er heißt Wolfgang und stammt aus Bremen.

Und wenn du wissen

willst, ob ich mit ihm geschlafen habe, ja! Es hat mir gut getan. Ich habe es sehr genossen, weil ich es so gebraucht habe.« Auf Daniels verstörte Frage, ob es »etwas Ernstes« sei, erwiderte sie: »Nein, das heißt, ich weiß es nicht. Außerdem, ich glaube nicht, daß ich das will. Ich kann Beziehungskisten im Moment nicht ab.« Der Grund, in der Beziehung ihrer Freundin Andrea kriselte es. »Das ist eben so, wenn man sich für einen Mann entscheiden muß und das nicht will«, kommentierte Angelika.

Schon kurz nach ihrer Rückkehr mußte sich Angelika auch ihrer Freundin Brigitte widmen, »...wieder ganz intensive Aufbauarbeit leisten, denn Brigitte traf sich immer noch mit ihrem Liebhaber«. Als Komplizin gelang es Angelika, Brigitte schnell »wieder aufzubauen«. Sie bewies dabei enorme Stärke.

Das tun die Kaputtmacher-Frauen fast alle. Es ist erwiesen, daß Frauen in vielerlei Beziehung stärker sind als Männer. Stärker sein müssen. Es hat sich aber gezeigt, daß sie diese Stärke heute immer mehr mißbrauchen, um ihren Egoismus zu pflegen.

Wie kommt es dazu?

Alle Interviewten hatten zunächst einmal »normale Beziehungen zu Männern. Sie haben geheiratet und 93,1 % wurden geschieden. Als Scheidungsgrund gaben sie an, von ihren Männern »unterdrückt« worden zu sein und sich von »dieser Unterdrückung befreit« zu haben. Bei der Analyse der einzelnen Fallschilderungen erwies sich dies als falsch. Daß die Frauen dennoch auf ihrem Standpunkt beharren, hat gute Gründe: sie dienen als Alibi für den oft exzessiv ausgelebten Egoismus.

Dabei haben sich diese Frauen durchwegs die Frage gestellt, was sie selbst zu ihrer Ehe-/ Partnerschaftskrise beigetragen haben. Sie stießen auf erhebliche Defizite bei sich selbst. In einigen Fällen führte diese Erkenntnis beinahe in die Verzweiflung. Vor allem dann, wenn die Frauen feststellten, nur schwer etwas daran ändern zu können. Weil sie sich der damit verbundenen Arbeit an sich selbst nicht gewachsen fühlten. In solchen Situationen suchen Menschen Hilfe. Frauen vorzugsweise bei Frauen, in Frauengruppen und Selbsterkenntnisgruppen. Ziel der Gruppenarbeit ist es, die Persönlichkeit wieder aufzubauen. Die einfachste Methode, zudem die am häufigsten praktizierte, ist die Umkehrung der Ausgangssituation.

Frauen vermitteln sich gegenseitig die Erkenntnis, daß sie gar nicht anders handeln konnten. Grund dafür ist ihr Umfeld, ihre Kindheit, ihre Erziehung. Der Entschluß, sich davon frei zu machen und an sich zu arbeiten, wird nicht gefaßt. Am Partner muß gearbeitet werden. Ihn gilt es zu verändern. Ihn so anzupassen, daß er die Unzulänglichkeiten der Frau erträgt, und möglichst sogar gut findet. Wird dieses Ziel erreicht, ist »der Gipfel der Befreiung« erklommen. Dann wurde auch gesellschaftlich etwas verändert. Werte wurden verändert. Diese Frauen vergessen, sich die Frage vorzulegen, ob diese Werte denn schlecht waren. Denn bevor sie sich befreiten, erschienen ihnen diese Werte durchaus als richtig und erstrebenswert.

Weil sie es jedoch nicht geschafft haben, nach diesen Werten zu leben, haben sie ihr Bewußtsein darauf trainiert, diese Werte abzulehnen. Natürlich muß ein Ersatz gefunden, eine neue »Lebenstüchtigkeit« bewiesen werden. Fast immer beginnt dies mit der Übernahme neuer Aufgaben. Mit bemerkenswerter Energie arbeiten sich die Frauen in die fremde Materie ein. Sie erreichen Zielvorgaben meist früher als geplant. Diese »Übersoll-Erfüllung« schafft Selbstbewußtsein, gibt Kraft zur Übernahme weiterer Aufgaben, die ebenfalls bravourös gemeistert werden. Die Verwirklichung ihrer Pläne macht die Frauen nicht selten zu »Workaholics«. Sie werden süchtig nach Selbstbestätigung, ohne dies zu merken. Ein Beweis für Robin Norwoods These, daß »Frauen zu sehr lieben«. Allerdings sich selbst.

Es war im Laufe der Untersuchung immer wieder überraschend, festzustellen, welche Vielzahl von Lasten sich Frauen aufbürden. Auf die Anerkennung, die gesellschaftliche Akzeptanz, kommt es ihnen dringend an. Das trifft für Angelika ebenso zu, wie für Rosemarie. Beide arbeiten sehr publikumswirksam. Sie suchen die Öffentlichkeit und sie schaffen sie sich. Patricia macht es nicht anders. Heidi und Ingrid tun es auch. Öffentlichkeit ist für sie gleichbedeutend mit »Bewußmachung«, wie es Patricia formuliert.

Das hat viel mit Exhibitionismus zu tun. Nicht umsonst machen diese Frauen ja auch öffentlich, was gemeinhin Seitensprung genannt wird, das sie jedoch mit »...es tut mir einfach gut und ich brauche das« umschreiben. Als Entschuldigung führen sie an, daß diese Seitensprünge »...nichts Ernstes sind, einfach nur Entspannung«.

Der Einsatz für die »Sache der Frau« muß überzeugend geleistet werden. Das heißt, das persönliche Umfeld der Kämpferin muß normativ in Ordnung sein. Sie hält ihren Haushalt in Ordnung, kümmert sich aufopfernd um das Kind/ die Kinder, ist beruflich erfolgreich und/ oder gesellschaftlich aktiv. Sie hat eine fundierte Meinung zum politischen Tagesgeschehen und ist hier eher konservativ. Alles

zusammen soll nach außen ihre gesicherte gesellschaftliche Position belegen. Daß es nur Fassade ist, wird sorgfältig verborgen. Die Geheimhaltung wird gnadenlos exekutiert, selbst guten Freundinnen gegenüber. Droht eine, auch nur zufällige, Entlarvung, werden sogar langjährige Freundschaften über Nacht gekündigt, wird die Freundin zur Feindin. Weitaus schlimmer ist die Aufrechterhaltung der Fassade bei der Kindererziehung. Denn hier wird nicht wiedergutzumachend gesündigt. Über 39 % der Frauen beklagen, daß ihre Kinder Bettnäasser sind, Sprachstörungen haben oder andere Defekte, die ganz eindeutig auf schwerste psychische Belastungen deuten.

Diese Frauen setzen ihre Kinder dem gleichen Wechselbad der Gefühle aus, mit welchem sie ihre Partner/ Ehemänner »umerziehen« wollen. Psycho-Zuckerbrot und Psycho-Peitsche finden rücksichtslose Anwendung. Weil die Väter mit ihren Kindern meist völlig anders umgehen, wird der Terror komplett.

An dem besonders guten, herzlichen Verhältnis, das Angelikas Mann zu seinem Sohn hat, wird der Horror extrem

augenfällig. Und Angelika hat es schwer, den Schein zu wahren. Sie predigt in ihren Kursen eine »kindgerechte Erziehung«, die bereits mit der »natürlichen Geburt« beginnt. So kann sie es sich nicht leisten, öffentlich anders als verständnisvoll zu ihrem Sohn zu sein und in allen Belangen auf ihn einzugehen.

In den eigenen vier Wänden ist sie ganz anders. Da bedient sie die Klaviatur der Erpressung ihrem Sohn gegenüber brillant. Der Unterschied fällt ihr kaum auf, weil sie Mann und Sohn gleich behandelt. Es verwundert bei ihrer generellen Einstellung, daß sie hin und wieder einräumt, Daniel habe in vielen Dingen recht, vor allem, was ihre Beziehung zu ihm betreffe. »Mir leuchtet schon ein, was Daniel meint, wenn er mir Vorhaltungen macht. Aber so weit, diese Dinge bei mir zu ändern, bin ich noch nicht. Das ist ein langer, schwerer Weg. Ich bin ja bereit, ihn zu gehen. Aber man kann nicht alles auf

einmal haben. Ich bin mir aber sicher, daß ich mein Ziel erreiche. Weshalb ich ja auch glaube, daß unsere Beziehung nicht kaputt ist, sondern eines Tages wieder eine reelle Chance hat.«

Frauen wie Angelika begreifen sich als »Macher«-Persönlichkeiten, als stark, selbstbewußt, dynamisch. Als Menschen, die etwas bewegen. Dem ist auch so. Alle Befragten haben »Dinge vorangebracht«, für Veränderung gesorgt. Nicht nur in ihrem eigenen Leben. Es geht ihnen darum, sich und anderen Frauen zu helfen, das Leben lebenswerter, erfüllter, glücklicher zu machen. Wie kommt es, daß sie in Wirklichkeit so destruktiv sind? Fehlt ihnen die Realitätsbezogenheit? Erkennen sie nicht, was sie anrichten?

Sie wissen sehr genau, was sie tun. Die Fehler, die sie machen, nehmen sie bewußt in Kauf, als notwendigen Schritt auf dem Weg zum angestrebten Ziel.

In durchaus richtiger Einschätzung ihrer Ausgangssituation haben alle Frauen zunächst damit begonnen, an sich selbst zu arbeiten. Mit Hilfe einer Gruppe, eines Psychotherapeuten, eines Sozialhelfers. Viele haben sich, zum Teil über Jahre, einer Therapie unterzogen. Andere haben Therapien ziemlich schnell abgebrochen, »weil das nichts bringt«, oder der Therapeut ihnen Dinge sagte, die sie nicht akzeptieren konnten oder wollten. Weil sie meinten, »selbst viel weiter« zu sein, als dies der Therapeut ihrer Meinung nach erkannte und sie deshalb in der Therapie eher einen Rückschritt sahen. Das haben sie sich in ihren Gruppen gegenseitig immer wieder bestätigt und sich so aufgebaut. Hinzu kommt ihre Tüchtigkeit, der öffentliche Erfolg. All diese Dinge lenken von der Verantwortung für sich selbst ab. Vor dieser Verantwortung fliehen alle diese Frauen, obwohl es den Anschein hat, als würden sie es damit besonders ernst nehmen. Leider stimmt das nicht.

Bei Andrea wird dies besonders deutlich wenn sie versucht, ihre Unabhängigkeit zu demonstrieren. Diese sieht sie in

erster Linie in materiellen Dingen. Nach der Flucht aus ihrer ersten Ehe und dem Intermezzo mit Angelika hatte Andrea einen neuen Partner gefunden, der ihrem ersten Mann sehr ähnlich war. Diesem Partner war sie ins Ausland gefolgt, als Animateurin in einen Ferienclub. Mit Kindermädchen, Landrover und was sonst an Accessoires nötig war, um ihr gesellschaftliches Standing zu dokumentieren. Natürlich wohnte sie nicht im Club, wie die anderen Angestellten, sondern hatte ein Privathaus gemietet.

Andrea war für den Club ein Gewinn. Sie stürzte sich mit Ehrgeiz und Engagement in ihre Aufgabe. Achtete nicht auf die Bezahlung und verdarb so die Preise. Was sie bei ihren Kolleginnen nicht gerade beliebt machte. Das führte zwangsläufig dazu, daß auch ihr Partner mit den anderen Angestellten Schwierigkeiten bekam, denn er hatte Andrea ja geholt. Mit »raffiniertem Körpereinsatz und mit Geschenken«

sorgte Andrea lange Zeit dafür, daß ihr Partner die Schwierigkeiten hinnahm. Der Zeitpunkt war jedoch abzusehen, an welchem der Mann die totale Vereinnahmung durch Andrea nicht länger ertragen würde. Das erkannte sie selbst. Bei ihrer Mutter besorgte sie sich enorme Geldmittel, welche den Sinneswandel ihres Partners vereiteln sollten. Es klappte nicht. »Er wollte sich nicht für mich entscheiden, sondern weiterarbeiten. Und ich kann ihm nicht überallhin folgen. Das geht schon wegen meiner Kinder nicht.«

Für Andrea war die Sache klar. Sie wollte eine Entscheidung des Mannes, er fällte sie nicht. Ihr blieb der Weg zurück nach Hause, unter die Fittiche der Mutter, von der sie sich doch so gründlich abgenabelt hatte. Und natürlich zurück zum Geld, denn »... für die kleinen, wichtigen Dinge des Lebens ist es schon ganz angenehm, nicht jeden Pfennig umdrehen zu müssen«.

Angelika denkt ähnlich. Richtig ist, daß sie sehr viel »Frauenarbeit« leistet, und zwar unentgeltlich. Sie tut dies als »Überzeugungstäterin« und hat »... schon seit einiger Zeit erkannt, daß das was mit Ausbeutung zu tun hat«. Nur, »... ich kann

da nicht einfach aufhören, das geht nicht, denn die haben ja alle ziemliche Erwartungen an mich«. Andererseits scheut Angelika selbst vor Ausbeutung nicht zurück.

Beliebtestes Objekt: ihr Mann und der jeweilige Partner, der, »nicht wichtig, aber wohltuend«, nach einiger Zeit »nicht nur körperlich nützlich« sein muß. Sonst wird er abgelegt. Und dies auf eine Art, die ihm seine Wertigkeit für Angelika drastisch vor Augen führt, so erniedrigend wie möglich. Bei ihrem Mann geht sie behutsamer vor, sieht ihn als Langzeitinvestition, weshalb sie sich ihm ja hin und wieder sogar anbietet. Er hat für die gemeinsame Steuererklärung herzuhalten. Für die Anschaffung eines neuen Autos. Für den Unterhalt des Sohnes. Außerdem, und dies ist der wichtigste Punkt, ihr Mann ist für sie ein bequemer Unterbringungsort für den Sohn, wenn der Freund zu Gast ist. Deshalb lehnt sie es ab, für das Kind feste Besuchszeiten mit ihrem Mann zu vereinbaren.

Für ihre »Frauenarbeit, die vielen Kurse, meine Nachsorgen und die Beratungsgespräche« ist es praktischer, fallweise auf den Ehemann zurückgreifen zu können. Und einen weiteren Vorteil hat diese Regelung, ihr Mann weiß nie, wann Angelika bei ihm auftaucht. Da er zudem ihre Eifersuchtsausbrüche kennt, Bescheid weiß über die zahlreichen kleinen Hinterhältigkeiten, die zu ihrem Bestrafungsritual gehören, ist es ihm praktisch unmöglich, eine eventuelle Freundin zu sich einzuladen.

Er ist, trotz Trennung, trotz Demütigung, an der Leine des gemeinsamen Sohnes für Angelika verfügbar. Und dies, obwohl sie für sich fordert, »... ich will gelassen werden, ich will, daß mein Mann begreift, daß er mich so zulassen muß, wie ich bin. Ich lasse mich von ihm nicht mehr einengen und damit verhindern. Schließlich lasse ich ihn ja auch. Er kann und soll sich selbstverständlich ebenfalls verwirklichen.« Natürlich läßt sie ihn nicht. Denn damit würde sie Vergünstigungen aus der Hand geben, die sie sich nach ihrer Meinung mühsam erarbeitet, für sich »als Frau durchgesetzt« hat.

Die Frage, ob die Mittel, mit denen sie ihre Ziele erreichen, moralisch sind, stellen sich diese Frauen nicht. Aus Selbstschutz. Sie müßten sonst zugeben, ihre »hehren« Ideale verraten zu haben. Rosemarie und Brigitte bringen es übereinstimmend auf den Nenner: »Ich bin hin und wieder ganz gerne Weibchen. Das ist schließlich kein Widerspruch. Denn zu meinen Rechten gehört auch eine erfüllte Sexualität.« Mit ihrer Sexualität haben sie alle herumexperimentiert, glauben »dabei gewonnen«, die »Skala der Gefühle erweitert« zu haben. Wegen der augenfälligen »Erniedrigung der Frau« verurteilen sie jegliche Pornographie, praktizieren sie jedoch selbst.

Marianne S., 36 Jahre alt, in zweiter Ehe verheiratet, getrennt lebend, ein Kind, Redaktionsassistentin in einer süddeutschen Großstadt: »Für den Hausgebrauch habe ich schon drei private Pornofilme gemacht, auf Videokassette. Das macht die Kerle unheimlich an, wenn die mich auf dem

Bildschirm sehen und dann feststellen, daß ich in Fleisch und Blut neben ihnen sitze. Das ist dann jedesmal wie ein Rausch, die sind einfach hinüber und für mich ist es eine sehr gute körperlich Erfüllung. Ich brauche das.«

Ihr Mann hat bei zwei Filmen mitgemacht »... und wenn wir uns die ansehen, macht ihn das so scharf, daß er super funktioniert, obwohl er fast fünfzig ist«. Den dritten Pornofilm hält Marianne vor ihrem Mann versteckt, »...davon weiß der nichts, dabei ist das der schärfste«. Allerdings, »... vielleicht, eines Tages zeige ich ihn ihm doch. Ich habe manchmal das Gefühl, dieser Film ist wie eine Trumpfkarte.« Einmal mehr Prostitution als Waffe. Rosemarie K.: »Es geht doch nichts über ein wenig Raffinesse; Strapse, Strümpfe, Stöckelschuhe, schon ist eine Frau perfekt angezogen. Den nötigen Pelzmantel dazu bekomme ich allemal.« Im Zweifel von ihrem Mann.

Auf welchem gesellschaftlichen Gebiet auch immer, es steckt ein klares Muster dahinter. Ein Raster, in welchen sich diese Frauen selbst einordnen. Es beginnt mit der Frage, die sie sich

alle gestellt haben: Was und wer bin ich? Es geriet meist zu einem traurigen Persönlichkeitsraten. Also muß, je nach den persönlichen Neigungen und Möglichkeiten, alles unternommen werden, dieses Negativbild ins Positive zu verkehren. Am besten durch Leistung.

Manchmal werden regelrecht Hollywood-Fassaden aufgebaut. Eines der besten Beispiele hierfür ist wiederum Angelika. Neun Jahre lang wuchs sie als Nesthäkchen in einer Familie mit drei Brüdern auf. Dann gab es plötzlich noch eine kleine Schwester und Angelika empfand dies »...wie einen Sturz ins Nichts. Mit einem knochenharten Aufschlag.« Denn sie war nicht mehr Mittelpunkt. »An mich wurden nur noch Forderungen gestellt, die ich zu erfüllen hatte.« Was sie notgedrungen tat. Leidend zwar, aber gehorsam. Prompt bekam sie diverse Allergien und Asthma. Ihre Krankheiten verlor sie erst wieder während ihrer Lehre als Arzthelferin. Denn dort fand sie Bestätigung, das weckte ihren Ehrgeiz. Sie entschied sich dafür, Hebamme zu werden. »Mein heimlicher Wunsch war jedoch, Medizin zu studieren. Nur fehlte die Voraussetzung, ich hatte kein Abitur.« Darunter leider sie noch heute, vor allem deshalb, weil ihre jüngere Schwester die Hochschulreife erlangte. Doch auch Angelika brachte sich »voran«.

Nach einer Kindheit und Jugend in ländlicher Gegend, machte sie in der Stadt beruflich Karriere. Auch in modischer Hinsicht. Und so wurde sie für die Söhne von Großbauern in ihrem Heimatort interessant. Doch deren Eltern waren dagegen. »Auf dem Land heiratet Geld immer nur Geld, ich hatte keine Chance.«

Ihre Chance sah sie in einem jungen, gleichfalls sehr ehrgeizigen Polizeibeamten, ihrem ersten Mann. Auch den zog es in die Großstadt. »Am Anfang war das unheimlich hart. Wir hatten eine kleine Wohnung in einer nicht sehr guten Gegend und haben praktisch aus den Umzugskisten gelebt.« Aber beide waren fleißig. Sie steckten alles in die Vervollkommnung ihrer Ausbildung. Und Angelika erkannte schnell, daß

sie nur Karriere machen konnte, wenn sie nicht nur besser, sondern auch anders als ihre Kolleginnen war. Weshalb sie sich der zu jener Zeit neuen, fast revolutionären »psychosomatischen Geburtsvorbereitung« zuwandte. Es befriedigte zudem ihren »visionären Drang«.

Damals begann sie »unheimlich viel zu lesen« und als echte Autodidaktin »...alles in mich aufzusaugen, was mir für meine Weiterentwicklung und für meinen Beruf wichtig« erschien. Ihren Mann begann sie zu vernachlässigen. Besonders, nachdem ihr Name in einem Magazin genannt wurde, welches die Adressen »besonders fortschrittlicher Hebammen« veröffentlichte.

Und dann bot sich ihr die große Chance: ein junger Gynäkologe aus dem Krankenhaus, an welchem sie tätig war, machte sich selbständig, eröffnete in einer »Spitzengegend« eine eigene Praxis, und bot ihr an, mit ihm zu arbeiten. Sie schien am Ziel ihrer Wünsche, denn sie hatte Eingang in die »besseren Kreise« gefunden. »Da kamen Frauen in die Praxis, die ich aus Illustrierten kannte. Und ich staunte, was die für banale Probleme hatten.« Angelika tat alles, um diesen Frauen zu helfen. Aus Überzeugung und mit gesundem Menschenverstand. Gegen die Verlockungen aber war sie nicht gefeit. Denn das Privatleben dieser Frauen unterschied sich grundlegend von ihrem; es war mondän, finanziell unabhängig. »Die flogen nach Ibiza, hatten ein Haus auf Mallorca, fuhren Mercedes, trugen Pelzmäntel. Nur mit ihrem Unterleib hatten sie Schwierigkeiten. Und diese resultierten aus ihrer seelischen Unzufriedenheit. Da ist mir klargeworden, wie und wo ich helfen kann.«

Erwartungen, die ihr Mann an sie hatte, und die sie Monate zuvor zu erfüllen noch bereit gewesen war, verweigerte sie jetzt. »Der hat nebenbei gejobbt. Und wenn er dann spät abends nach Hause kam und wollte, daß ein Essen auf dem Tisch stand, habe ich ihn in die Küche geschickt. Er wußte schließlich, wo der Eisschrank ist.« Und »...für ein Kind fühlte ich mich noch nicht reif genug«. Weshalb sie sich auch

hier verweigerte. Ihr Mann fand nach einiger Zeit eine Freundin, und mit dieser erfüllte er sich den Wunsch nach einem Kind. Angelika ließ sich »...tief enttäuscht und mit dem Gefühl, ganz schrecklich allein gelassen, verraten worden zu sein«, scheiden.

Drei Jahre lebte sie ohne feste Beziehung und während dieser Zeit »vergrub ich mich in Bücher«, Dann lernte sie Daniel kennen, »... und alles war auf einmal wie ein Rausch, es war wunderbar«. Bis zu dem schleichenden Absturz in die Niederungen des täglichen Lebens.

Denn dann griffen wieder alte Mechanismen. Angelika, älter geworden, erfahrener, härter vor allem, wollte diesmal »'... nicht mehr enttäuscht werden, nicht mehr allein gelassen«. Wenn eine Trennung, dann von ihr vollzogen und zu ihren Bedingungen.

Außerdem ».. .war ich in einem Alter, wo ich mich beeilen mußte mit einem Kind und bei Daniel konnte ich davon ausgehen, daß er ein guter Vater sein würde«. Ihr Kalkül ging auf, was Angelika in neue Komplikationen stürzte. Die Komplikationen wollten bedacht und »ausschließlich zum Vorteil des Kindes« genutzt werden.

Angelikas Vorstellungen von einer unabhängigen, emanzipierten, befreiten Frau unterscheiden sich ganz wesentlich von ihrem gegenwärtigen Leben. Doch dies verdrängt sie, sucht dafür ihr Heil in Fluchtpunkten, zu denen immer mehr auch Esoterik und Spiritismus gehören. Als ein, für ihre Entwicklung gleichermaßen günstiger wie negativer Umstand entpuppte sich Daniels Verständnisbereitschaft. Er war nicht nur bereit, Angelika in allen Belangen, beruflich wie privat, zu fördern, er stachelte ihren Ehrgeiz auch noch an. Was »... mir außerordentlich gut getan hat, und dafür bin ich ihm auch dankbar«. Doch damit war der Weg bereitet für »... die emanzipatorische Abnabelung. Gefühlsmäßig hänge ich an ihm. Liebe ihn vielleicht noch. Und ich bin glücklich, wenn ich weiß, daß auch er glücklich ist.« Warum läßt sie ihn dann nicht glücklich sein?

Weil »...ich ihn ja irgendwie immer noch liebe und ihn weiterbringen möchte. Dazu gehört, daß er seine Defizite als Mann erkennt und beseitigt. Denn nur dann kann er seiner Rolle als Mann gerecht werden.«

Also Veränderung um jeden Preis. Schulmeisterei, Bevormundung, Demütigung und Ausnutzung. Ein neues Ver-

ständnis von allumfassender, besitzergreifender Liebe? Überhaupt ein neues Liebesverständnis? Geprägt von destruktivem Zeitgeist, von dem so viel die Rede ist?

Alle Interviewten wurden mehrfach gefragt, wie sie für sich Liebe/ Partnerschaftsbeziehung definieren. Es gab ebenso spontane, wie wohlüberlegte Reaktionen, und alle waren sich sehr ähnlich.

Signifikant ist, was Ingrid D., 48 Jahre alt, geschieden, zwei Kinder, allein lebend, dazu sagt. Ingrid heiratete mit 25 Jahren einen vier Jahre jüngeren Mann. Als Erbin eines großen Unternehmens hatte sie, ähnlich wie Andrea, nie wirklich gearbeitet, immer nur »rumgejobbt, überall mal reingerochen«. Ihr Mann, ein ehrgeiziger Betriebswirt, »...hatte schwer um mich kämpfen müssen, weil er zwar talentiert, aber ein Habenichtes war. Das hat mir sehr imponiert, wie er sich gegen meinen Vater durchgesetzt hat.« Womit er sich eine Kündigung von seinem zukünftigem Schwiegervater einhandelte.

»Aber Ludger hat sofort einen neuen Job in einer anderen Stadt gefunden und ich bin ihm bedenkenlos gefolgt.« Das erwies sich als schlecht. »Es gab Anlaufschwierigkeiten«, räumt Ingrid ein. Was daran lag, daß sie sich »unheimlich allein« vorkam. An Ludgers Arbeitsplatz war sie nicht mehr die von allen respektierte und hofierte Juniorchefin eines großen Unternehmens, sondern nur »Frau D.«. Ein Umstand, der dadurch erschwert wurde, daß ihr Vater mit Enterbung drohte und, als Vorgeschmack, erst einmal sämtliche Gelder sperrte. Ingrid registrierte es schmerzlich, ihrem Mann machte es nichts aus. »Der hat wie ein Pferd gearbeitet und Karriere gemacht. Und außerdem hat er sich reizend um mich

gekümmert, wenn er zu Hause war. Wirklich, ein toller Liebhaber, ein verständnisvoller Freund, ein einfühlsamer Partner. Bis er sich eine Freundin gesucht hat.«

Weshalb sucht sich so ein Mann, der zudem beruflich äußerst beansprucht ist, eine Freundin, nachdem er sich »gut zwei Jahre lang« liebevoll um seine Frau gekümmert hat? Zumal seine Frau, nicht berufstätig und noch kinderlos, jede Möglichkeit hatte, für ihren Mann da zu sein.

Es bedurfte langer, intensiver Gespräche, um von Ingrid die Wahrheit zu erfahren. Die Fakten, die sie preisgab, sind sehr schmerzlich für sie, wenn sie auch seit anderthalb Jahrzehnten davon überzeugt ist, daß ihren Mann die alleinige Schuld trifft.

Geschehen war folgendes: Ludger, als Halbweise aufgewachsen, machte als Siebzehnjähriger Abitur, begann sofort sein Studium und erhielt nach erfolgreichem Abschluß eine Stelle im Unternehmen von Ingrids Vater. Der junge Mann, beruflich wie sportlich gleichermaßen erfolgreich, fiel der Juniorchefin auf dem Tennisplatz auf, wo er »... mich in Grund und Boden spielte, was von unseren Werksangehörigen noch niemand getan hatte, und Ludger wahrscheinlich nur, weil er nicht wußte, gegen wen er spielte«.

Nachdem sie es ihm gesagt hatte, »... schlug er mich noch vernichtender und grinste dabei. Das hat mich unheimlich geärgert.« Ludger revanchierte sich mit einer Einladung zum Abendessen in seine »...Junggesellenbude, wo er zwar immer noch sehr gut als Koch war, sonst aber eher gehemmt«. Ingrid merkte schnell, wo sie ihm überlegen war und »... ich fand, zu zweit würden wir ein sehr gutes Team sein. Ich dachte mir, ich sollte ihn unter meine Fittiche nehmen.« Daraus entstanden Liebe und eine Ehe. Gegen den erklärten Willen von Ingrids Vater und mit den beschriebenen Begleitumständen.

Während der ersten zwei Jahre ihrer Ehe tat Ingrid nichts weiter, als ihre Stärken gegenüber ihrem Mann zu leben. Diese lagen hauptsächlich auf gesellschaftlichem Gebiet und

forderten von Ludger große finanzielle Opfer. Wegen ihrer gesellschaftlichen Verpflichtungen hatte Ingrid keine Zeit für den Haushalt, war diesen auch »von daheim nicht gewöhnt«. Also betätigte sich Ludger auch als Hausmann.

»Irgendwann wollte er das nicht mehr. Er hat nicht begriffen, daß mein Tun auch für ihn beruflich wichtig war. Der hat das plötzlich ganz kleinkariert gesehen, hat seine spießige Kleinbürgerordnung herausgekehrt. Eines Tages machte er kaum noch was im Haushalt. Und ich kam dahinter, daß er eine Freundin hatte.« Ingrid fuhr »tief enttäuscht und furchtbar wütend« zu ihren Eltern.

Zu ihrer »totalen Überraschung« holte sie sich bei ihrem Vater eine Abfuhr, fand jedoch bei ihrer Mutter Verständnis, die es »... entwürdigend fand, daß mein Vater mit Ludger ein Gespräch von Mann zu Mann« führte.

Dieses Gespräch kittete die Ehe zunächst und Ingrid, inzwischen siebenundzwanzig, erhielt von ihrer Mutter den Rat, daß es »Zeit für ein Kind« sei. Ein Sohn wurde planmäßig zehn Monate später, eine Tochter nach weiteren zwanzig Monaten geboren. Und Ludger machte unaufhaltsam Kar-

riere. Allerdings bei der Konkurrenz. »Er wollte erst wieder bei uns anfangen, wenn er sich in den Betrieb einkaufen könnte. So ein Blödsinn, er wußte doch, daß mir der Laden eines Tages gehören würde.«

Durch die Enkelkinder und den beruflichen Erfolg seines Schwiegersohnes milde gestimmt, nahm Ingrids Vater die monatlichen Zuwendungen an seine Tochter wieder auf.

Eine Hausangestellte und ein Kindermädchen wurden eingestellt und Ingrid konnte ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen wieder nachgehen. »Ludger fand das gar nicht gut. Der verlangte ganz energisch, daß ich mich mehr um die Familie kümmern sollte, um die Kinder und den Haushalt, obwohl das doch nicht nötig war.«

Ludger blieb hart und so begann ein Kleinkrieg, der darin gipfelte, daß Ingrid zur Flasche griff und depressiv wurde. Schließlich suchte sie einen Arzt auf und der riet ihr, sich einer

Therapie zu unterziehen. »Drei Monate später landete ich in einer Frauengruppe und da ist mir dann ziemlich schnell klar geworden, wie beschissen das alles war, was mein Mann mit mir gemacht hat. Dieser ständige Leistungsdruck. Der hat das, was er in der Firma leisten mußte, auf mich übertragen und damit meine Persönlichkeit unterdrückt.«

Ingrid befreite sich von diesem Druck. Sie zog aus. »Meine Mutter hat mir dabei geholfen und schließlich hat auch mein Vater eingesehen, daß es so nicht geht.« Der juristische Kampf um den Unterhalt begann.

Ludgers Anwälte »... drehten das so, daß ausschließlich die Kinder was bekamen. Ich fand das sehr clever.« Zu Ingrids Bewunderung kam die Erkenntnis, Ludger immer noch zu lieben. Und so begann sie, um ihn zu kämpfen. Vergeblich, »... ich bin bei ihm wie gegen eine Gummiwand gerannt. Der war stets sehr freundlich und höflich, aber kalt. Er hat mich nicht angefaßt, nichts.«

Wieder suchte Ingrid Hilfe in der Gruppe und sie »wurde aufgebaut«. Gegen ihren Mann. »Damals hat er mir viele Briefe geschrieben. Er hat gefordert, daß ich mich weiterentwickle, mich auf eigene Füße stelle. Ich sollte beweisen, was in mir steckt. Eine Zeitlang habe ich zwischen den Zeilen Hoffnung herausgelesen. Doch dann wurde mir klar, daß er mich damit in Wirklichkeit nur unterdrücken will. Wir haben in der Gruppe seine Briefe gemeinsam gelesen und die anderen Frauen stimmten mir zu.«

Was Ingrid unendlich wohl tat und ihr die Erkenntnis verschaffte, »... etwas für Frauen, denen es ähnlich ergeht, tun zu müssen«. Vor allem, zu definieren, wie Liebe, wenn sie denn halten soll, sein müßte. Ingrid stellte eine »Liste mit Wertigkeiten« auf. Ganz oben steht dort: »Bin ich bereit, dem Mann Aufmerksamkeiten entgegenzubringen, die allein aus mir kommen?« Ein fast buchhalterischer Satz.

Er reduziert Liebe auf die Summe dessen, was ein Mensch zu geben bereit ist - bei entsprechender Gegenleistung. Ingrids zweiter Punkt auf der Liste: »Wie lange halte ich diese

Aufmerksamkeiten durch?« Damit macht sie aus ihrer Liebe eine Art Geschäft. Einen Geschäftspartner auf Dauer hat sie nicht gefunden.

Nach ihrer Scheidung von Ludger gab es »einige Männer in meinem Leben«, keiner war jedoch bereit, sie zu heiraten. »Den meisten bin ich zu selbstbewußt und zu tüchtig. Die sehen, was ich alles mache und bekommen es mit der Angst. Das begann schon mit der Kindererziehung. Ich habe dabei sehr sorgfältig darauf geachtet, daß sie sich von ihrem Vater abnabelten und selbständig wurden.«

In der Praxis stellt es sich so dar: Ludgers Kinder sind nur bereit, ihren Vater zu besuchen, wenn sie sich davon materielle Erfolge versprechen. Und nachdem der Vater dies erkannt hatte, zog er sich zurück. Er sieht seine Kinder heute kaum noch.

Für Ingrid ist dies ein nahezu perfektes Alibi. Es wahrt den Schein, den sie unbedingt aufrechterhalten will. Um diesen Schein geht es fast allen Befragten. Kunstvoll, mit beträchtlicher Energie und Ideenreichtum, basteln sie an Fassaden. Verschwenden ein Großteil ihrer Intelligenz auf ein Scheinleben.

In ihrem Freundesund Bekanntenkreis gilt Angelika als eine vorbildliche Mutter und gute Hausfrau, die sich zudem in unermüdlichem Einsatz »für die Sache der Frauen« engagiert, ihren Beruf ausfüllt. Mithin eine Art Musterfrau. Wenn sie aber Dienst hat, oder keine Lust, Gäste zu empfangen, läßt sie ihre Wohnung verkommen. Dabei weiß sie, daß die Anstrengungen, die später nötig sind, den Schein zu wahren, in keinem Verhältnis zu den täglichen Aurwendungen stehen, welche die Wohnung kontinuierlich in Ordnung hielten. Nicht anders ist es mit der Erziehung des Sohnes. Die läßt sie schleifen, wenn sie »keinen Bock« hat. Halbwegs pünktliche Essenzeiten gibt es nicht. Wenn ihr Mann dies zufällig mitbekommt, stellt sie ihr »Laissez faire« als »moderne, kindgerechte, aufgeschlossene Erziehung« dar und wirft Daniel vor, dem Jungen gegenüber repressiv zu sein. »Er

will aus dem aufgeweckten, energiegeladenen, ideenstrotzenden Kind einen funktionierenden, pünktlichen und angepaßten Menschen machen, ohne jede Kreativität«, argumentiert sie.

Weil sie es immer wieder versteht, selbst schwierige Situationen scheinbar problemlos zu meistern, also Lebenstüchtigkeit demonstriert, ist ihr Bewunderung sicher. Bietet ihr Mann in solchen Situationen Hilfe an, weist sie diese lächelnd zurück, gibt zu verstehen, daß sie längst von anderer Seite Beistand erfährt. Selbst wenn ihr dieser Beistand gar nicht sicher ist. Sie muß, aus einem geradezu manischen Zwang heraus, Unabhängigkeit, Selbständigkeit demonstrieren. Folgerichtig bietet sie ihrem Mann natürlich auch niemals Hilfe an, wenn dieser Schwierigkeiten hat. Denn er soll ebenfalls beweisen, ob und wie tüchtig er ist. Oder er hat demütig zu bitten. Doch auf seine Bitten gibt es niemals eine spontane Antwort, weder negativ noch positiv. Vielmehr zeigt Angelika deutlich, wie genau sie abwägt, ob es ihr und unter welchen Umständen, eventuell möglich ist, zu helfen. So hat sie es denn geschafft, von Daniel nicht mehr gebeten zu werden, was sie »ganz praktisch« findet.

Ihr Egoismus hat einen weiteren Sieg errungen.

Es ist richtig, daß eine gute Partnerschaftsbeziehung/ Ehe gesunden Egoismus braucht. Einen Partnerschaftsegoismus. Denn die Beziehung / Ehe muß geschützt werden vor Einflüssen, welche die Nähe der Partner zueinander beeinträchtigen. Frau und Mann müssen sich der Wertigkeit ihrer Beziehung, der Wichtigkeit füreinander bewußt sein. Viele Paare behaupten, daß dies bei ihnen so ist. Es stimmt in der Mehrzahl der Fälle jedoch nicht, Nicht Partnerschaftsegoismus wird gelebt, sondern ein simpler, selbstbezogener. Dieser ist auf Dauer der Tod jeder Verbindung.

Gefragt nach dem Stellenwert des Partners/ Ehemannes in einer intakten Verbindung/ Ehe, wurde er von allen Interviewten ganz oben auf der Wertigkeitsliste angesiedelt. Und dann kamen die Einschränkungen. Die Wünsche nach Unab

Bangigkeit, der Möglichkeit zur freien Entfaltung, der Verwirklichung gesellschaftspolitischer Ziele, nach »Frauenarbeit«, »Gruppenarbeit« etc. Um sämtliche Einschränkungen reduziert, rangierte der Partner/ Ehemann nunmehr im unteren Drittel der Skala. Was alle Befragten sehr überraschte. Viele quittierten dieses Ergebnis mit unsicherem Gelächter, mit Verlegenheit. Jede Menge Gründe wurden aufgeführt, weshalb der Partner/ Ehemann nur diesen niedrigen Stellenwert im Leben einer befreiten, emanzipierten Frau hat. Überraschend jedoch: Der niedrige Stellenwert wurde akzeptiert, als folgerichtig hingenommen.

Das offenbart das ganze Dilemma.

Alle wollen sie eine »Partnerschaft«, »Beziehung«, »Ehe«, einen Mann in ihrem Leben. Und sie sind auch ständig auf der Suche nach ihm. Doch kaum haben sie einen gefunden, beginnt der Krieg. Denn sie wollen »einen Mann zum Verändern«, Eine Art Barbie-Puppe von Mann. Dabei schließen die Kriterien, nach denen sie sich »ihren« Partner wählen, gerade solche Männer absolut aus. Eine »starke, ausgeprägte Persönlichkeit«, vor der sie »Achtung haben, zu ihm aufschauen« können, läßt sich nicht manipulieren. Natürlich sehen die Frauen ihre Versuche, Männer zu verändern, nicht als Manipulation. Vielmehr würden sie es als Liebesbeweis seitens des Mannes betrachten, wenn der Mann sich verändern ließe. Und auf solche Liebesbeweise sind sie aus, natürlich wollen alle geliebt werden. Total und absolut. Denn nur dann ist es für sie eine »erfüllte Beziehung«. Auf der Suche nach der erfüllten Beziehung wird der Mann sorgfältig »durchgetestet«, werden alle Einzelheiten registriert, die eventuell darauf deuten könnten, daß seine Liebe nicht »wirklich total« ist. Gibt es Anhaltspunkte, dann zieht Frau sich in angemessenem Rahmen zurück. Gerade so weit, wie sie glaubt, daß der Mann eben nicht »total« liebt. Gefühl wird in homöopathischen Dosen zugeteilt oder verweigert. Und die » Richterskala « der Emotionen ist nach beiden Seiten offen. Dabei wissen gerade Frauen mit absoluter Sicherheit,

daß es »ein bißchen totale Liebe« ebensowenig gibt, wie »ein bißchen schwanger«.

Das schon fast krankhafte Mißtrauen, das alle KaputtmacherFrauen dem Mann, auch wenn sie »ihn noch so sehr wollen« entgegenbringen, pflegen sie sorgfältig. Sie stehen sich mit einer Unzahl von Ratschlägen gegenseitig bei, um es nur ja nie erlöschen zu lassen. Wenn es denn partout im Augenblick keine Anhaltspunkte für berechtigtes Mißtrauen gibt, werden Nebenkriegsschauplätze eröffnet.

Der Mann wird zum belauerten, total überwachten, ausgeforschten Objekt, das sich früher oder später in diesem Netz fängt. Denn wie immer er reagiert, er liefert zwangsläufig Ansatzpunkte, an welchen die »befreite/ sich befreiende Frau« einhaken kann. Gerade im Hinblick auf ihre Befreiung. Und dann geht es ganz hart zur Sache.

Welch aberwitzige Dinge manchmal herhalten müssen, um diesen Ansatzpunkt zu finden, soll das Beispiel von Jutta L., 39 Jahre alt, Lehrerin, verheiratet, aber getrennt lebend, kinderlos, verdeutlichen. Jutta sieht sich als eine »progressive, einfühlsame Lehrerin«, die »nichts von überkommener Autorität« hält. Ihren Schülern will sie »mehr Partnerin als Lehrerin« sein. Weshalb sie sich »in die Problemwelt der Kinder« hineinversetzt, diese »...in Rollenspielen mit den Schülern aufarbeitet«.

Bei derartigen Rollenspielen entdeckte Jutta den Spiritismus. Und sie machte sich sachkundig mir Büchern wie »Ich bin eine Hexe«. Es dauerte nicht lange, bis sie herausfand, daß sie »bereits mehrfach wiedergeboren« wurde. Sie begann, in entsprechenden Zirkeln und Gruppen ihre Kenntnisse zu vertiefen und machte sich schließlich auf, die Orte ihrer »früheren Leben« zu besuchen. Zunächst machte ihr Mann das mit. »Er hat es als eine Art Urlaubsreisen gesehen, ohne zu erkennen, wie wichtig mir das ist.« Doch als Jutta daran ging, »... mystische Orte, die mit meinem früheren Dasein in einem Zusammenhang stehen« aufzusuchen, »... hat er gesagt, ich würde spinnen und sich geweigert, mich zu beglei-

ten.« So kam es zu »ersten Streitigkeiten«, die sich immer mehr steigerten. Schon bald ging es nicht mehr um Juttas Spiritismus. Auch nicht darum, daß sie sich »unheimlich gut auskannte« wenn sie Orte besuchte, an denen sie »schon einmal gelebt« hatte. Es ging darum, daß ihr Mann sie »nicht verstanden hat«, sie bei der »...Suche nach meiner Persönlichkeit unterdrückte«.

Darin stimmten die Mitglieder ihrer Gruppe mit ihr überein. Es traf sich, daß ein Mann zu dieser Gruppe gehörte, der just zur selben Zeit an denselben Orten wie Jutta auch bereits einmal »gelebt« hatte. Er konnte sich sehr gut an sie erinnern. Vor allem daran, daß er sie »bereits damals heftig begehrt« hatte. Vergeblich allerdings, denn er gehörte damals ».. dem falschen Stand an, war einfacher Landmann« und Jutta ein »Edelfräulein«. Was ihnen im früheren Leben verwehrt war, holten die beiden nun nach, »... weil es wichtig war, herauszufinden, wie es hätte gewesen sein können«, behauptet Jutta und fügt hinzu: »Das hat mit ehelicher Treue nichts zu tun, denn ich betrüge meinen Mann ja nicht wirklich, für mich ist das eine transzendente Bewußtseinsmachung.« Die im gegenwärtigen Leben zu einem Schwangerschaftsabbruch führte.

Juttas Mann reagierte ».. mit blankem Zynismus. Der hat gesagt, da könne man mal sehen, wie überlebensfähig Sperrriien sind. Der war keinem vernünftigen Argument zugänglich.« Statt dessen verlangte er von Jutta, daß sie »diesen Unsinn« lassen solle. Vergeblich. Denn der Spiritismus war für seine Frau längst ein Mittel geworden, sich zu befreien. Vom »Joch der alten Einengungen, diesen überkommenen

Rollenmustern«, vom »... Zwang der Ehe schlechthin, denn in einer richtigen Partnerschaft, einer gleichberechtigten, muß ich mich ganz selbstverständlich verwirklichen können«.

Einmal auf den Geschmack des Verwirklichens gekommen, beschloß Jutta, dies jetzt radikal zu tun. Sie stellte ihren Mann vor die Alternative, »... mich zu lassen, mich zuzulas-

sen, oder erst einmal eine Zeitlang getrennt von mir zu leben«. Sie entschieden sich »... in einem langen, nicht sehr befriedigenden Gespräch« für die zweite Lösung. Jutta zog aus und »...erprobte noch einmal alles, was ich früher bereits erlebt hatte, was aber in mir zugeschüttet war«. In ihr zugeschüttet und »von meinem Mann unterdrückt« war in erster Linie ihre Sexualität, Die entdeckte sie jetzt »völlig neu«. Und »... es war berauschend, einfach atemberaubend. Ich habe immer gewußt, daß ich das alles schon einmal gemacht hatte. Es war prickelnd, es nun ganz bewußt zu erleben.« Die Leitung ihrer Schule sah das anders und Jutta mußte sich versetzen lassen. Vor allem, weil sie sehr frei über ihre »Erfahrungswerte« gesprochen hatte. Die Qualität dieser Erfahrungswerte veranlaßte Jutta, Artikel zu schreiben und sie den entsprechenden Publikationen anzubieten. Wo sie mit großem Interesse aufgenommen wurden. In einer sehr freizügigen Illustrierten konnte sie eine ganze Artikelserie loswerden, »... was mich sehr ermutigt hat, denn es kamen massenweise Zuschriften von begeisterten Leserinnen. Und da habe ich festgestellt, daß es sehr viele Frauen gibt, denen es ähnlich ergeht wie mir. Natürlich können Männer damit nur sehr schlecht umgehen. Sie müssen erkennen, daß unsere Gefühle viel tiefer sind, als die ihren. Daß wir über geheimes Wissen verfügen. Und davor haben Männer Angst. Das nimmt ihnen ihre angebliche Überlegenheit. Deshalb sind ja auch so viele Frauen als Hexen verbrannt worden. Vor allem Hebammen.«

Was das mittelalterliche Verbrennen von Hebammen betrifft, argumentiert Angelika ähnlich. Auch sie hat ihre Erfahrungen mit Spiritismus und Esoterik. Allerdings geht sie in der Öffentlichkeit behutsamer damit um, wohl wissend, daß »... dies nicht jedermanns Geschmack ist«. Aber auch sie ist sich »...ziemlich sicher, daß ich schon einmal, mindestens einmal, gelebt habe. Wenn ich Bücher lese wie >Die Nebel von Avalon< oder »Der Besessenes dann kann ich mich ganz deutlich an Dinge erinnern, die ich damals erlebt haben muß.

Es ist so eine Art Aha-Effekt, ich hatte es die ganze Zeit über gewußt, aber es war in mir verschüttet.«

Viele der Befragten sind inzwischen auf die eine oder andere Art »gruppensüchtig«. Da kommt es dann kaum mehr auf die Inhalte an. Gefragt ist einzig das Zusammengehörigkeitsgefühl, »die Harmonie in der Gemeinschaft«. Denn nach Harmonie streben sie alle. Frau hat sich ja nicht von ihrem Partner/ Ehemann getrennt, weil eitel Harmonie herrschte, sondern das genaue Gegenteil.

Also hat sie sich aufgemacht, sich selbst zu verwirklichen, harmonisch zu leben, mit sich und der Welt zufrieden. Vor allem mit sich selbst. Ihr soll es gut gehen, die Wünsche des Partners haben da hinten zu stehen. Schließlich hat es der Ehemann/ Partner aus ihrer Sicht ja nicht geschafft, sie glücklich zu machen. Hat sie ihr Leben mit ihm nicht genau so leben lassen, wie sie das wollte und wie es für ihr Harmoniebedürfnis unabdingbar war.

Frauen, die sich nach emsiger Lektüre und fleißigem Besuch »ihrer« Gruppen zu diesem Standpunkt hin »entwickelt« haben, merken gar nicht mehr, daß sie in der Tat einer Sucht nachgeben. Ein gutes Beispiel ist Johanna H., 41 Jahre alt, geschieden, Mutter zweier Töchter. Sie ist Beamtin in einer hessischen Großstadt und »eine echte Gruppenveteranin, aus Leidenschaft«, wie sie sagt.

»Als das erste Mädchen da war, bin ich natürlich in eine Stillgruppe gegangen, weil ich Probleme hatte. Man ist ja allein doch ziemlich hilflos und von meinem Mann kam nicht viel rüber. Der hat nur gesagt, wenn mir die Brust weh tut, soll ich dem Kind halt die Flasche geben. Aber das wollte ich nicht.«

In der Stillgruppe lernte Johanna eine Frau kennen, die sich intensiv mit Esoterik beschäftigte und »... was die zu erzählen hatte, war schon toll«. Also begann Johanna, sich mit Esoterik auseinanderzusetzen. »Ich lernte sehr schnell, welche Defizite ich hatte. In der Gruppe haben wir dann versucht, die Ursachen dafür herauszuarbeiten. Und wir stellten

fest, daß sehr vieles durch meinen Mann passierte. Daß er Druck auf mich ausübte, mich daran hinderte, mich frei zu entfalten.«

Doch wie sie diesem Druck entgehen sollte, war Johanna zunächst nicht klar, denn zu Hause ».. .lief eigentlich alles ganz normal. Da war nur dieses ständige Unbehagen. Aber mit meinem Mann konnte ich darüber nicht reden, der hat immer nur verständnislos den Kopf geschüttelt.«

Folgerichtig nahm Johanna ihn zu ihren Gruppenabenden mit. »Ich habe damals eine Rückführungstherapie gemacht. Das ist wie in Trance, dabei kann man sich sogar an Dinge erinnern, die einem vor der Geburt passiert sind. Aber mein Mann hat darüber gelacht und das als Humbug abgetan.« Johanna ließ sich davon nicht beirren. Auf »der Suche nach mir selbst« probierte sie einen Tantra-Kurs aus, ».. .weil es zu Hause mit meinem Mann jetzt nicht mehr so richtig klappte. Entweder hat uns das Baby auf Trab gehalten oder wir haben nächtelang diskutiert und dann war er müde.« Bei einer Tantra-Lehrerin in Wiesbaden belegte Johanna ohne Wissen ihres Mannes zwei Wochenendseminare, ihre Tochter brachte sie einstweilen bei ihrer Mutter unter, zu der sie angeblich fuhr, um sich vom Familienstreß zu erholen. Weil die Seminare »... sehr realistisch abliefen, wir haben uns, um wirklich frei zu werden, nicht nur mit der Theorie begnügt«, infizierte sich Johanna am zweiten Wochenende mit einer venerischen Krankheit. Und weil sie zu Hause das frisch Gelernte sogleich mit ihrem Mann ausprobierte, steckte sie ihn auch an.

»Es war furchtbar. Ich wußte ja nicht, wo ich den Tripper her hatte. Und mein Mann natürlich auch nicht. Selbstverständlich habe ich zuerst ihn beschuldigt. Es flogen wirklich die Fetzen. Er hat mich regelrecht verprügelt. Später, als er dann im Bett lag und schlief, habe ich den Fernseher auf ihn geworfen, zum Glück daneben.« Die Angelegenheit klärte sich erst, »... als aus Wiesbaden der Anruf kam, daß sich noch andere Teilnehmer angesteckt

hatten, und daß ich doch dringend einen Arzt aufsuchen sollte.« Da war indes bereits schwerer Schaden entstanden, denn: »Mein Mann hatte gesagt >ich hab' mir bestimmt nichts geholt!«, er hat nicht gesagt >ich habe mit keiner anderen Frau geschlafen<.«

Obwohl es also Johanna war, die ihren Mann »betrogen« hatte, glaubte sie nun, daß er sie betrügen würde. Ihren eigenen Betrug wertete sie nicht als solchen, im Gegenteil, sie hatte ja »... etwas unternommen, um die Ehe wieder harmonischer zu machen«.

Wegen »der Kälte daheim« besuchte Johanna noch intensiver als vorher ihre Gruppen. Dort fand sie jene Harmonie und Wärme, die ihr zu Hause fehlte. Außerdem vermittelten ihr die anderen Gruppenmitglieder das Gefühl, im Recht zu sein. Und so begann der Krieg. Natürlich kämpfte ihr Mann auf verlorenem Posten, denn Johanna war bestens gerüstet und ».. .wenn Otto unsere Probleme auf den Tripper reduzieren wollte, habe ich ihm klar gemacht, daß dies ja völlig nebensächlich war, daß unsere Probleme viel tiefer lagen. Und ich habe versucht, sie mit ihm aufzuarbeiten.«

Das konnte nicht gelingen. Johannas Mann war einfach überfordert. Er wurde mit Dingen konfrontiert, die bislang in seiner Ehe keine Rolle gespielt hatten und die ihm nun als übergroße Hindernisse für eine harmonische, erfüllte Beziehung vorgehalten wurden. Er reagierte mit Flucht.

»Plötzlich fing er an, Überstunden zu machen. Und anschließend ist er mit Kollegen in Kneipen gezogen. Wenn er dann nach Hause kam, fiel er regelrecht ins Bett und schnarchte wie ein Teufel. Das war natürlich kein Zustand. Ich habe ihn vor die Wahl gestellt, entweder im Wohnzimmer zu schlafen, oder ich würde zu meiner Mutter ziehen. Und so ist er ins Wohnzimmer gezogen.«

Die Beziehung besserte sich, als Johannas Tochter einen Kindergarten besuchte, und sie selbst ».. .wieder anfang zu arbeiten. Wir hatten schon immer vorgehabt zu bauen und dazu brauchten wir mein Gehalt.«

Durch die Baupläne fand Johanna kaum noch Zeit für ihre Gruppen. Das Familienleben pendelte sich wieder ein, es wurde sogar wieder ganz freundlich. »Wir hatten ein gemeinsames Ziel vor Augen und so gerieten die Streitereien praktisch in Vergessenheit.« Als das Haus stand und bezogen war, wurde Johanna wieder schwanger. »Ich habe mich riesig auf das Kind gefreut, und Otto auch, wir waren richtig glücklich.«

Nach der Geburt klappte es jedoch mit dem Stillen wieder nicht so recht und Johanna besuchte erneut ihre Gruppe. Die gab es zwar nicht mehr in der alten Zusammensetzung, aber die Esoterik-Anhängerin war wieder da, die auch gerade neuerlich Mutter geworden war. Natürlich war die Wiedersehensfreude groß.

Zu ihrer Überraschung erfuhr Johanna, daß der Sohn ihrer alten Bekannten in einem früheren Leben ein berühmter ägyptischer Feldherr gewesen war. Das hatte ein Reinkarnations-Seher aus seinen Geburtsdaten errechnet. Zunächst »mehr aus Jux« besuchte Johanna diesen Reinkarnations-Seher ebenfalls. Sie wollte wissen, »... ob ich denn auch eine berühmte Tochter geboren habe«.

Natürlich hatte sie. Gegen DM300, Gebühr versicherte der Reinkarnations-Seher Johanna, daß ihre Tochter Edelfräulein am Hofe Ludwigs XIV. gewesen war. Freudestrahlend eilte Johanna nach Hause, um ihrem Otto davon zu berichten, »...doch der hat mich nur ausgelacht und gesagt, ich solle nicht wieder mit dem Unsinn anfangen«.

Auf eine »nette und witzige Art« gelang es Otto sogar, seine Frau davon zu überzeugen, daß das »alles nur Geschäftemacherei« sei. Doch dann traf sie in der Stillgruppe ihre Freundin wieder und »... die wollte natürlich wissen, wie es gelaufen war, also habe ich es ihr erzählt«.

Von der Skepsis ihres Mannes erzählte Johanna auch. Und wurde prompt aufgefordert, zusammen mit ihrer Freundin einen esoterischen Zirkel zu besuchen. Das tat sie, heimlich zunächst, aber schon recht bald war sie von dem, was sie in

diesem Zirkel hörte, überzeugt. »Damit habe ich dann meinen Mann konfrontiert, es gab einen unglaublichen Krach. Er hat sogar gedroht, mich rauszuwerfen. Aus dem Haus, das zur Hälfte mit meinem Geld gebaut war. Da gingen bei mir alle Alarmglocken an.«

Die Freundin wußte Rat: in Form einer Selbstfindungsgruppe. »Dort haben sie mich erst mal wieder aufgebaut, denn ich war doch ganz schön kaputt, nachdem mein Mann mir das angedroht hatte.«

Überzeugt davon und von der Gruppe darin bestärkt, daß sie »... ein Recht darauf habe, mein Leben so zu führen, wie ich das für richtig halte, ohne mich darin unterdrücken zu lassen«, ging Johanna daran, sich und ihre Zukunft finanziell abzusichern. »Ich wollte nicht erpreßbar sein, wollte einfach nicht, daß mein Mann mir seinen Willen aufzwingt.« Sie drängte auf einen Gütertrennungsvertrag und »... zu meiner Überraschung ging er darauf ein«.

So abgesichert, widmete sich Johanna mehr und mehr ihrer »Gruppenarbeit«. Dabei lernte sie alles über Tarot, über Pendeln, die magische Wirkung von Kristallpyramiden und ähnliche Dinge. Auch wurde sie Kundin einer Schweizer Computerastronomiefirma, bei welcher sie sich Monats-, Jahres- und Lebenshoroskope erstellen ließ. Nicht nur für sich, auch für ihre Familie. »Das war sehr interessant, vor allem, was die über meine Töchter geschrieben haben.« Und richtig »... böse wurde er, als ich mit dem Horoskop der Älteren in den Kindergarten gegangen bin, damit die Erzieherinnen besser mit dem Mädchen umgehen konnten«.

Otto warf seiner Frau vor, nicht nur sich selbst, sondern auch ihn und die ganze Familie zum Gespött zu machen und

verlangte von Johanna, sich zwischen ihm oder »dem Hokusfokus zu entscheiden«.

In der Gruppe wurde daraufhin befunden, daß er »in typisch männlicher Art« seine Machtbefugnisse überschreite. Johanna dürfe dies »...auf keinen Fall hinnehmen«, sich nicht »unterbuttern lassen«.

Eine Scheidung ließ sich nicht mehr vermeiden. »Es wurde eine Schlammschlacht, als es um das Sorgerecht ging. Da hat er mir dann meine angebliche Spinnerei vorgeworfen. Aber ich habe die Kinder trotzdem gekriegt.«

Sie bekam auch das Haus, weil sie durch eine Erbschaft ihren Mann ausbezahlen konnte. »Da bin ich mir dann plötzlich unheimlich allein vorgekommen.«
Trost und Anschluß

suchte und fand Johanna bei ihren diversen Gruppen. Wann immer sie einen Mann kennenlernte, »... habe ich ihm gleich gesagt, was für mich wichtig ist, und worauf ich bestehen muß«. Was die Beziehungen stets zu einem schnellen Ende brachte.

»Viele Männer sind eben nicht reif für eine emanzipierte Frau«, resümiert Johanna. »Da muß sich noch sehr viel ändern.« Weil sie »... daran mitarbeiten, Frauen nicht allein lassen« will, hat sie inzwischen selbst Gruppen gegründet, einige sogar über Zeitungsanzeigen. Außerdem arbeitet sie nebenberuflich als »Familien- und Lebensberaterin«. Einen Lebensgefährten hat sie nicht wieder gefunden. »Entweder sehen Männer in mir so eine Art Übermutter, oder sie sind scharf auf mein Haus. Auf solche Typen kann ich verzichten.«

Da Johanna aber nicht völlig auf Mann verzichten will, besucht sie von Zeit zu Zeit eine Tantra-Gruppe. Dort hat sie auch eine Freundin gefunden, mit der sie eine Wohngemeinschaft erproben will, weil »... Frauen einfach reifer sind für spirituelle Dinge. Sie lassen sich viel mehr Freiräume, engen sich nicht so ein, lassen vor allem mehr Gefühle zu und klammern nicht.«

Auch heute noch ist Johanna absolut davon überzeugt, richtig gehandelt zu haben, macht für ihre gescheiterte Ehe ihren Mann verantwortlich und kann nicht verstehen, daß ihre Kinder immer »häufiger und länger« beim Vater sind. Sie bedauert dies, hat auch »oft ein unbestimmtes Gefühl der Einsamkeit«. Wenn dies zu stark wird, findet sie »Trost in meiner Gruppenarbeit«.

Ihre vielfältigen Gruppenerfahrungen faßt Tanja O. so zusammen: »Ich wollte alles über Männer wissen.« Daß sie dies ausgerechnet in Frauengruppen herauszufinden versuchte, begründet sie damit, daß »...Männer den Frauen ja doch immer nur etwas vormachen, eine Rolle spielen, sich nie wirklich natürlich geben«.

Tanja ist eine sehr gutaussehende, selbstbewußte junge Frau von 27 Jahren. Als Geschäftsführerin eines Handarbeitsladens geht es ihr finanziell gut. Sie hatte bereits früh, mit 17 Jahren, geheiratet und wurde mit 21 geschieden, »...da war der Lack ab vom Märchenprinzen. Ich war unglaublich enttäuscht, habe mich gefragt, was ich denn falsch gemacht haben könnte. Nervlich hat mich das so belastet, daß ich zunächst eine Therapie machen wollte. Aber dann bin ich in eine Frauengruppe gegangen und das hat mir sehr geholfen.« Ihren »Märchenprinzen« hatte Tanja mit 15 Jahren kennengelernt, es war ihr Klassenlehrer. Dieser war von der ausgezeichneten Schülerin sehr beeindruckt, verliebte sich in sie und zwei Jahre später, unmittelbar nach Tanjas Abitur, heirateten die beiden. Da war der »Märchenprinz« gerade doppelt so alt wie seine Frau. Während des ersten Jahres war die Ehe »die reinste Wonne«. Tanja bewunderte ihren Manfred und wollte »...eigentlich nichts weiter sein, als sein perfektes Weibchen«. Doch damit war Manfred nicht zufrieden, ein Weibchen war ihm zu wenig, seine Frau sollte »etwas werden«. Weshalb er auch Tanjas Wunsch nach einem Kind ablehnend gegenüberstand. »Ich sollte erst einen ordentlichen Beruf erlernen, Karriere machen.«

Manfred schlug vor, daß Tanja eine Lehre als Bankkauffrau durchlaufen solle und sie stimmte »schweren Herzens« zu. Ganz offenbar begriff sich Manfred auch in seiner Ehe als Lehrer seiner Frau, als eine Art Manager, der sie nach der Schule durch ihr Leben führen wollte. Er erwartete neben einem »perfekten Weibchen« auch eine »beruflich engagierte, vor allem erfolgreiche Frau. Der hat ganz genau geplant, was ich wann wie zu machen hatte.«

Zunächst fügte sich Tanja auch den Wünschen ihres Mannes. Aber die Doppelbelastung Familie und Beruf war für das junge Mädchen zu viel. »Natürlich habe ich ganz zwangsläufig den Haushalt schleifen lassen und irgendwann wurde Manfred böse, nannte mich eine Schlampe. Er hat zwar

versucht, mir im Haushalt zu helfen, aber er ist dafür absolut untalentierte.« Also wurde eine Haushaltshilfe engagiert und zunächst schien auch alles gut zu gehen, doch »... Manfred hat anscheinend übersehen, daß ich ja praktisch Lehrling war und nicht schon Filialleiterin. Er hat mich ständig angetrieben. Ich mußte Fachliteratur ochen und ackern wie eine Sklavin, wie seine Sklavin.«

In dieser außerordentlich schwierigen Situation fand Tanja Hilfe und Trost bei einer Kollegin, mit der sie sich rasch anfreundete und der sie sich anvertraute. Die Freundin, zehn Jahre älter als Tanja, »... hat eines Tages gesagt, sie würde mal mit Manfred reden, um ihm die Flausen auszutreiben«. Bei diesem Gespräch entdeckte die Freundin in Manfred offenbar eine verwandte Seele, denn kurze Zeit später war sie seine Geliebte. Tanja merkte zunächst nichts, außer, »... daß der Druck seitens meines Mannes auf mich nachließ «.

Ihre Freundin kümmerte sich »... wie eine ältere Schwester um mich. Sie riet mir auch, Manfred gegenüber selbstbewußter zu werden, mich zu emanzipieren.«

Tanja versuchte es. Mit Erfolg, wie es schien. Ihr Mann »...akzeptierte, daß ich meine Freiräume brauche, daß er mich nicht wie eine Schülerin gängeln konnte«.

Vom Streß der Erwartungshaltung ihres Mannes weitgehend befreit, konzentrierte sich Tanja wieder mehr auf ihre Ehe. Und erlebte eine Überraschung, denn »... da lief kaum noch was. Mein Mann war jetzt häufig abends unterwegs, hatte Sitzungen, Termine, Besprechungen.« Monate zuvor war ihr dies »... gar nicht aufgefallen, weil ich viel zu sehr mit meiner Arbeit beschäftigt war«.

Tanja nahm sich den Rat ihrer Freundin zu Herzen, entsprechend »... meines Alters zu leben und auch mal allein wegzü-

gehen, in eine Disco oder so«. Richtigen Spaß an diesen Tanzabenden fand sie jedoch nicht. Wenn schon ausgehen, dann wollte sie dies zusammen mit ihrem Mann. Nur, der hatte zu tun, war anderweitig beschäftigt. Und so stürzte sich Tanja ganz von selbst wieder in ihre Arbeit, tat all das freiwillig, wogegen sie sich zuvor gesträubt hatte. »Ich habe meine Lehre als Beste beendet und war unheimlich stolz. Wir hatte eine kleine Feier in der Bank, zu der auch mein Mann kam, es war wunderschön und ich war sehr glücklich.«

Um privat noch etwas weiterzufeiern, luden Tanja und Manfred die Freundin zu sich ein. Es wurde »ein feuchtfröhliches Fest«, nach welchem die Freundin nicht mehr nach Hause fahren konnte und deshalb im Wohnzimmer auf der Couch nächtigte. »Dort habe ich dann die beiden am frühen Morgen erwischt.«

Tanja war »zu müde und auch zu verkatert«, um eine große Szene zu machen. Sie bestand allerdings darauf, daß ihre »Freundin« sofort das Haus verließ. Als sie dann gegen Mittag mit ihrem Manfred sprechen wollte, erlebte sie eine »... totale Überraschung. Der hat mir ganz ruhig gesagt, daß er schon seit anderthalb Jahren mit Sabine schläft und daß er sie liebt. Sie würde außerdem auch besser zu ihm passen, schon rein altersmäßig.« Völlig überrascht von dieser Eröffnung, erlitt Tanja einen Nervenzusammenbruch. Tagelang war sie nicht ansprechbar. Außerdem »... entwickelte ich eine panische Angst davor, zu meinem Arbeitsplatz zurückzukehren, denn dort hätte ich ja Sabine getroffen und das ganz bestimmt nicht ausgehalten«.

Es war Sabine, welche jetzt die Dinge in die Hand nahm. Sie tat es ganz in der Rolle der guten Freundin, der älteren Schwester, bat Tanja um Entschuldigung, setzte ihr aber gleichzeitig »... sehr sachlich auseinander, daß ich eben Pech gehabt hätte. So etwas käme immer wieder vor, in Tausenden von Familien. Und sie riet mir, die Scheidung einzureichen.« Von ihrem Mann allein gelassen und wider die Vernunft auf ihre »Freundin« hörend, ging Tanja zu einem Anwalt. Ihre

Ehe wurde »problemlos« geschieden. »Was mich dann aber wirklich fertiggemacht hat, war der Triumph meiner angeblichen Freundin. Die hat mich regelrecht ausgelacht und war drei Monate später mit meinem Mann verheiratet.«

Zunächst einmal suchte Tanja die Schuld bei sich, weshalb sie »eine Therapie machen wollte«. Sie entschied sich nach einigem Überlegen jedoch für eine Frauengruppe, die »Trennungssängste aufarbeitete« und von einem kirchlichen Sozialdienst veranstaltet wurde. »Wir haben uns dort gegenseitig unsere Schicksale erzählt und die Offenheit, mit der das geschah, hat mir sehr geholfen. Aber weil Ursachen ja tiefer liegen, sind wir alle der Meinung gewesen, daß wir unsere Verflorenen analysieren müßten.«

Das Ergebnis dieser Analyse faßt Tanja heute so zusammen: »Es gibt nur zwei Bereiche, in denen ein Mann unbedingt der Beste sein will, im Bett und am Steuer seines Autos. Also muß man die Kerle im Glauben lassen, verkehrsmäßig die Größten zu sein.«

Solchermaßen auf die Zweisamkeit in einer Partnerschaft eingestellt, tut Tanja jetzt alles, um Männern »den ihnen gebührenden Platz« zuzuweisen, das heißt, sie läßt einen Mann an ihrer Seite nur soweit zu, »...als er bereit ist zu akzeptieren, daß ich mein eigenes Leben führe, allein für mich verantwortlich bin und daß dies auch so bleiben soll«. Und weil der Stachel des Mißtrauens immer noch so tief in ihr sitzt, macht es ihr »... ein mordsmäßiges Vergnügen, verheiratete Männer anzumachen«. Warum soll anderen erspart bleiben, was ihr widerfuhr?

Rache also auch hier, angetrieben von einem wütenden Egoismus. Nur, und dies zeigte sich erst nach langen Gesprächen, es gibt da doch einen Mann in Tanjas Leben. Er ist 25 Jahre älter als sie und ihm gehört das Handarbeitsgeschäft. Außerdem ist er verheiratet. Auf insistierende Fragen zu diesem Tatbestand verweigerte Tanja die Antwort, sagte aber, in einer Art Trotzreaktion: »Ich muß schließlich an die Zukunft denken.«

Daß Frauen vielfach härter, leidensfähiger, auch grausamer sein können als Männer, ist bekannt. Bei meiner Untersuchung fiel mir auf, daß diese so selbstbewußten, ihren Egoismus auslebenden Frauen offenbar ständig Grenzen suchen und damit einem sehr infantilen Trieb nachgeben. Es geht ihnen darum, herauszufinden, wie weit sie »beim Mann

gehen können«, ohne sich der Folgen bewußt zu sein.

Es kann unmöglich ausbleiben, daß »der Mann« früher oder später zurückschlägt. So wie die Dinge liegen, wird er es auf eine höchst massive, sehr polemische Art und Weise tun. Und darf sich des Beifalls gewiß sein. Auch des Beifalls von Frauen. Was den Schaden für ein gedeihliches Miteinander der Geschlechter, welchen die Kaputtmacher-Frauen ohnehin bereits angerichtet haben, noch vergrößert. Als Ramona P., 44 Jahre alte Kauffrau, ihre zweite Scheidung hinter sich hatte, »ohne seelischen Schaden zu nehmen«, sah sie sich munter nach einem dritten Partner um.

»Ich bin in einen Single-Club gegangen, weil das doch eine zwanglose Art ist, jemanden kennenzulernen.« Es klappte jedoch nicht so recht. »Die waren alle auf der Suche, ohne eigentlich genau zu wissen, was sie wollten. Vor allem waren die durchwegs beziehungs geschädigt. Ich hatte meine Ehen abgehakt und Ende.«

In dem Single-Club lernte Ramona eine andere Frau kennen, Iris, 42 Jahre alt, geschieden, eine Tochter. Iris »...fand es stark, wie leicht Ramona mit ihren Trennungen umgehen konnte«, ohne danach heftige »Trauerarbeit zu verrichten«. Die beiden kamen sich näher, erprobten für eine kurze Zeit auch gleichgeschlechtliche Beziehungen, die indes »nicht sehr erfolgreich« waren. Ein weiteres Ergebnis ihrer Freundschaft war für beide, daß »...wir herausfinden wollten, was wir falsch gemacht hatten«. Also suchten und fanden sie Anschluß zu Frauengruppen. Ramona: »Da habe ich dann gelernt, wie blauäugig ich bislang durch die Welt gegangen war. Das Hinterfragen von Ursache und Wirkung hat mir ganz neue Perspektiven eröff-

net.« Die Kauffrau ist eine leidenschaftliche und begabte Tänzerin, die auch schon auf mehreren Turnieren erfolgreich war. Ihr sportlicher Ehrgeiz veranlaßte sie, sich immer bessere Partner zu suchen, ohne Rücksicht auf jene, mit denen sie gerade zusammen war. In realistischer Selbstkritik gestand sie sich ein, ihre Beziehungen dem Sport unterzuordnen. »Man kann nicht alles haben, und man muß wissen, was einem wirklich wichtig ist«, befand sie.

Daß ihre Ehen an ihrem sportlichen Ehrgeiz gescheitert waren, hatte sie gelassen hingenommen. In der Gruppe lernte sie jetzt, daß dies völlig unnötig und einzig Schuld ihrer Männer gewesen war. »Die hatten kein Verständnis für mich, haben geklammert in typisch männlichem Besitzdenken.«

Und »... plötzlich merkte ich, daß mir etwas fehlt«, daß sie nicht dafür geschaffen war, allein zu leben. Sie hatte Sehnsucht nach einer Partnerschaft, aber »... nach einer richtigen, einer, in der ich sein darf«. Ein Mann, der in einer Beziehung das gleiche Recht für sich beansprucht, kann folglich nicht der richtige sein.

Hier offenbart sich eine, durch beinahe schon verzweifelte Schuldzuweisung an »den Mann«, verbogene Denkungsweise, die jede normale Beziehung zwischen den Geschlechtern unmöglich macht. Ein »Alles oder Nichts«-Denken, eine totale Unfähigkeit zum Kompromiß. Hier werden keine Partner gesucht, sondern Leibeigene.

Eine derartige Charakterisierung ihrer Partner weisen diese Frauen jedoch weit von sich, denn sie suchen ja den »Traummann«. Und der ist selbstbewußt, erfolgreich, auch dominant, macht seinen Weg, ohne von größerer Rücksichtnahme angekränkelt zu sein. Im Umgang mit »seiner Frau« soll er dann aber offenbar das genaue Gegenteil darstellen. Das kann nur zu einer Jagd auf gespaltene Persönlichkeiten führen. Und solche will frau ganz bestimmt nicht.

Gruppenarbeit, daran gibt es überhaupt keinen Zweifel, ist in sehr vielen Fällen durchaus positiv. Leider gibt es aber auch einige negative Aspekte und gerade was die Aufarbeitung

zwischenmenschlicher, partnerschaftlicher Probleme betrifft, überwiegen die negativen. Dies ist offenbar Strukturbedingt.

Wenn eine Frau in ihrer Gruppe lernt, »...mich anzunehmen, so wie ich bin«, und damit ihren Egoismus schärft, führt dies zwangsläufig dazu, dem Partner die Schuld am Scheitern der Beziehung anzulasten. Keine einzige der von mir befragten Frauen war bereit, wenigstens Teilschuld zu übernehmen. Angelika hat hier eine besonders einfache Argumentation parat: »Es hat so kommen müssen. Mein

Mann wollte das nicht sehen, er hat verdrängt.« Für einen Mann/ Partner ist es nachgerade unmöglich, dagegenzuhalten.

Noch zerstörerischer jedoch wirkt Gruppenarbeit, wenn sie »aufarbeitet«. Denn dieses Aufarbeiten gerät fast ausnahmslos zu einer unendlichen Geschichte. Und in diese wird der Mann verstrickt. Frau möchte mit ihm selbstverständlich »seine Defizite aufarbeiten«. Immer und immer wieder.

Mit der vorhersehbaren Konsequenz, daß die Beziehung/ Ehe an diesem »Aufarbeiten« endgültig zerbricht.

In ihrer ersten Ehe stellte Renate R., 41 Jahre alt, zwei Söhne, medizinisch-technische Assistentin an einer Universitätsklinik, nach einer heftig ausgelebten Karnevalssession fest, daß sie schwanger war. Sie wußte allerdings nicht mit Bestimmtheit, wer für die Vaterschaft in Frage kam. In einer Zeit, als sexuelle Freizügigkeit im Lande boomte und noch niemand an Aids dachte, fand sie das nicht weiter tragisch. Sie führte mit ihrem Mann eine »sehr offene, freie Ehe«.

Wenige Wochen nach der Niederkunft mußte sie feststellen, daß ihr Mann eine Freundin hatte, »... mit der es ernster war, als sonst«. Und Renate entdeckte die Eifersucht. Vor allem deshalb, »...weil er mir das während der

Schwangerschaft angetan hatte«.

Ihr Mann versuchte sie zu beschwichtigen, »... das sei

nichts anderes, als mit den üblichen Freundinnen, hat er gesagt«. Und er machte mit dieser Partnerin auch »Schluß«. Nach einiger Zeit aber »hatte er wieder eine Freundin«. Renate »reagierte sauer«.

Da erinnerte sie ihr Mann daran, daß sie beide übereingekommenn waren, eine »offene Ehe zu führen«, und fragte, weshalb sie denn zwischenzeitlich nicht auch wieder mal einen Freund gehabt hatte.

»Ziemlich verduzt« berief sich Renate auf den kleinen Sohn, doch ihr Mann wollte dies nicht als Hinderungsgrund gelten lassen. »Da kam ich mir auf einmal unheimlich hilflos vor. Ich wußte nicht, was ich machen sollte. Vor allem konnte ich mit niemandem darüber reden. •<

Auf ihrer Suche nach Hilfe geriet Renate an eine Frauengruppe, die »Partnerprobleme aufarbeitete«. Dort verschwieg sie allerdings, daß sie bis zu ihrer Schwangerschaft »auch kein Kind von Traurigkeit« gewesen war, vielmehr zusammen mit ihrem Mann recht häufig Partnertausch betrieben hatte.

In der Gruppe wurden »die Seitensprünge der Männer« heftig diskutiert - als ausschließlich männliches Problem. Der Umstand, daß auch dazu immer ein Mann und eine Frau gehören, wurde und wird schlicht übersehen. Renate sah sich ganz allmählich nicht mehr in der Rolle einer Partnerin, die des Spiels überdrüssig geworden war, sondern nur noch als Opfer männlicher Sexgier.

Vorhaltungen, die sie ihrem Mann deswegen machte, fruchteten nichts, denn Renate argumentierte falsch. Sie sagte nicht: »Ich habe das zwar anfangs mitgemacht, jetzt will ich es aber nicht mehr.« Vielmehr hielt sie ihrem Mann vor: »Ich habe das nur getan, weil du das ja brauchst.«

Als Retourkutsche hielt ihr Mann ihr vor, daß sie selbst Vorschläge für »ein fröhliches Rudelbumsen« gemacht habe. Im Verlaufe einer dieser Auseinandersetzungen, die bereits nach relativ kurzer Zeit die Form massivster Streitereien angenommen hatten, begründete Renate ihre Ablehnung

damit, daß sie nicht hundertprozentig sicher sei, »...von wem der Sohn ist«.

Und das war es dann.

Zutiefst in seinem männlichen Stolz verletzt, reichte Renates Gatte die Scheidung ein und beantragte gleichzeitig einen Vaterschaftstest. Obwohl die Blutuntersuchung ihn als »Erzeuger« auswies, bestand er auf einem erbbiologischen Gutachten. Mit demselben Ergebnis. Dies änderte jedoch nichts daran, daß die Ehe geschieden wurde.

Die Zeit danach war für Renate »... ganz besonders schlimm. Ich weiß nicht, was ich ohne meine Gruppe gemacht hätte. Dort haben wir meine gescheiterte Ehe gründlich aufgearbeitet.« Nach einiger Zeit voller Selbstzweifel »fing« sich Renate wieder. Sie fand eine Tageskrippe für ihren Sohn und suchte sich eine Arbeit, zunächst in der Praxis eines Gynäkologen. Nach zwei Jahren wechselte sie an die Universitätsklinik und lernte dort ihren jetzigen Mann Peter kennen.

Es war »... nicht die ganz große Liebe, aber wenn man nicht mehr so ganz jung ist und außerdem ein kleines Kind hat, muß man halt die Fakten gegeneinander abwägen«, erzählt Renate. »Ich hatte Peter am Anfang eigentlich nur sehr gern.« Das änderte sich im Laufe der ersten zwei Jahre. Renate wurde wieder schwanger und erlebte »... einen unglaublich fürsorglichen Peter. Er hat sich phantastisch um mich und meinen Sohn gekümmert, war immer da, die Zuverlässigkeit in Person. Plötzlich habe ich gemerkt, daß ich ihn liebe, und das sehr.«

Die Liebe erhielt einen empfindlichen Dämpfer, als Peter nach sechs Jahren Ehe, sein Sohn, Renates zweites Kind, war inzwischen drei Jahre alt, zu einem Klassentreffen fuhr. Zu dem Klassentreffen kam nämlich auch seine Jugendliebe und die war damals gerade seit einem halben Jahr geschieden. Renate: »Als er wieder zu Hause war, hat er mir sofort gesagt, daß er mit ihr geschlafen hat. Natürlich beteuerte er, daß dies nichts weiter zu bedeuten habe und daß es ihm

schrecklich leid täte, aber es sei halt passiert. Ich bin aus allen Wolken gefallen.

Den Sturz aus den Wolken fing Renate in ihrer Gruppe auf. Dort erhielt sie den Rat, den »Seitensprung« Peters gründlich »...aufzuarbeiten, sonst passiert so was immer wieder«.

Und so begann Renate ihren Peter »aufzuarbeiten«. Bei jeder möglichen Gelegenheit sprach sie ihn auf »sein Fremdgehen« an, wollte wissen, wie es überhaupt dazu kommen konnte, was das auslösende Moment gewesen war und wie sie denn jemals sicher sein könne, daß sich derartiges nicht wiederhole.

Zunächst bewies Peter Geduld. »Er hat mir erklärt, daß dies situationsbedingt war, und daß Alkohol eine Rolle gespielt habe, wie das eben auf Klassentreffen oft so ist. Aber dafür, daß es nicht wieder passieren würde, hatte ich nur sein Wort. Ich wollte jedoch mehr, so eine Art Garantie.« Vergeblich versuchte Peter seiner Frau klarzumachen, daß es eine absolute Garantie niemals geben könne, »für nichts auf der Welt«. Und Renate war bitter enttäuscht.

Zwar »...lief es in der Ehe eigentlich immer noch ganz gut«, nur das Aufarbeiten »...wurde nervig. Peter hat gesagt, daß irgendwann Schluß sein müsse, schließlich hätte er mir ja aus freien Stücken davon erzählt.«

Dieses Argument gab Renate zu denken. Peter hätte seinen Seitensprung ja auch verschweigen können. »In der Gruppe haben sie mich aber davon überzeugt, daß man solche Sachen ein für allemal ausmerzen muß. Und das geht eben nur durch aufarbeiten, nicht durch verdrängen.«

Drei Jahre nach »der Sache mit seiner Jugendliebe« war Peter »aufgearbeitet«, er suchte sich ein möbliertes Zimmer und zog aus der ehelichen Wohnung aus. Selbstverständlich vermutete Renate »dahinter eine neue Frau«. Doch dem

war nicht so. Wann immer sie »völlig überraschend« bei Peter auftauchte, er war allein, nirgendwo eine Rivalin. »Außerdem hat er sich nach wie vor ganz reizend um die

Kinder gekümmert, war sehr oft bei uns. Doch wenn die Kinder im Bett waren, ist er gegangen. Er wollte wohl nicht mit mir allein sein.«

Renate dachte daran, die »Sache mit der Jugendliebe abzuhaken« und ihren Peter zu bitten, doch wieder zurückzukommen. Ausgerechnet an dem Abend, als sie zu ihm gehen und dies tun wollte, überraschte sie ihn, wie er sich vor dem Haus, in welchem er jetzt wohnte, von einer »gutaussehenden Frau mit einem Wangenkuß« verabschiedete. Hatte er also doch eine Freundin und war es ihm lediglich gelungen, dies bisher perfekt geheimzuhalten?

»Er hat gesagt, daß es nur eine ehemalige Studienkollegin von ihm war, die er zufällig in der Stadt getroffen hatte, was ich natürlich nicht geglaubt habe.« Und so wurde das »Aufarbeiten« wieder vertieft. Neuer Stoff für die unendliche Geschichte.

Inzwischen leben Renate und Peter seit sechs Jahren getrennt. »Wir hängen immer noch sehr aneinander und es ist so

schade, daß es meinem Mann nicht gelingt, sich durch Aufarbeiten und Hinterfragen von diesen Dingen zu lösen. Wir könnten sonst eine wirkliche Familie sein«, sagt Renate. Ob sie sich denn nicht überwinden kann, die vermeintliche Vergangenheit Peters endlich ruhen zu lassen? »Das hat nichts mit Überwindung zu tun. Das ist eine Frage der Selbstachtung. Wenn er nicht, zusammen mit mir, diese Sachen bereinigen, bewältigen kann, dann hat unsere Ehe keine Zukunft. Wir haben das in der Gruppe immer wieder diskutiert. Peter ist sicherlich kein schlechter Kerl, aber er muß lernen, welche Rechte ich als Frau an seiner Seite habe und wie wichtig ich ihm wirklich bin. Erst wenn wir das geklärt, ausdiskutiert und aufgearbeitet haben, können wir wieder zueinander kommen.«

Aufarbeiten - aber wie?

Die Vielzahl der Anregungen und Erkenntnisse, welche sich Frauen in Büchern, in ihren Gruppen und Zirkeln holen, wollen natürlich »aufgearbeitet« werden. So einfach, eine »Erkenntnis zur Kenntnis zu nehmen« und für sich dann in die Tat umzusetzen, ist das befreite Leben nicht. Alles muß »...ausdiskutiert werden, und dazu muß man erst

einmal offen sein für ein Gespräch«. Vorzugsweise unter Gleichgesinnten, denn sonst sind die Schwierigkeiten zu groß.

Das erinnert an elitäre Debattierclubs, in welchen sich die Mitglieder permanent bescheinigen, wie gut sie doch sind, was aber von der breiten Masse nicht verstanden wird. Dieses Unverständnis zu beseitigen, sind Frauen wie Angelika angetreten. Sie müßte damit »eigentlich bei den Männern anfangen«. Aber sie weiß, welche brotlose Kunst das sein kann. Also widmet sie sich ihren Geschlechtsgenossinnen. Sie »baut sie auf« und »verändert ihr Bewußtsein«, auf diesem Weg trifft sie doch noch ihr Ziel, den Mann als solchen. Angelikas Vorgehen ist im Ansatz gut, denn es wäre für sie und die anderen Frauen durchaus wichtig, »aufzuarbeiten«. Doch was heißt aufarbeiten? Es heißt, ein Problem zu erkennen und durch geeignete Maßnahmen zu beseitigen.

In einer Partnerschaft/ Ehe treten Probleme bündelweise auf. Zum Glück sind die wenigsten schwerwiegend. Aber es gibt auch gravierende. Diese verlangen nach »Aufarbeitung«. Meine Untersuchungen haben mich zweifeln gelehrt, ob

Selbsthilfegruppen hierfür eine gute Möglichkeit sind, weil sie leider immer wieder indoktrinieren.

Ein Problem wird nicht gelöst, indem es verdrängt, abgestrit-

ten, dem Partner zugeschoben wird. Alle Interviewten sind mit einem durchaus richtigen Ansatz in die Selbsthilfe-, Selbsterfahrungsgruppen gekommen, nämlich Fehler auch bei sich zu suchen. Hierfür erwarteten sie sich Hilfe. Statt dessen wurden sie indoktriniert.

Natürlich haben sie es zugelassen, die Indoktrination oft begeistert aufgenommen. Sie konnten in eine neue, starke Rolle schlüpfen und diese leben sie jetzt. Sie gibt ihnen etwas: Sie gestattet ihnen, das Aufarbeiten anderen, dem Ehemann/ Partner zu überlassen, es von diesem zu fordern. Ausschließlich von ihm. Die Frauen haben in den Gruppen nicht diskutieren gelernt, sondern zu streiten und zu siegen. Ihnen wurde kein Partnerschafts-, sondern ein Feindbild vermittelt. Auf Annäherungsversuche der Männer reagieren sie eher harsch, ihre Gesprächs- und Kompromißbereitschaft wurde eingeengt. Angelika: »Wir können über alles reden, aber das wird an meiner Meinung nichts ändern.«

Damit ist einer sachlichen Auseinandersetzung die Basis entzogen. Emotional schafft dieser Satz sofort eine Frontenstellung, er provoziert. Es wird entweder eine Überreaktion ausgelöst, oder ein trotziger Abbruch des Gesprächsversuchs provoziert. Beides verhindert jegliche Annäherung.

Dies ist besonders fatal, weil alle Befragten zu Protokoll gaben, daß es durchaus noch, zum Teil sogar sehr starke, emotionale Brücken zum Partner gibt/ gab, als dieses Stadium der Auseinandersetzung erreicht worden war.

Hier wird ein hoher Preis für Leere bezahlt, obwohl es um das Glück zu zweit geht, um eine Ehe/ Partnerschaft. Um ein, durch eine erfüllte Beziehung, reiches Leben. Auch um eine intakte Familie, in der Kinder mit beiden Elternteilen aufwachsen.

Selbstverständlich sind Kinder kein Grund, eine Ehe/ Beziehung/ Partnerschaft um jeden Preis zu erhalten. Der Preis ist indes Verhandlungssache. Das setzt Verhandeln voraus. Verhandeln kann manchmal heftiges Feilschen sein. Viele Mitteleuropäer haben durch ihre Reisen gelernt, wie reizvoll es sein

kann zu handeln, zu feilschen. Daß es manchmal ein geradezu sinnliches Vergnügen sein kann, mit Intelligenz und Raffinement einen Preis auszuhandeln. Es verschafft Befriedigung. Das Geheimnis liegt darin, Menschen sind sich entgegengekommen. Im Bazar trinken sie dann einen Tee zusammen, oder einen Mokka, besiegeln damit den Kompromiß. Sie

feiern praktisch eine Art Versöhnung in bester Händlertradition. Handeln ist verhandeln.

Diese Fähigkeit ist hierzulande abhanden gekommen. Wo alles seinen festen Preis hat, gibt es nichts mehr zu verhandeln. Man kann nur noch akzeptieren - oder es lassen. Wer nicht akzeptieren will und es dennoch nicht lassen kann, trachtet nach Veränderung, nach Systemveränderung.

Das »männliche System, seine Macht« muß verändert werden. Wo das nicht funktioniert, wird wahllos zerstört. Ob Partner, Kinder, auch die Frauen selbst leiden, spielt keine Rolle. Eine Revolution fordert immer Opfer.

Dabei hat »Aufarbeiten« mit Revolution nichts zu tun. Es geht ausschließlich darum zu verhandeln, »sich aufeinander zu zu bewegen«. »Unsere Welt, unsere Beziehungen und

unsere Sprache« sind nicht deshalb »verschmutzt«, weil »...Männer sich erst einmal selbst kennenlernen« müssen, sondern weil Partner und Partnerin, Frau und Mann sich gegenseitig kennenlernen müssen. In allen Beziehungen und Bereichen. Was ihnen eigentlich leichtfallen sollte, denn sie sind schon zu Beginn des gegenseitigen Kennenlernens durch eines der stärksten Gefühle verbunden, die es gibt: durch Liebe.

Erstaunlich, mit welcher Bereitwilligkeit dies alle Interviewten zugegeben haben und gleichzeitig einräumten, daß

»... da ja immer noch eine ganze Menge ist«, das sie mit dem Partner/Ehemann verbindet. Siegt hier Eigenliebe über Partnerliebe? Stellt sich gar heraus, daß die »starke Frau« in Wirklichkeit schwach ist, weil sie sich Modetrends, Gruppenzwängen, den Erwartungshaltungen Außenstehender unterwirft? Kommt hier, neben Egoismus, welchen die Kaputt-

macher-Frauen alle abstreiten, blanker Hedonismus und Narzißmus, auch Sadismus zum Ausdruck?

Wann immer von »Aufarbeiten« die Rede ist, muß festgestellt werden, daß die meisten Frauen, wie auch Männer, darunter eine Flucht verstehen. Sie bedienen sich hierzu diverser Suchtmittel. Es beginnt mit Nikotin und Alkohol und endet oft bei schwersten Giften wie Kokain oder Heroin. Wo Menschen »beim Aufarbeiten« auf Suchtmittel verzichten, unterwerfen sie sich anderen Verdrängungsmechanismen. Vor allem aber lassen sie keine Kompromisse mehr zu. Standpunkte werden ausgetauscht und jeweils verteidigt, eine Annäherung, das natürliche Ergebnis einer Verhandlung, findet nicht statt.

Rosemarie K. formuliert: »Ich wäre in meinem Freundeskreis unten durch, wenn ich plötzlich auf bürgerliche Vorstellungen umschwenken würde. Außerdem habe ich das alles ja nicht getan, bloß um nach einiger Zeit festzustellen, daß ich mich geirrt habe. Ich bin überzeugt von meinem Tun. Ich habe dafür gekämpft und es war nicht einfach. Da führt kein Weg zurück.«

Und Angelika glaubt: »Ich muß eine völlig neue Basis finden. Das heißt, mein Mann muß dies in seiner Einstellung zu mir tun. Momentan kann ich nur sagen, daß ich vielleicht gar nicht in der Lage bin, in einer Partnerschaft zu leben. Weil diese viel zu einengend ist. Weil meine Persönlichkeit unterdrückt wird. Das bedeutet nicht, daß ich meinen Mann nicht mehr liebe. Aber es ist eine andere Liebe als früher, eine freiere. Ich enge ihn nicht mehr ein und ich lasse nicht zu, daß er mich einengt. Seither kann ich mich ganz anders entfalten. Ich merke das besonders, wenn ich andere Männer treffe. Da mache ich von vornherein klar, was ich will und was nicht und es geht mir gut dabei. Niemand versucht, mich zu vereinnahmen, weder direkt, noch über das Kind, denn auch das ist ja eine beliebte Methode der Männer.«

Zuvor hatte sie, über ihren Griechenland-Urlaub berichtend, noch mitgeteilt: »Ich war sehr froh, daß Wolfgang sich

hinreißend um meinen Sohn gekümmert hat. So konnte ich endlich einfach nur ausspannen.«

Daneben weckte Wolfgang mit der Schilderung seiner »...harten, entbehrungsreichen Kindheit und seinem tragischen Schicksal, er lebte sechs Jahre lang in einer Beziehung, die durch den tödlichen Unfall seiner Partnerin endete«, Angelikas Helfersyndrom. Sie wollte sich um diesen Mann kümmern, »...ihn aufbauen und ihm wieder Lebensmut geben«.

Wieder ein typisches Alibiverhalten, denn alles, was von der eigenen Person ablenkt, wird begierig aufgegriffen und »durchgearbeitet«. Es hilft zu vermeiden, sich mit dem wirklich Wichtigen auseinanderzusetzen. Dies verweigert Angelika mit der Standardbemerkung: »Momentan bin ich dazu noch nicht in der Lage. Ich muß erst wieder zu mir selbst finden, zur Ruhe kommen, ausgeglichen werden.«

Sie versucht es durch Ablenkung, schafft sich dadurch gleichsam einen Panzer. Wird dieser Panzer durchbrochen, fühlt sie sich »... eingeengt, bevormundet, unter Druck gesetzt«. Und wehrt sich.

Aufarbeiten bedeutet aber Dialogfähigkeit.

Ein Dialog kann nicht allein durch den Austausch von Vorwürfen geführt werden. Es muß eine Formel gefunden werden, die es ermöglicht, die Vorwürfe beider Seiten »aufzuarbeiten«.

»Wenn ich meinem Mann sage, wie sehr ich durch unseren Sohn beansprucht werde, welche Schwierigkeiten und Kosten es verursacht, den Kleinen während meines Dienstes, meiner Kurse, meiner Nachsorgen und meiner Frauenarbeit unterzubringen, dann stellt Daniel lakonisch fest, daß ich es war, die gegangen ist. Und daß ich dies vorher gewußt habe. Das ist natürlich keine Basis für ein Gespräch. Er macht sich die Sache zu einfach.« Längst hat Angelika das, was sie sagt, so verinnerlicht, daß sie auch daran glaubt. Und in ihren Gruppen wird sie in diesem Glauben bestärkt. Was verstehen diese Frauen dann unter »aufarbeiten«?

Selbst wenn ihre Ehemänner/ Partner sich dazu bereit fänden, eine Alleinschuld auf sich zu nehmen, würde dies ja nichts ändern. Das räumen diese Frauen durchaus ein. Was also müßte geschehen?

Keine der Interviewten hat gesagt: »Mein Mann/ Partner müßte sich radikal ändern.« Instinktiv haben sie erkannt, daß dies unmöglich ist. Dennoch haben sie für ihre Beziehung/ Ehe Hoffnung und schüren diese Hoffnung auch bei ihren Männern.

Bleibt zu ergründen, warum sich diese Frauen so verhalten. Die Ursachen sind vielfältig. Zwei Drittel der Interviewten haben nie richtig gelernt, mit Streß zu leben, mußten sich nie mit wirklich existentiellen Dingen auseinandersetzen. Diese mangelnde, weil nicht trainierte, Belastbarkeit führt dazu, daß sie unter Streß irrational reagieren, daß sie widerspenstig werden.

Verdrängungsmechanismen greifen. Das Erkennen der eigenen Schwäche wird von sich gewiesen. Abgefedert durch eine behütete, sorgenfreie Kindheit haben diese Frauen stets hinlänglich Muße gehabt, sich mit allen auftretenden Modetrends auseinanderzusetzen, sie entweder mitzumachen oder lediglich interessiert zur Kenntnis zu nehmen.

Ein Ergebnis der zitierten SHELL-Jugendstudie belegt eindeutig, daß alle Trends begierig verfolgt werden, daß eine große Neugierde nach Zeiterscheinungen herrscht. Selbst wer auf den sogenannten Zeitgeist eher zurückhaltend reagiert, will dennoch genau Bescheid wissen, um mitreden zu können.

Auch dabei wird verdrängt. Was andere tun, berührt nicht den eigenen Verantwortungsbereich. Mithin gibt es weder Hektik noch Streß. Gibt es diese Hektik aber irgendwann doch, wird sie geradezu panisch bekämpft. »Ich hatte richtig Lebensangst«, bekennt Angelika, als sie beschreibt, wie sie ihren Mann verließ. Was sie nicht hinderte, mit kühlem Kopf zu planen.

Bequemlichkeit ist ein weiterer Grund. Frau läßt denken und

argumentiert so, wie sie es sich mit Hilfe der Gruppe antrainiert hat. Narzißmus kommt hinzu. Frau ist einfach ganz toll, wie kann der Mann es wagen, ihr irgend etwas zu verweigern.

All diese Gründe verhindern ein Aufarbeiten. Es verursacht Streß, verletzt Eitelkeiten und demontiert den Egoismus. Aufarbeiten ist allerdings die einzige Möglichkeit der Annäherung, die als eine Art psychosoziales Netzwerk im Hinterkopf behalten wird. Dennoch wird eine echte Problembewältigung weit weggeschoben, ersetzt durch »Selbstverwirklichung« und »Selbstbefreiung«, durch »Emanzipation«. Betriebsamkeit tritt an die Stelle von Nachdenklichkeit, Selbstkontrolle und -analyse. In der Hoffnung, daß sich »... die Dinge eines Tages von selbst erledigen. Alles kommt zu dem, der warten kann«, wie Angelika das formuliert. Sind erst einige Jahre ins Land gegangen, die Verbindung dennoch nicht abgerissen - und damit dies nicht geschieht, sind die Frauen zu erstaunlichen Kompromissen, auch zu widersprüchlichem Handeln gegenüber ihrer vorgeblichen Überzeugung bereit, besteht die Hoffnung, daß eine Ursachenforschung über die wahren Gründe für die Krise/ Trennung nicht mehr konsequent betrieben wird. Daß Wunden vernarbt sind.

Dann bleibt in der Erinnerung dieser Frauen der Triumph über den Mann. Gesellschaftlich oder sozial hat nämlich keine Veränderung stattgefunden. Durch Negativbeispiele wurden statt dessen neue, höhere Schranken für eine wirkliche Emanzipation der Geschlechter errichtet.

Davor muß dringend gewarnt werden. Weil diese Frauen in der überwiegenden Mehrzahl Mütter sind. Weil sie, wie Angelika, andere Mütter beeinflussen und damit die Erziehung der Kinder.. Die intelligent kaschierte Predigt für mehr weiblichen Egoismus könnte schlimme Folgen haben. Vor allem für Frauen. Schlägt das Pendel zur anderen Seite aus, trifft es ausschließlich sie. Der Umgang, den destruktive Frauen mit Männern pflegen, trainiert für eine effektive,

berechtigte Gegenwehr. Diese Männer werden beispielgebend sein.

Männer werden antreten und die »...zerstörerischen Formen, mit denen Frauen Männern begegnen« anprangern. Um sich »das Weib Untertan zu machen«.

14

Voraussetzung für das Verhalten der Kaputtmacher-Frauen gegenüber ihren Ehemännern/Partnern ist die Freiheit dieser Frauen, tun zu können, was immer sie wollen. Ihre Ehemänner/ Partner lassen es zu. In völliger Umkehrung der Tatsachen, behaupten diese Frauen, von ihren Männern »nicht gelassen, nicht zugelassen« zu werden.

Für meine Untersuchung war es deshalb wichtig, auch mit den betroffenen Männern zu sprechen. Es zeigte sich, daß nur knapp die Hälfte dazu bereit war und auch diese nur sehr zögerlich. Die meisten rechneten damit auf eine Frau zu treffen, die ihrer jeweiligen Partnerin sehr ähnlich sein würde. Sie gestanden, des »ewigen Kampfes müde« zu sein. Nicht »... schon wieder alles noch einmal durchkauen« zu müssen. Vor allem, weil es ihnen »mittlerweile so sinnlos« erschien. Die Feststellung, daß viele dieser Männer inzwischen hinlänglich »kaputt gemacht« sind, stimmt bedenklich. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß sie selbst »zugelassen haben«, zerstört zu werden. Sie hatten die Möglichkeit sich zu wehren. Sie konnten auch einen radikalen Schlußstrich ziehen. Sie haben es nicht getan. Mehr oder weniger wissen alle ziemlich genau über ihren Seelen- und Gefühlszustand Bescheid, scheuen sich aber, darüber zu sprechen. Die Erfahrungen mit ihren Frauen / Partnerinnen hat sie gelehrt, daß Ehrlichkeit in solchen Dingen meist bestraft wird. Sich dieser Bestrafung zu entziehen, haben sie nicht geschafft. Das empfinden sie als Makel, als Schwäche. Darunter leiden sie.

Mehr noch leiden sie jedoch an dem Unvermögen, mit ihren Frauen/Partnerinnen »ein vernünftiges Gespräch führen« zu können. Sie sind von ihrem beruflichen Umfeld her nicht gewöhnt, »mit Irrationalem überfahren« zu werden. Weshalb sehr viele dieser Männer dazu neigen, ihre Probleme als »lächerlich« abzutun. Die Dinge »nicht so ernst« zu nehmen. Mann gibt sich souverän, überspielt, läßt sich nichts anmerken.

Und tut damit genau das, was ihm von Feministinnen vorgeworfen wird. Was sonst sollte Mann tun? Was sonst hat er gelernt? Er unterwirft sich einer »allgemeinen Erwartungshaltung«, spielt die ihm zugewiesene, die von ihm erwartete Rolle.

Meist spielt er sie schlecht. Weil die Frauen ständig das Drehbuch ändern. Der Mann bekommt fast immer das falsche Stichwort. Und so haspelt er sich wie ein Narr durch seine Rolle. Außer ihm und seiner Ehefrau / Partnerin merkt das zwar kaum jemand, aber es stört und verunsichert ihn doch über die Maßen. Die Frauen nützen seine Unsicherheit gnadenlos aus.

So, wie die Kaputtmacher-Frauen in ihrer Art alle ziemlich ähnlich sind, in ihren Verhaltensweisen und ihrem Rollenverständnis, sind es ihre Männer/ Partner auch. Den Männern fehlt indes die Solidargemeinschaft. Sie sind zudem psychisch so strukturiert, daß die Mehrzahl von ihnen sich einer Solidargemeinschaft gar nicht anschließen würde. Sie sind überzeugt davon, »das selbst schaffen« zu müssen. Haben keine Lust, ihren Seelenmüll »breitzutreten« und vergraben sich deshalb in sich selbst.

Oft ein trostloses Verlies, aus dem sie hin und wieder einen Ausbruchversuch wagen und prompt zurückgetrieben werden. Denn der Mann hat das »Aufarbeiten« ebenfalls nicht gelernt. Vielmehr legt er logisch und schlüssig seinen Standpunkt dar, erwartet dessen Akzeptanz und ist total überrascht, wenn dieser nicht einmal zur Kenntnis genommen wird. Konfrontiert wird er, statt dessen mit »... einem halb-

wahren Vorwurf, der so nicht Bestand haben kann«. Weshalb er versucht, die Dinge »... ins rechte Licht zu rücken, die Angelegenheit auf den Boden der Tatsachen« zu holen. Für eine Frau ist das einfach lächerlich. Keiner der befragten Männer kam mit dieser Ignoranz zurecht: »Da haben wir zigmal eine Sache abgehandelt, haben Einigung erzielt, das Ding ist klar und gegessen. Und dann bringt sie es wieder und tut so, als hätten wir nie darüber gesprochen.« So schildert Brigittes Ehemann Walter das Dilemma. Er nennt als ein Beispiel den farbigen Liebhaber seiner Frau, und ist außerstande einzusehen, daß er selbst es ist, der das Fremdgehen seiner Frau möglich macht, indem er es zuläßt.

Da hat er, auf Wunsch seiner Frau und von Angelika mit Literatur versorgt, »...alles gelesen, was Brigitte von mir verlangte«, hat mit ihr tageund nächtelang diskutiert, sich zu »einer versöhnenden Liebesreise nach Paris« verführen lassen, kümmert sich nach wie vor liebevoll um die Kinder. Und »dennoch ist nichts anders geworden«. Brigitte ist nur etwas diskreter. Walter redet von »meiner Verantwortung« und »meiner Verpflichtung« und übersieht dabei, daß es an ihm ist, Brigitte von »ihrer Verantwortung« und »ihrer Verpflichtung« zu überzeugen.

Er darf ihre Flucht nicht zulassen, darf Brigitte nicht aus der Verantwortung entlassen. Selbst wenn ihm dies zum Vorwurf gemacht wird. Nur weil dieser Vorwurf dann von Brigitte kommt, heißt dies ja nicht, daß er berechtigt ist. Walter muß lernen, sich einem solchen Vorwurf zu stellen, sich mit ihm kritisch auseinanderzusetzen.

Besonders schwer trifft es Männer, die der Nachkriegsgeneration angehören. Ihr gesamtes Weitbild gerät durcheinander. Auch heute noch sind diese Männer kaum in der Lage ein Stück Brot wegzuwerfen, oder ein altes Hemd. Sie horten »für schlechte Zeiten«, haben zum Teil eine »richtige Hamstermentalität«. Dabei wollen sie progressiv und dynamisch sein. Daß dies mit Verhaltensweisen kollidiert, die ihnen während ihrer Kindheit antrainiert wurden, verdrängen sie.

Herausragendes Beispiel ist hier Angelikas Mann Daniel. Angelika: »Als ich ihn kennenlernte, erschien er mir unheimlich stark, fürsorglich, beschützend. Es war sehr wohltuend, wie er mich unter seine Fittiche nahm. Vor allem, weil er so sehr auf mich eingegangen ist. Er hatte Verständnis für meine Probleme, mühte sich um die Lösung derselben. Ich habe viel von ihm gelernt. Er hat mir ganz neue Horizonte eröffnet. Heute weiß ich, daß er mich auf diese Weise total vereinnahmt hat. Er hat mich mit seiner Persönlichkeit erdrückt. Weil er ein ganz starker Yang-Typ ist. Unser Problem besteht darin, daß ich ein sehr ausgeprägter Yin-Typ bin. Wir haben erst kürzlich in meiner Shihatzu-Gruppe darüber gesprochen und dabei ist dies sehr deutlich geworden. Als unsere Dozentin über Yin und Yang sprach, mußte ich dauernd an Daniel denken. An keinen anderen Mann.«

Daniel sieht die Schwierigkeiten, die er mit Angelika hat und fragt sich, »...wie weit ich diese mitverursache, einfach durch die Art meiner Lebensführung«.

Nach außen durchaus selbstsicher und souverän, nagen starke Selbstzweifel an ihm. Er hat immer »das Beste gewollt« und muß nun feststellen, »... wie meine Ehe den Bach hinuntergeht. Alle Fürsorge war sinnlos. Kommt das Problem Sohn hinzu. Darunter leide ich besonders und ich stelle fest, daß ich da schlicht machtlos bin.«

Die Erkenntnis ihrer Machtlosigkeit ist es, welche diese Männer so sehr verwundet. Das Gefühl, völlig irrational gegen Ungreifbares anzurennen. »Es ist, als versuchte ich, Pudding an die Wand zu nageln«, faßt Daniel zusammen. »Einen Pudding mit einem Stahlkern.«

Die juristische Seite kommt hinzu. Ein Mann ist vor Gericht, wenn es um das Sorgerecht geht, fast immer zweiter Sieger. Wohin das führt, zeigt das Beispiel Andrea. Die ging mit ihren Kindern ins Ausland. »Wenn mein Ex-Mann die Kinder

sehen will, und das Recht dazu hat er alle vierzehn Tage, dann soll er doch kommen. Er weiß ja, wo ich mich aufhalte.« Ob es für die geistig-seelische Entwicklung der Kinder sinn-

voll und richtig ist, wenn sie miterleben, wie ihre Mütter recht freizügig Männerbekanntschaften eingehen, planlos in den Tag hinein leben, oder wenn die Kinder stundenlang in Autos warten, weil ihre Mütter »Frauenarbeit leisten«, prüft kein Gericht.

Alle befragten Männer gaben zu, zwischen Ratlosigkeit und Hoffnung zu schwanken. Sie sehen die Beziehung zu ihren Frauen/ Partnerinnen als »nicht beendet« an, wissen aber nicht, was »... ich denn noch alles tun soll, um ihr gerecht zu werden« und geben Beispiele dafür, daß »...nach einer gewissen Zeit der Entfremdung immer wieder Annäherungen stattfinden«. Auf diese hoffen sie. Weil, »...sie hat mich geliebt und behauptet, es mit Einschränkungen, immer noch zu tun«.

Weshalb diese Männer einstecken, wo Austeilen angezeigt wäre. Sie wollen ihren Frauen/ Partnerinnen »Gelegenheit geben, meine Liebe zu erproben«, wollen Verständnis beweisen, Toleranz, die Bereitschaft, ihre Frau »... sein zu lassen, wie sie ist, wie sie es möchte, wie sie es vielleicht braucht«. Als Angelika eine Woche voller Termine hinter sich zu bringen hatte - ».. - es gab neben meinem Dienst und den Gruppen zeitweise fünf Nachsorgen am Tag«, »parkte« sie den Sohn bei Daniel, der sich dafür extra Urlaub nahm. Eines Tages ging er mit dem Sohn zum Friseur. Da es ein heißer Sommer war, ließ er dem Kind eine Kurzhaarfrisur verpassen. Ein ziemlicher Kontrast, da der Knabe vorher mit langen Locken herumgelaufen war. Auf diese »nicht abgesprochene Eigenmächtigkeit« ihres Mannes reagierte Angelika raffiniert.

Sie übersah den Haarschnitt des Sohnes, bedankte sich bei Daniel für seine Hilfsbereitschaft und lud ihn zu einem »Fest bei Freunden« mit Kindern. Bis auf die Gastgeberin befand es keine von Angelikas Freunden für nötig, Daniel zu begrüßen. Alle hatten nur Augen für den Sohn und seine »Soldatenfrisur« und lauthals fragten sie, »wer denn so was macht«. »Mein Friseur«, erwiderte Daniel. »Oder tut der Ihre nicht,

was man ihm sagt?« Beleidigt wandten sich die Frauen ab. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, Konversation zu machen, verließ Daniel das Fest. »Ein unmögliches Benehmen«, fand Angelika, Daniels »unmögliches Benehmen« bestrafte sie dann mit dem Entzug des Sohnes. Der Versuch Daniels, mit Angelika »... vernünftig über die Frisur des Jungen zu reden«, scheiterte. Angelika ging darauf nicht ein. »Die Frisur war kein Thema, sondern sein Verhalten bei der Party.«

Es gelingt Frauen scheinbar ganz mühelos, Männer mit einfachsten Mitteln von dem abzubringen, was diesen »wichtig ist« und statt dessen Auseinandersetzungen zu suchen, in denen sie den Männern überlegen sind.

Dabei gehen sie wohlüberlegt vor. Sie planen den Streit, üben ihn in Rollenspielen in ihren Gruppen, lernen alles über ihren Gegner/ Partner/ Mann. Es ist verwunderlich, daß sie dieses Wissen nicht sinnvoller einsetzen. Für eine glückliche Ehe/ Partnerschaft zum Beispiel. Für eine Harmonisierung ihres Verhältnisses zum Mann. Für eine Vertiefung der Beziehung. Dabei geben sie vor, genau das zu wollen. Sie tun aber das Gegenteil. Und keiner der Männer ahnt, daß »... alles was er sagt oder tut gegen ihn verwendet« wird.

Die befragten Männer glauben nicht einmal, daß dem so ist. Sie vertrauen vielmehr darauf, daß es sich »oftmals einfach nur um Mißverständnisse« handelt, sie weigern sich schlicht, an eine, nie ausgesprochene Kriegserklärung zu glauben, können sich »nicht vorstellen, bekämpft zu werden«.

So haben Kaputtmacher-Frauen ein leichtes Spiel.

In einer freiheitlichen Demokratie ist es jedem selbst überlassen, welche Form der Partnerschaft er wählt. Für eine innige Partnerschaft ist kein Trauschein vonnöten. Es ist völlig falsch, nach dem Staat zu rufen und juristische Absicherungen für »eheähnliche Verbindungen« zu fordern. Jeder weiß, worauf er sich einläßt. Außerdem besteht die Möglichkeit, das Miteinander mit dem Partner/ der Partnerin notariell zu regeln.

Unter diesem Gesichtspunkt scheint es widersinnig, wenn Frauen wie Angelika, Brigitte oder Andrea »ganz wild« auf eine juristische Verbindung, die Ehe, sind. »Mir war sehr schnell klar, daß Daniel und ich heiraten«, sagt Angelika. »Entweder, man will zusammen sein, dann muß man sich für die Ehe entscheiden, oder man läßt es.«

Dieser Ansicht ist sie auch jetzt noch. »Wenn sich noch einmal wiederholen sollte, was mir mit Daniel passiert ist, würde ich sofort wieder heiraten.« Was heißt, daß sie sich zuvor erst einmal scheiden lassen müßte. Dafür sieht sie jedoch »... momentan keinen Grund, wie es ist, ist es praktisch «.

Hinzu kommt der gesellschaftliche Status, dem zu entsagen sich Angelika »nur sehr schwer vorstellen« könnte. Die Vorteile liegen für sie auf der Hand. Sie ist in einem christlichorientierten Krankenhaus angestellt, eine Scheidung wäre ein Kündigungsgrund. Ihre zahlreichen Nebeneinnahmen versteuert ihr Mann. Sie profitiert von seiner gesellschaftlichen Stellung und hat keinerlei Skrupel, eben diese Stellung für sich und ihre Ziele zu mißbrauchen, weil sie »dann mehr bewegen« kann.

Gleichzeitig kann sie immer darauf verweisen »getrennt zu leben«, aus Gründen der Selbstfindung. Weil sie sich befreit. Weil sie »etwas machen muß«, um sich »weiter zu entwickeln«.

Ihrem Mann gegenüber bekommt sie wütende Eifersuchtsanfälle, wenn sie nur den vagen Verdacht hegt, daß er sich mit einer anderen Frau abgeben könnte. Für sich selbst reklamiert sie das Recht, Sex mit anderen Partnern zu haben. Denn diese »sind mir nicht wichtig«. Sie »tun nur gut«.

Gleichzeitig beweist diese Eifersucht ihrem Mann, daß sie ihn offenbar noch liebt. Genauso sehen das alle befragten Männer. Es liegt wohl daran, daß diese Männer selbst sehr eifersüchtig sind. Sie leiden unter den Beziehungen ihrer Frauen/ Partnerinnen. Und es gibt für sie keinerlei Möglichkeit, sich zu wehren. Außer einer; der Scheidung. Dieser steht

das Prinzip Hoffnung entgegen, das Verantwortungsgefühl für das Kind. Und jede Menge gesellschaftlicher Zwänge. Von Frauen wird häufig der »gesellschaftliche Absturz« nach einer Trennung beklagt. Diesen gesellschaftlichen Absturz gibt es für den Mann ebenso. Gerade Männer von Politikerinnen oder anderen, in der Öffentlichkeit stehenden Frauen, stehen plötzlich vor einem gesellschaftlichen Nichts, wenn ihre Ehen geschieden werden. Wie lange dieses Nichts anhält, hängt aber ganz an der Aktivität des betroffenen Partners. Eine Trennung katapultiert immer einen Teil aus dem gemeinsamen Kreis. Für diesen Teil gilt es, sich einen neuen Kreis aufzubauen, oder sich einem neuen Kreis anzuschließen. Wie schwer er selbst sich das macht, liegt an ihm. Da alle Befragten, Frauen wie Männer, in hohem Maße bereit sind, Verantwortung zu übernehmen, müssen sie das im Falle einer Trennung ganz schnell für sich selbst tun. Die Trennung erfolgt nie aus heiterem Himmel. Es gibt immer Anzeichen. Angelika und Daniel hatten vor Angelikas Auszug mehrfach darüber gesprochen, ob es nicht »...sinnvoll wäre, eine Zeitlang getrennt zu leben«. Es war Angelika, die dies immer wieder von sich wies und sich dann in einer »Nachtund Nebel-Aktion abnabelte«. Weshalb produziert das »Gesellschaftsspiel Ehe« dennoch so viele Verlierer?

Ein Hauptgrund scheint der Umstand, daß die Ehe von den Frauen oft als Spiel aufgefaßt, zu wenig ernstgenommen wird. Gefordert, Krisen zu meistern, begeben sich immer mehr von ihnen auf einen hedonistischen Egotrip, den sie Emanzipation nennen. Sie werden dazu von ihrem Partner sogar noch ermutigt.

Für Ursula S., 39 Jahre alt, ein Kind, verheiratet mit einem erfolgreichen Medienmanager, getrennt lebend, ist ihre Ehe ein anregendes Gesellschaftsspiel. Nach dem Abitur hatte sie bei einer Provinzzeitung volontiert, war dann in die Großstadt gekommen, um bei einer überregionalen Zeitung als Jungredakteurin zu arbeiten. Die sehr apart aussehende Frau erkannte schnell, daß ihr ihre anfängliche Naivität beruflich

zum Vorteil gereichte. Es dauerte nur drei Jahre, bis sie als Gesellschaftsreporterin Karriere machte. Dabei begegnete sie ihrem Mann.

»Ich konnte zuerst gar nicht glauben, wie der auf mich abgefahren ist. Der hätte doch wissen müssen, daß ich bei meinem Job nicht mehr so ganz unbeleckt sein konnte.

Natürlich habe ich mich geschmeichelt gefühlt und dann eines Tages ganz überrascht festgestellt, daß ich mich in ihn verliebt hatte. Auch, weil er so fürsorglich war. Das hatte ich bis dahin noch bei keinem Mann erlebt. Sonst wollten die Kerle immer nur mit mir ins Bett, sich mit mir schmücken. Auf einmal war das umgekehrt. »

Hubert S., 47 Jahre alt, schaffte es mühelos, seiner Freundin das Gefühl zu geben, sich ständig, wenn auch »eher unauffällig« um sie zu kümmern. Er »betrieb perfektes Understatement«. Es dauerte fast ein Jahr, bis Ursula »... merkte, daß sich Türen für mich öffneten, weil er in meiner Begleitung war. Das war ein ganz unbeschreibliches Gefühl.«

Die Eheschließung war für Ursula ein Höhepunkt ihres gesellschaftlichen Aufstiegs. Auch »beruflich war es der Durchbruch«, sie hatte ihn mit einem schlichten »Ja« vor dem Standesbeamten geschafft. »Ich glaube, daß ich nie zuvor und nie mehr danach einem Menschen so dankbar gewesen bin, wie Hubert. Bis ich erkannte, was in Wirklichkeit lief.« Zunächst lief alles ganz wunderbar. Ursula brachte Mann und Beruf spielend unter einen Hut. Auch deshalb, weil sich um den Haushalt zwei Angestellte kümmerten. Das vereinfachte es ungemein, mondäne Dame der Gesellschaft und pfiffige Gesellschaftsreporterin zu spielen. Zumal ein beruflicher Aufstieg, an die Spitze eines Blattes, bevorstand. »Das hat sich aber zerschlagen, weil der Verlag das Objekt schließlich doch nicht realisiert hat.« Dennoch machte Ursula Karriere, wurde Chefreporterin, wechselte schließlich zum Fernsehen.

»Als ich da endlich richtig im Sattel saß, fand ich, daß es Zeit für ein Kind sei, ich war immerhin schon vierunddreißig.«

Ohne ihrem Mann zu sagen, daß sie die Pille abgesetzt hatte, wurde Ursula »planmäßig schwanger«. Und »Hubert war übergücklich«.

Leider beeinträchtigte die Schwangerschaft Ursulas Allgemeinbefinden beträchtlich. Sie litt unter Übelkeit und Erbrechen. »Kein Arzt konnte mir helfen. Das hat erst eine Hebamme geschafft. Sie machte mir klar, daß mein Zustand psychosomatische Gründe hatte.« Im Zusammenwirken mit einem bekannten Naturheilkundler gelang es der Hebamme, Ursula von ihren Beschwerden zu befreien.

»Dazu mußten wir die Gründe dafür herausarbeiten. Ich bin mit in eine Selbsterfahrungsgruppe gegangen. Es hat ziemlich lange gedauert, bis ich hinter die Ursachen gekommen bin. Doch dann wurde mir klar, daß mein Mann mich andauernd manipulierte. Er hat alles geregelt, ohne daß ich das so richtig gemerkt habe. Im Unterbewußtsein habe ich es aber ganz genau registriert. Und deshalb hat sich mein Körper auf seine Art gewehrt. Aus dieser Abhängigkeit mußte ich raus.« Dies hat Ursula mit Hilfe der Frauen ihrer Gruppe sehr zielstrebig und planvoll gemanagt. Es gab viel zu bedenken: Beibehaltung der gesellschaftlichen Position, weshalb »eine Scheidung vorerst nicht in Betracht« kam. Wahrung der sozialen Sicherheit. Schließlich das Offenhalten aller beruflichen Möglichkeiten. Ihr Mann könnte ihr da Steine in den Weg legen. Schließlich hat Ursula, was ihr »durchaus bewußt ist«, ihren Mann verlassen. Also mußte sie ihm das Gefühl vermitteln, daran schuld zu sein. Ursula schaffte es. Frappierend ist, wie leicht es den Frauen fällt, ihren Männern/ Partnern Schuldgefühle zu vermitteln. Auf diesbezügliche Fragen gab es regelmäßig erheiterte Antworten: »Es ist ja so leicht, einen Mann zu durchschauen.« Ist es das?

Es ist. Der »neue Mann« öffnet sich, zeigt Schwäche, Gefühle, Tränen. Er »löst sich« aus alten, überholten Verhaltensmustern, die »der freien Entfaltung« seiner Persönlichkeit entgegenstehen. Damit provoziert er starke Frauen. Er läßt zu, daß »Spielchen« mit ihm getrieben werden, bis es zu

spät ist. Ihr Spielzeug lassen sich diese Frauen nur ganz selten wieder wegnehmen.

Bei sorgfältiger Analyse der Umfrageergebnisse ergibt sich - auf diesen Ansatz bezogen - folgendes Bild: Alle Frauen behaupten, mit ihrer Befreiung, ihrer Emanzipation und Selbstverwirklichung Verantwortung übernommen zu haben. Für sich, ihr Leben, ihre Kinder. Sie behaupten weiter, zahlreiche neue Aufgaben angegangen, erhebliche Mehrarbeit geleistet zu haben. Weiterhin sind die Frauen davon überzeugt, für einen »Bewußtseinswandel in der Gesellschaft« zu sorgen und gleichzeitig »die Rolle der Frau innerhalb der Gesellschaft aufgewertet« zu haben. Nicht zuletzt geben sie vor, für sich selbst, ihre persönliche Entwicklung, Gutes getan und damit letztlich auch ihrem Mann/ Partner »geholfen« zu haben.

Dieser Aneinanderreihung von positiven Dingen stellen einige wenige Frauen auch Negatives gegenüber. Diese Minderheit ist bereit einzuräumen, daß »... es für die Kinder nicht unbedingt optimal läuft«, daß sie auch »selbst Einbußen hinnehmen« mußten. Daß sie es »nie für möglich gehalten« hätten, wie sehr ihre Männer/ Partner »doch leiden« können und daß sie »manchmal ein schlechtes Gefühl dabei« haben. Solch negative Petitessen gilt es hinzunehmen, auch »auszuhalten«, denn der »Erfolg der Abnabelung, der Befreiung ist wichtiger«. Bei genauer Analyse jeder einzelnen Vita ergibt sich ein völlig anderes Bild.

Menschen trachten danach, sich in ihrem Beruf, bei ihrer Arbeit »zu verwirklichen«, eben eine, für sie besonders geeignete, ihnen Freude machende Arbeit auszuüben. Nur dann wird diese nicht als Bürde empfunden.

Alle Interviewten geben an, daß ihnen dies gelungen ist. Was sie tun, sehen sie als »Frauenarbeit«, die sie gerne tun. Sie »bringen sich voll ein«, sind, wie Angelika, »Machertypen«. Sie stehen auf der Sonnenseite. Was sie tun, ist ihnen Genuß.

Schattenseiten nehmen sie nicht wahr. Wo die Schattenseiten

einmal nicht verdrängt werden können, weil sie mit so wichtigen Dingen wie dem persönlichen oder dem Unterhalt der Kinder zusammenhängen, werden sie entweder übertrieben oder verniedlicht. Basisvoraussetzungen für die Art der Lebensführung dieser Frauen werden in ihrer Wertigkeit auf den Kopf gestellt. Angelika, die von sich behauptet, »wenn es denn sein muß« mit ihrem Sohn auch »in Apfelsinenkisten leben« zu können, ist gerade dazu absolut nicht in der Lage. Keine der Befragten wäre dies. Im Gegenteil, ihre gesellschaftliche Position, ihr zur Schau gestellter Wohlstand, ist ihnen überaus wichtig, er hat sogar gegenüber ihren Kindern Priorität.

Weshalb diese Frauen ihre Trennung auch alle mit kühlem Kopf und bestens beraten vorbereiten. Ein Spiel, wenn es unbedingt gewonnen werden soll, muß wohldurchdacht sein. Wer aber ein Spiel so ernsthaft betreibt, nimmt ihm den Spielcharakter. Die Sache wird zur Profession, ist mit Profit verbunden. Doch selbst in jenen Fällen, wo trennungsbedingte finanzielle Dinge bereits juristisch geregelt sind, wurde kein endgültiger Schlußstrich gezogen. Bedarf es also, um so zu leben, wie diese Frauen es tun, der intellektuellen Stimulanz der latenten Verbindung? Als Ansporn im unermüdlichen Kampf um die Befreiung, die Selbstverwirklichung, die Emanzipation?

Die Ernsthaftigkeit der Trennung wird in keinem der Fälle wirklich klar, wird von keiner der Frauen tatsächlich gewollt. Weshalb bezweifelt werden muß, daß es ihnen mit ihrem »neuen Leben« ernst ist.

Angelika: »Mir geht es jetzt doch sehr viel besser, als während der Zeit des Zusammenlebens mit Daniel. Ich muß mich keinerlei Zwängen unterwerfen und habe nur die Hälfte der Arbeit was den Haushalt betrifft. Ich kann essen wann ich will, selbst wenn es mitten in der Nacht ist. Und bei der Wäsche muß ich nicht unbedingt ein ganz bestimmtes Hemd bügeln, nur weil Daniel dies am liebsten anzieht. Das sind übrigens Dinge, die ich versuche, schon jetzt meinem Sohn

beizubringen, obwohl der auch schon Lieblingsklamotten hat. Aber ich lasse mich nicht zum Sklaven des Haushalts machen. Dafür habe ich jetzt sehr viel mehr Zeit für mich. Für meine Arbeit, für die Frauen, die mir wichtig sind.«

Denen spielt sie die perfekte Hausfrau vor. Sie bewirbt sie exakt im Rahmen jener von ihr abgelehnten, bürgerlichen Konventionen. »Weil ich mich dann besser mit ihnen unterhalten, leichter auf ihre Probleme eingehen kann. Und weil die dann auch besser aus sich heraus gehen. Außerdem, ich trinke gerne Kaffee mit Leuten, das ist doch was Schönes.« Das neue Leben ein permanentes Kaffeekränzchen?

Bei 87,2 % der Befragten spielt es sich so ab. »Die glücken bei Kuchen und Mokka zusammen und ich komme einfach nicht an sie heran. Sie kapseln sich ab, reden über mich oder andere Männer und mustern mich dabei so abfällig-ironisch, daß ich schnellstens verschwinde«, resümiert Ludger. Ähnlich wie er empfanden es die übrigen befragten Männer. Und in überspitzter Form hat Angelika genau dieses getan, als sie Daniel zu dem Gartenfest bei Freunden lud.

Sie grenzen ihre Männer/ Partner aus, demonstrieren Stärke aus der Gruppe heraus und/ oder beweisen dialektische Überlegenheit im persönlichen Streitgespräch, indem sie die Thematik bestimmen, den Ort und die Zeit. Angelika: »Einem vor Lust auf der Bettkante hechelnden Mann kann man so ziemlich alles abverlangen!«

Als ein Lehrstück, »... wie unmöglich Ehepaare früher miteinander umgingen«, erzählt Heidi U. gerne folgende Geschichte: »Bei Professors fährt die Dame des Hauses als Siebzigjährige erstmals zur Kur. Der alte Herr bleibt mit Minna alleine zurück. Beim ersten Frühstück allein serviert Minna, wie seit 45 Jahren, dem alten Herrn die Brötchenoberseiten. Wie gewohnt, will dieser zugreifen, stutzt dann, zögert einen Moment und fragt zaudernd, ob es nicht möglich sei, die Brötchenunterseiten zu bekommen. Minna ist platt; der Herr Professor haben doch stets Oberseiten verlangt. Ja, gesteht dieser, aber doch nur, weil meine Gattin

Unterseiten bevorzugt. Nun ist Minna total verwirrt. Eben dies haben die Frau Herrschaft mir auch gesagt, nur umgekehrt, antwortet sie stammelnd und verschwindet in der Küche, um die Unterseiten zu holen.«

Sicherlich ein gutes Beispiel, um zu zeigen, wie Menschen fast ein halbes Jahrhundert miteinander leben können, ohne so banale Dinge voneinander zu wissen. Aber auch, um zu demonstrieren, in welchen kleinen Dingen sich Liebe beweist. Zärtlichkeit füreinander, Fürsorge.

Dieser Interpretation vermag sich Heidi nicht anzuschließen.

15

Es wurden zahlreiche Gründe angeführt, weshalb die Interviewten den rechtlichen Bestand ihrer Ehe gerne erhalten möchten. Bei einigen ist der wahre Grund sicherlich ihr Alter, bei der überwiegenden Mehrheit aber liegt er darin, daß sie sich als »progressive Konservative« begreifen. Sie möchten an alten Werten festhalten, diese aber in sich verändern. Warum führen sie dann ihre Ehen nicht? Einen Partner aus der Distanz zu verändern ist ungleich schwerer, als dies aus der Nähe zu tun.

Und warum überhaupt Veränderung?

Kennen und lieben gelernt haben sie ihren Partner doch so, wie er war. Müssen sie ihn verändern, um ihn weiter lieben zu können? Oder möchten sie ihn verändern um ein leichteres, bequemeres Leben zu haben, aus schierem Egoismus also? Nach dem Scheitern ihrer ersten Ehe (93,1 % der Interviewten) hat die überwiegende Mehrheit der wiederverheirateten Frauen mit dem zweiten Ehemann über ihre Scheidung und die dafür ausschlaggebenden Gründe gesprochen. Selbstverständlich aus ihrer Sicht. Und zu einem Zeitpunkt, als sie bereits Gruppenerfahrung hatten.

Der neue Mann, verliebt, verständnisbereit, modern und

offen obwohl dem alten überaus ähnlich, bewies sofort, wie kompromißbereit er ist. Zu jenem Zeitpunkt konnten sich die Partner auch noch sehr gut miteinander unterhalten. Es gab keine Frontenstellung. Entgegenkommen wurde vom Partner belohnt. Dank wurde abgestattet. Das erleichterte dem Mann den Kompromiß, forderte ihn geradezu. Und so sammelten diese Frauen ihre speziellen Erfahrungen mit dem neuen Mann: er ist entgegenkommend, er macht Zugeständnisse, ich kann mich durchsetzen. Dabei geriet das Verhältnis von Gabe und Gegengabe durcheinander. Kompromißbereitschaft, Nachgeben wurde erwartet und verlangt, ohne selbst dazu bereit zu sein. Die Frau pocht auf ihr Recht und dafür ist keine Gegenleistung zu erbringen, denn sonst wäre sie bestechlich. Und natürlich wähen sich alle Frauen im Recht.

Dieser Einstellung ordnen sie Liebe, Partnerschaft, Ehe, die Beziehung unter. Ehe, wenn sie denn als konservative Institution anerkannt wird, dauert»bis daß der Tod Euch scheidet«. Selbstverständlich soll sie kein Schrecken ohne Ende sein. In allen Fällen hat sie »ganz gut, eigentlich großartig« begonnen. Es gab auch nirgendwo einen »großen Einbruch«, oder eine Katastrophe, die alles veränderte.

Vielmehr waren es ausnahmslos »Kleinigkeiten, die sich summiert haben«, und die dann dazu führten, daß die Frauen ihre Männer/Partner verließen oder diese zum Gehen veranlaßten.

In der Ehe von Marianne S. kam es zu einem lang anhaltenden Streit, weil sich das Paar einen Hundewelpen ins Haus holte. »Es war der Wunsch meines Mannes und ich habe ihm diesen zum Geburtstag erfüllt. Er hat sich auch sehr intensiv um das Tier gekümmert, hat es perfekt abgeführt und erzogen, aber während der ersten zwei Monate flogen die Fetzen.« Da war der Hund noch nicht stubenrein. »Meinem

Mann hat es zwar nichts ausgemacht, die Seen, die der kleine Kerl auf dem Teppich hinterließ, aufzutrocknen, aber bei den Würsten, da gab es immer einen Kampf. Mein Mann hat sich

fast erbrochen dabei, so sehr hat er sich davor geekelt. Mir macht das nichts aus, ich kann so was wegputzen, ohne mit der Wimper zu zucken. Und deshalb mußte ich es auch immer tun. Das wollte ich aber nicht. Es war schließlich sein Hund!« Mit dieser Argumentation erntete Marianne in ihrer Gruppe heftigen Beifall. Hier offenbart sich ein völlig falsches Verständnis von Liebe und Partnerschaft. Wenn Marianne zugibt, daß ihr das Wegputzen des Hundekots nichts ausmache, weshalb sollte es dann partout ihr Mann tun, der sich dabei regelmäßig fast übergeben mußte? Aus Gründen des Proporz oder der Gleichberechtigung?

Es gibt im Leben eines Paares, einer »Beziehungskiste«, immer Dinge, die der eine Teil großartig, der andere überhaupt nicht kann. Das ist gut so. Denjenigen, der sie nicht kann, mit fadenscheinigen Gründen zwingen zu wollen, sie dennoch zu tun, ist auf Dauer der Tod der Liebe, der Ehe. Ehe aber ist, vor allem, wenn sie konservativ verstanden wird, ein Kompromiß fürs Leben, ist ständige Dialogbereitschaft.

Wenn diese Frauen außerhalb der Ehe/ Partnerschaft bereit sind, mit Kompromissen zu leben, dann müssen sie es auch ihrem Mann / Partner gegenüber sein.

Es ist kaum vorstellbar, daß es in den diversen Gruppen, welche diese Frauen besuchen, und in denen sie sich so wohl fühlen, keine divergierenden Meinungen gibt. Doch hier wird immer, um des »gemeinsamen Zieles willen« eine Annäherung, ein Vergleich gesucht und gefunden. Ist den Frauen die Gruppe wichtiger als ihre Beziehung?

Sie behaupten »nein«. Die Gruppen sind ihnen lediglich Halt und Stütze, gegen den Mann/ Partner und damit gegen die Beziehung/ Ehe. Sie fühlen sich in der Gemeinschaft Gleichgesinnter vor dem Ehe/ Partnerschaftsalltag geborgen. Und sie finden dort Kraft, für die Verwirklichung ihrer Ziele kämpfen zu können, das heißt gegen den Mann/ Partner, gegen das Joch der Ehe.

Jegliche Therapie, der sich die Interviewten unterzogen,

scheiterte. Besonders dann, wenn der Partner beteiligt war. Weil ein neutraler Dritter, der Therapeut, gar nicht anders kann, als beide Seiten zu berücksichtigen. Die Gruppe aber läßt nur eine zu.

Die ehemalige Psychologiestudentin Manuela Z., 35 Jahre alt, in zweiter Ehe verheiratet, getrennt lebend, ein Kind, von ihrem Mann finanziell abgesichert, erklärt: »Fehler in einer Gruppe zuzugeben, stärkt die Persönlichkeit, das Ansehen. Beim Eheberater aber ist das nur langweilig.«

In der Gruppe einen Fehler zuzugeben, heißt, die Möglichkeit zu haben, ihn episch zu erklären, zu entschuldigen, andere Wertmaßstäbe anzulegen, nach denen der Fehler »eigentlich keiner mehr« ist. Damit wird er gesellschaftsfähig, zu einer Art läßlicher Sünde.

Daß sie den Fehler •>... eigentlich nur begeht, um eine gute Tat zu tun«, verdeutlicht Manuela. Nachdem sie von ihrem ersten Mann geschieden worden war, »...wir hatten uns auseinander gelebt, er arbeitete fast ständig im Ausland und ich hatte keine Lust, ihm dahin zu folgen «.lernte sie Manfred kennen, einen erfolgreichen Geschäftsmann. »Er ging sehr einfühlend mit mir um, verstand, was in meiner ersten Ehe passiert war.« Und weil er außerdem in der Modebranche tätig war, begann für Manuela ein völlig neues Leben. »Ich glaube, am Anfang war ich für meinen Mann wirklich die Inkarnation seiner Vorstellungen von einer Frau, nämlich die Dame, die Hausfrau und die Hure. Mir hat das auch richtig Spaß gemacht, doch nach einiger Zeit fand ich es langweilig.« Sie schloß sich deshalb einer Laienspielgruppe an.

»Mein Mann fand das gut. Er hat einige unserer Aufführungen besucht und ich bin sicher, daß er stolz auf mich war. Kann er auch sein, denn ich spiele mit Leib und Seele.« Durch die Laienspielgruppe der Volkshochschule fand Manuela allmählich auch Kontakt zu anderen Gruppen, zu

Frauengruppen. »Zuerst bin ich da nur hingegangen, weil ich nichts Besseres vorhatte. Und dann begann es, mich zu interessieren.«

Ihr Interesse ließ vorübergehend nach, als dem Leiter der Schauspielgruppe, einem Inder, die Aufenthaltsgenehmigung für die Bundesrepublik entzogen wurde. Der Fall dieses Inders war für Manuela das auslösende Moment, sich »mit der Ausländerfrage in unserem Land« zu beschäftigen. Sie begann, sich »zu kümmern«. In einer Tanzgruppe, »...die für eine Aufführung mit uns zusammenarbeitete«, lernte sie einen Mann aus Westindien kennen, »einen unglaublich begabten Tänzer«. Der hatte indes Wohnungsprobleme. Und so sorgte Manuela dafür, daß er in einer »sehr guten Gegend« ein Appartement bekam. »Manfred hatte dafür Verständnis«, wenngleich er nicht ganz einzusehen vermochte, weshalb es ein so teures Appartement sein mußte. Wochen später kam ihm das Verständnis vollständig abhanden, denn Manuela war häufiger im Appartement des Supertänzers, als zu Hause. »Zu jenem Zeitpunkt haben wir wirklich nur tanzen geübt«, beteuert Manuela.

Manfred »... sah das anders und der Krach war da«. Vor die Wahl gestellt, Tanz und Laiengruppe oder Ehe, gab Manuela nach. Für vierzehn Tage. »Die haben mich alle angerufen und gefragt, wo ich denn bliebe, weshalb ich nicht mehr mitmachen wollte. Und da habe ich mich dann gefragt,

weshalb mein Mann kein Vertrauen zu mir hat.«

Ihrem Mann stellte sie diese Frage nicht, ging statt dessen »... heimlich dahin und hatte ein schlechtes Gewissen, bis ich mich mit den anderen mal richtig ausgesprochen habe«. Da hatte sie dann kein schlechtes Gewissen mehr und ihrem Mann sagte sie, »...was Sache ist, daß er mich nicht so einfach unterdrücken könne. Ich bin schließlich nicht sein Privateigentum. Und wenn er kein Vertrauen zu mir hat, dann ist an der Beziehung ohnehin etwas faul, dann müssen wir uns ganz neu überprüfen.«

Es gab ganz offensichtlich Parallelen zu Manuelas erster Ehe und Manfred, der ja anders, einfühlsamer sein wollte als Manuelas erster Mann, gab nach. Was prompt zu neuen Privattanzstunden bei dem Westinder führte, der Manuela

inzwischen »...rein körperlich unheimlich reizte«, obwohl »...er eigentlich gar nicht schön oder auch nur gutaussehend« ist. Sie erlag den westindischen Reizen zu einem Zeitpunkt, als sie »gerade die Pille abgesetzt« hatte. »Es war eine blöde Situation, denn eine soziale Indikation kam für mich nicht in Frage, das hätte mir kein Arzt abgenommen.« Eine medizinisch-technische Assistentin aus der Frauengruppe wußte teuren Rat. Das mit dem Geld mußte Manuela ihrem Mann erklären. »Ich habe da viel Mist gebaut, mich auch verplappert. Am Schluß sah es so aus, als hätte ich Jüan das Geld gegeben. Da hat mein Mann ihn zur Rede gestellt, aber Jüan hat alles abgestritten, weil er ja von dem Schwangerschaftsabbruch nichts wußte.«

Ein »ziemlich tobender Manfred« verlangte nun von seiner Frau, sich von Jüan »endgültig zu verabschieden«. Dabei wurde er »...richtig diskriminierend, was Aussehen und Hautfarbe von Jüan betrifft«, und weckte damit Manuelas Beschützerinstinkte.

Sie brach den Kontakt nicht ab, sondern wurde lediglich diskreter und außerdem erneut schwanger. Diesmal allerdings von ihrem Mann. Das erleichterte den Verkehr mit Jüan und den Umgang mit Manfred gleichermaßen.

»Als

Schwangere hatte ich bei ihm praktisch Narrenfreiheit«, erklärte Manuela. Sie wurde wieder unvorsichtig. »Manfred hatte einen Verdacht, aber weil Jüan plötzlich wegen einer Erbschaft in seine Heimat zurückmußte«, ging alles gut. Jüan fehlte ihr sehr. Manuela suchte nach einem Ersatz. Sie »wollte keine große Liebe, nur was fürs Bett«, sie »war auf den Geschmack gekommen«, wollte »... eine rein körperliche Sache, ohne Gefühle, ohne Intellekt«.

Nach der Geburt blühte sie geradezu auf, während Manfred sie »...vernachlässigte, der hatte nur noch Augen für das Kind, mich hat er eher nebenbei beschlafen, mit den Ohren am Kinderbett, ob der Kleine nicht vielleicht falsch atmet«, Der Kleinkrieg begann, steigerte sich und schließlich zog Manuela in das leerstehende Appartement von Jüan. Sie

nahm ihr Kind mit. Der Junge lebt inzwischen beim Vater und zeitweise tut Manuela dies ebenfalls, immer so lange, bis Manfred ihr »langweilig wird«, was schnell der Fall ist. Immer noch »voll in Laienspiel und Frauengruppe integriert«, hat Manuela »unheimlich viel« zu tun. »Ich kann mich voll entfalten und werde als Persönlichkeit anerkannt, während mein Mann mich für eine schlechte Mutter hält. Wäre er ein weniger übertriebener Vater, hätten wir all die Schwierigkeiten nicht, denn die Typen, mit denen ich ins Bett gehe, bedeuten mir gefühlsmäßig überhaupt nichts.«

Die Frage, weshalb dies Manfred offenbar nicht zu vermitteln ist, beantwortet Manuela ausweichend: »Der reitet immer auf meiner angeblichen Untreue herum. Dabei kann man

seinen Partner eigentlich nur psychisch betrügen. Und da stehe ich ja zu ihm.« Sie steht allerdings auch auf eine sehr provozierende Art zu ihrem »Einsatz für unsere ausländischen Mitbürger«. Ihre Geliebten sind ausnahmslos Farbige »... und das bringt die Konservativen so richtig ins Schwitzen. Ich kann förmlich sehen, wie sie ihre Vorurteile wiederkäuen.«

Ihrem Selbstverständnis nach hat Manuela zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, sie hat sich emanzipiert und sie tut aktiv etwas für die Völkerverständigung und den Abbau von Vorurteilen. Für ihre Ehe tut sie nichts, das erwarten Frauen wie sie von ihren Männern / Partnern.

Sie glauben dafür gute Gründe zu haben. Für die meisten von ihnen begann der Weg in die Emanzipation durch ihren

Mann. Ihre Männer waren es, die diesen Frauen zu mehr Selbstbewußtsein verhalfen.

Angelika: »Früher hatte ich meinen Chefs gegenüber das typische Arbeitnehmergehalten. Ich habe gekuschelt, wenn eine Anordnung erging, selbst wenn diese noch so widersinnig war. Erst mein Mann hat mich dazu gebracht, dagegen etwas zu tun. Er hat mich motiviert und intellektuell auf die Auseinandersetzung vorbereitet. Und er hat die Briefe an meine Chefs formuliert. Diese Briefe haben immer großen

Eindruck gemacht. Ich habe gestaunt, wie hilflos meine Chefs reagierten. Daniel schlug sie mit ihrer eigenen Argumentation.«

Daniel erinnert diese Phase seiner Ehe so: »Ich war sehr stolz auf Angelika. Sie begriff unglaublich schnell, was wo im argen lag. Ich konnte sie lernen sehen. Wenn ich ihr dann vorschlug, zur Durchsetzung ihrer Ziele taktisch geschickter vorzugehen, als sie dies früher getan hatte, war sie dazu sofort bereit. Ich habe ihr erklärt, wie das funktioniert, habe hierarchische Strukturen transparent gemacht. Beruflich wie privat glaubte ich an •Führung durch Vorbild«. Angelika konnte sich damit identifizieren. Das war damals eigentlich die schönste Zeit unserer Ehe. Ich bin überzeugt, Angelika sieht das genauso.«

Das tut sie, fast alle Befragten haben derartiges in ihren Beziehungen/ Ehen empfunden. Daß es dennoch zum schleichenden Bruch kam, wird von allen sehr ähnlich formuliert. Sie waren »zunächst nicht heiß auf Emanzipation«, konnten damit »nicht viel anfangen« und wurden von ihren Männern/ Partnern »geschoben«. Woraufhin sie sich »entdeckten«. Indes nicht nur sich selbst. Vor allem entdeckten sie die Schwächen ihres Mannes/ Partners.

»Der will zwar auf mich stolz sein, gleichzeitig will er mich aber unterdrücken, klein halten«, erklärt Patricia. »Solange ich anderen das Leben erkläre, ist es prima, nur bei ihm darf ich das nicht.«

Damit verdrängt Patricia die entscheidende Tatsache: in einer Ehe/ Partnerschaft sind Frau und Mann angetreten, ihren Lebensweg gemeinsam zurückzulegen, verbunden durch Liebe, Vertrauen etc., sie haben vorgegeben, sich ein Leben lang »etwas zu lieb tun« zu wollen. Füreinander, nicht auf Kosten des anderen. Es ist eine altbekannte Tatsache, daß Teamarbeit auf ständigem Üben beruht. Erst wenn Dinge als Reflex funktionieren, ohne intellektuell ausgelöst worden zu sein, funktionieren sie richtig.

Das setzt Übungsbereitschaft voraus. Den Willen, auf den

Partner einzugehen. Nicht nur dort, wo es den eigenen Vorteil betrifft. Es gibt zahlreiche Beispiele dafür, daß Interessengemeinschaften oftmals weitaus besser funktionieren, als emotionsbeladene Verbindungen, wie sogenannte »Beziehungskisten«.

In nüchternen Interessengemeinschaften sind die Partner a priori sehr viel eher bereit, zurückzustecken. Ein großes Ziel vor Augen, macht es ihnen nichts aus, persönlich hintan zu stehen. Für die Kaputtmacher-Frauen indes ist eine Ehe/ Partnerschaft, die Dauer der Beziehung bis zu einem biologischen Ende, kein erstrebenswertes Ziel mehr. Manuelas Lieblingswort dafür heißt: »langweilig«. Es ist für sie nicht mehr modern, eine glückliche Ehe zu führen und dies womöglich auch noch zu zeigen.

Kopfschüttelnd erinnert sich Angelika; »Wenn ich mit Daniel bei Freunden war, haben die mich hinterher manchmal angerufen und gefragt, wie wir das machen. Wir würden das totale Glück verkörpern, fast schon beängstigend. Ich glaube, das muß denen wirklich so vorgekommen sein, denn wir hatten eine unglaubliche Harmonie. Heute weiß ich, daß Daniel mich mit seiner Persönlichkeit so niederdrückte, daß ich mich völlig untergeordnet habe. Nur deshalb waren wir nach außen eins.«

Diese Aussage widerspricht ihrer Einschätzung der persönlichen Entwicklung, die sie während dieser Zeit genommen hat. Denn diese »wurde von Daniel intensiv gefördert«. Daß auch er gefördert werden wollte, merkte Angelika erst, als sie sich ihrer neuen Rechte schon so bewußt war, daß Pflichten für sie nur noch eine Provokation bedeuteten. Diese galt es » abzuschmettern «.

In meiner Untersuchung habe ich die Frage gestellt, weshalb diese Frauen so sehr darauf erpicht sind, ihre Partner/ Ehemänner nicht nur zu bestrafen, sondern regelrecht zu demütigen. Die Antwort wird klar, wenn ich in der Auswertung vergleiche, was die Interviewten auf die Frage, ob und wenn mit wem sie eventuell gemeinsam alt werden möchten, sag-

ten. Fast alle (91,1 %) möchten möglichst mit ihrem, derzeit von ihnen getrennt lebenden Partner alt werden. Allerdings unter anderen Bedingungen als zu Beginn ihrer Beziehung. Mit einem anderen Rollenverständnis.

Nach außen durchaus das herkömmliche Bild der Ehe spiegelnd, in der persönlichen Beziehung aber mit der Frau als dominierendem Teil. Um dieses Ziel zu erreichen, gilt es den Mann abzurichten, »ihn darauf einzustimmen«.

Es zeigt sich, daß die Ursachen hierfür sehr tief liegen. Es bedurfte großer Geduld, dies deutlich zu machen. Viele Gespräche wurden an diesem Punkt abgebrochen und manchmal erst nach Monaten wieder aufgenommen. Weil die

Frauen Mühe hatten, sich der Wahrheit zu nähern.

Mit dem Ist-Zustand ihres Lebens sind die meisten vordergründig zufrieden, einige sogar glücklich. Nur vereinzelt meldet sich Skepsis. Ihrem persönlichen Umfeld gegenüber behaupten ausnahmslos alle »jetzt erst richtig zu leben«. Befreit, »... mich selbst verwirklichen zu können, zu tun, was für mich wichtig ist«, und »...damit für die Sache der Frauen«.

Durch beharrliches Hinterfragen ergab sich aber eine völlig andere Situation. Die befreiten, auflebenden Frauen können ihren Männern weder vergessen, noch verzeihen, daß sie der Auslöser für die Befreiung waren. Und sie damit in die Isolation drängten, ihnen die Tür zu einem Getto aufstießen, in welchem die Frauen zwar Führungsrollen innehaben, geachtet, bewundert, verehrt werden, aber eben allein sind. Sie genießen den Applaus, baden in der Bewunderung, fühlen sich bestärkt. Und wissen instinktiv, daß ihnen etwas fehlt. Weil sie zudem wissen, was es ist und den Schuldigen daran zu kennen glauben, bestrafen sie ihn. Öffentlich. Die Demütigung, soll sie nachhaltig wirken, muß total sein. Weil dies aber nur in einem ganz bestimmten gesellschaftlichen Umfeld möglich ist, bleibt es letztlich für die Frauen unbefriedigend. Weshalb es immer aufs Neue wiederholt werden muß. Diesem Teufelskreis entkommen weder Mann noch Frau. Erste-

rer, weil er sich trotz Vernunft gefühlsmäßig binden läßt, letztere, weil sie wegen ihres Gefühls nicht anders kann. Deshalb kultiviert sie die Selbsttäuschung.

Ein weiteres Eingeständnis ist die mangelnde intellektuelle Eigenleistung. Die Entwicklung, die sie genommen haben, pflanzten sie sich selbst auf, aus Büchern, Zeitschriften oder Manifesten. Angelika erklärt das so: »Auf meinem Mist ist das alles nicht gewachsen, das sind Wahrheiten, die Frauen vor meiner Zeit gedacht haben und die sie vergeblich versuchten, in die Tat umzusetzen. Ich habe das für mich begriffen und versuche, es weiterzugeben. Daß ich damit Erfolg habe, liegt einfach daran, daß es jetzt eben viel mehr Frauen mit höherer Bildung gibt, die sehen die Problematik, setzen sich mit ihr auseinander und versuchen, damit zu leben. Frauen müssen sich dabei gegenseitig unterstützen. Sonst ändert sich nie etwas.«

Sonst entkommen diese Frauen ihrem Getto nie.

Aus dem aber wollen sie, früher oder später, alle wieder heraus. Manche von ihnen haben sich dafür sogar Termine gesetzt. Bis »dahin« wollen sie »sich ausleben«. Freiheit um jeden Preis für eine Hälfte der Bevölkerung bedeutet zwangsläufig ein hohes Maß an Unfreiheit für die andere, führt über kurz oder lang zum Krieg.

Krieg ist jedoch nur mit Waffen zu führen, die wirkungsvoll sind. Und diese Frauen haben erkannt, daß ihre Waffen im Laufe der Zeit stumpf werden. Wie einen Mann reizen, an langer Leine hinhalten, wenn er genau das, was ihm meist verweigert wird, von anderer Seite jünger, frischer, leidenschaftlicher angeboten bekommt? Wenn sich ihm in knackiger Verpackung kein »Problemhaufen«, sondern ein »Weibchen« bietet? Zumal wenn eine weitere Fessel, die Kinder, brüchig geworden ist. Denn »die Brut« ist dann »aus dem Größten raus«, hat sich verselbständigt, trifft längst eigene Entscheidungen. Bevor die Maschen des persönlichen »sozialen Netzes« zu weit werden und die Gefahr des Durchfallens droht, wird umgeschwenkt.

Zurück ins bürgerliche Lager. Aber immer noch mit einem Bein im Getto, glauben diese Frauen, beiden Seiten gerecht werden zu können.

Sie werden wieder nur einzig sich selbst gerecht. Ihrem Egoismus.

An diesen haben sie sich gewöhnt, ihn wollen sie möglichst nie mehr missen. Ihn verbrämen sie bis zur Unkenntlichkeit mit Floskeln, die einzig dazu dienen, von ihm abzulenken. Glauben sie wirklich, daß ihre Männer/ Partner sich auf Dauer so gründlich täuschen lassen?

Sie glauben es nicht. Deshalb wollen sie »umerziehen, verändern«. Es muß nicht gleich »die Gesellschaft« sein.

Es geht den Frauen einzig um ihren persönlichen Vorteil.

Das ist nicht überraschend: Ganze 49,4 % der interviewten Männer haben dies erkannt. Wie stehen sie dazu? Welche Konsequenzen ergeben sich für sie daraus? Wie ist es mit ihrer Selbstachtung bestellt? Können sie sich ein gemeinsames Altwerden mit dieser/ ihrer Partnerin/ Ehefrau vorstellen? Wie verbergen sie ihre Situation vor Freunden, Kollegen, ihrem sehr persönlichen Umfeld? Weshalb nabeln sie sich nicht ab?

Die Antworten waren erstaunlich milde, zeigten, welch immenses Umdenken bei Männern inzwischen stattgefunden

hat. Sie tolerieren die »Anfangsschwierigkeiten« ihrer Frauen mit der »neuen Freiheit«. Es zeigt sich aber ebenso ein gut Teil Resignation vor der »Lawine der Beschuldigungen«, die sie überrollt. »Ich habe überhaupt nicht die Zeit, mich sinnvoll mit dem ganzen Murks auseinanderzusetzen«, resümiert Daniel.

Daß er es in dieser Form eingesteht, macht ihn verwundbar. Denn er »mißachtet die legitimen Interessen« Angelikas. Er bezeichnet als »Murks«, was ihr zum Lebensinhalt geworden ist. Bringt so »Ablehnung« zum Ausdruck. »Der nimmt mich ja nicht ernst, hält meine Frauenarbeit für Spinnerei«, sagt Angelika und registriert zufrieden, wie schwer es ihrem Mann fällt, sich gegen diesen Vorwurf zu verteidigen.

Nicht nur Daniel fällt dies schwer. Alle befragten Männer waren betroffen, reagierten mit einem entrüsteten »das stimmt nicht«. Und waren dennoch in ihrer Dialektik gefangen. Verstrickt in »Versprecher«, die von den Frauen gerne und erfolgreich gegen sie verwendet werden.

Es ist wirklich nicht leicht, in einer Diskussion gegen die rhetorisch trainierten Frauen zu bestehen. Sie haben ihr Thema »ganz toll drauf«. In einer Mischung aus Jugendlichem-Jargon, um Aktualität und Modernität zu unterstreichen, und Akademiker-Sprache, um Seriosität zu beweisen, parlieren sie fast ohne Punkt und Komma.

Ich habe an zahlreichen Diskussionen in solchen Gruppen teilgenommen und das faszinierendste Erlebnis dabei war, festzustellen, wie prächtig sich diese Frauen verstehen, ohne Dinge aussprechen zu müssen. Es reichen ihnen Halbsätze wie »und das ist es eben auch«; »nämlich in der ganzen Beziehung«; »halt systemimmanent ätzend«; »deshalb nicht gut drauf«; »wie gesagt, nur so«.

Diese Halbsätze sind ohne jede Aussage. Dennoch »... weiß jede Frau genau, was Thema, was Sache« ist. Außenstehende und das sind die Männer, können damit so gut wie nichts anfangen. Im privaten Streitgespräch zu Hause kann es der Mann immer noch nicht, weshalb ihm »seine Defizite« vorgeworfen werden.

Daß sie »tatsächlich Defizite« haben, geben die betroffenen Männer durchaus zu und ihre Schuldgefühle sitzen tief. Auch sie sind in der Regel nicht zum ersten Mal verheiratet - 94,8% von ihnen haben eine gescheiterte Ehe hinter sich. Nun waren sie angetreten, »es diesmal besser, richtig zu machen«. Sie hofften auf eine dauerhafte, glückliche Verbindung. Die Männer behaupten, ihre »Vergangenheit bewältigt« zu haben (nicht »aufgearbeitet«), als sie die neue Verbindung mit ihrer jetzigen Partnerin/Ehefrau eingingen. Für die meisten war Vergangenheitsbewältigung mit Ursachenforschung verbunden. Als Gründe werden »Umstände« ausgemacht: der Job, die Karriere, die Wohnverhältnisse. Die

meisten haben zu Beginn ihrer ersten Beziehung/ Ehe die Landflucht erlebt, Befreiung aus der Isolation im Wohnsilo der Großstadt war eines ihrer Ziele.

In einer neuen Beziehung sollten alle Fehler vermieden werden, das hatten sich alle Befragten fest vorgenommen. Sie wollten sich »mehr um meine Frau kümmern«, »intensiver auf sie eingehen«, nicht mehr »soviel an materielle Werte« denken, mit der Partnerin »einfach bewußter, harmonischer leben«.

»Weshalb konnte ich eigentlich nicht mit einem Kuschelweibchen zufrieden sein?« fragt sich Rüdiger noch heute. »Warum wollte ich nur, daß sie ihre Persönlichkeit in allen Facetten entfalten konnte? Sie war doch zufrieden, so wie es vorher war. Ich habe sie doch erst auf diesen idiotischen Emanzipationstrip gebracht!«

Wenn sie es auch alle unterschiedlich formulieren, es ist stets derselbe Stachel, der tief in ihrem Fleisch sitzt. Daher rührt auch ihre Bereitschaft, soviel zu erdulden, sich bestrafen und demütigen zu lassen.

Weil sie schon einmal Veränderungen bewirkt haben, indem sie ihre Partnerin/ Frau auf den »Emanzipationstrip« brachten, glauben sie, daß ihnen dies noch einmal gelingt. Daß sie ihre Frau /Partnerin dazu bewegen können, »wieder vernünftig zu werden«, zur Ausgangsposition zurückzukehren. Ein gewollter Selbstbetrug auch hier, ein Klammern an Wunschvorstellungen. Natürlich wird nichts mehr so sein, wie es einmal war.

Da nützt es nichts, daß auch die Männer sich längst neuen Werten zugewandt haben. Daß sie bereit sind, im Interesse der Familie z. B. nur noch halbtags zu arbeiten, um sich mehr um die Kinder kümmern zu können. Daß sie die Familie, ihre Kinder höher schätzen als Beruf und Karriere, daß materielle Dinge auf ihrer Werteskala abgerutscht sind. »Manchmal glaube ich, daß ich das, was ich mit zwanzig an zwischenmenschlicher Lebensqualität versäumt habe, mit vierzig einfach nicht mehr nachholen kann, weil die Zeiten

sich geändert haben«, gesteht Rüdiger. »Die Zeiten«, das sind für ihn »...die Frauen, die sich geändert haben. Die wollen doch gar nicht mehr umsorgt werden, nur noch akzeptiert.« Dies jedoch in einer Form, die dem »Umsorgen« sehr ähnlich ist. Nur sind die Frauen nicht mehr bereit, die erwartete Gegenleistung zu erbringen.

Wolfgang, ein 44 Jahre alter Betriebswirt, beschreibt es so: »Seit meine Frau sich von mir getrennt und das Kind mitgenommen hat, lebe ich, wie in meiner Zeit vor und zwischen den Ehen. Ich kann alleine ganz gut zurechtkommen, habe keinerlei Schwierigkeiten mit der Wäsche, dem Kochen, dem Haushalt. Keine Probleme also, außer, daß ich mit meinen Gedanken ständig bei meiner Frau und meiner Tochter bin. Egal, was ich gerade mache, oder wo ich bin, immer denke ich, was ich für sie tun könnte. Gehe ich an Schaufenstern vorbei und sehe irgendwas, dann stelle ich mir vor, ob es meiner Frau passen, wie sie darin aussehen würde. Oder ich kaufe ihr bei einem ganz bestimmten Konditor Mohren-

köpfe, die sie so gerne ißt, und bringe sie ihr vorbei. Manchmal schicke ich ihr spontan Blumen. Ich glaube schon, daß ich aufmerksam zu ihr bin. Sie scheint diese Aufmerksamkeiten aber nicht zu registrieren. Das läuft alles an ihr ab, wie Wasser an einer Ölhaut. Ich komme einfach nicht an sie heran. Wenn sie mir die Tochter bringt, ist es selbstverständlich, daß ich Kaffee für sie koche, den Tisch decke. Wenn ich dagegen bei ihr bin, heißt es nur: »Wenn du Kaffee willst, der steht dort, Wasser ist im Kessel, bedien' dich.« Das war schon nach anderthalb Jahren Ehe so und eigentlich macht es mir nichts mehr aus. - Vor zwei Monaten habe ich eine Frau kennengelernt. Wir sehen uns hin und wieder. Ich kann mich gut mit ihr unterhalten. Dabei habe ich gemerkt, welche Entzugserscheinungen ich bereits habe. Mir war es peinlich, wie sie mich bedient hat. Ich wollte andauernd aufspringen und ihr helfen, es war beinahe komisch.«

Ähnlich wie Wolfgang ergeht es fast allen befragten Männern. Es beeinträchtigt unterschwellig ihr Selbstwertgefühl

weit mehr, als sie sich eingestehen. Auch sie verdrängen. Obwohl sie den Egoismus ihrer Partnerin/ Ehefrau erkannt haben, halten sie ihn »für eine vorübergehende Phase«, für etwas, das »sich wieder legt«. Sie geben sich »berechtigten Hoffnungen« hin, weil sie erlebt haben, wie sprunghaft ihre Frauen Meinungen ändern.

»Bei Angelika merke ich dies an ihren Eßgewohnheiten«, registriert Daniel. »Wenn sie Gruppenabend hatte und am nächsten Morgen Müsli auf dem Tisch steht, weiß ich, was die Stunde geschlagen hat. Das dauert dann vierzehn Tage, dann gibt es Soja, oder Vollwertkost, oder weißen Käse, was eben gerade >in< ist. Irgendeine in ihrer Gruppe oder in ihren Kursen hat einen Artikel gelesen, ein neues Buch, und die Lehren daraus müssen halt sinnlich erfahren werden. Als Angelika noch bei mir wohnte, stapelten sich die angebrochenen Packungen mit Weizenschrot oder Buchweizenmehl. Das Zeug wurde durchprobiert, aber niemals aufgegessen.«

Egoismus ist jedoch weitaus beständiger, als der Hang zum Körner essen. Das verdrängen die Männer. Sie wollen glauben, daß ihnen die Hinwendung ihrer Frauen zu Müsli und Studentenfutter recht gibt.

Kommt hinzu, daß alle befragten Männer der Meinung sind, »auf dem richtigen Weg« zu sein, von alten Wertvorstellungen Abschied genommen zu haben. Sie wollen ihren Frauen tolerante, aufgeschlossene, einfühlsame, entgegenkommende Partner sein. Was sie in diesem Bemühen durch den Egoismus ihrer Partnerinnen erdulden, grenzt eindeutig an Masochismus, steigert aber paradoxerweise ihre Selbstachtung. Sie fügen es ein in ihre Vorstellung vom »männlichen Durchhaltevermögen«. »Das muß ich eben aushalten, es dauert ja bestimmt nicht ewig«, ist ein Satz, der immer wieder geäußert wurde.

Obwohl sich die meisten betroffenen Männer nicht einmal sonderlich bemühen, ihre Situation vor Freunden und Bekannten zu kaschieren, ein Ausdruck ihrer neuen Offen-

heit, weil sie meinen, zu ihrer Situation stehen zu müssen, registrieren sie Veränderungen im Verhalten dieser Freunde. »Da fallen schon mal Bemerkungen, die weh tun«, sagt

Ludger. Und er hat »ein ungutes Gefühl« dabei.

Hier wirkt das Kaputtmacher-Syndrom geradezu verheerend. Es zerstört nicht nur eine Beziehung/ Ehe, es vernichtet darüber hinaus die menschliche, zuweilen auch die berufliche Basis des Mannes / Partners.

Womit er für die soziale Sicherheit der Frau wertlos wird. Damit rechtfertigt sie ihr bisheriges Tun. Es ist ihr außerdem Bestätigung dafür, daß sie sich von ihm trennen mußte, aus Überlebensgründen. Unter diesem Aspekt kann sie sich ruhig in die starken, beschützenden Arme des nächsten Partners begeben.

Das Spiel kann von neuem beginnen.

Der Egotrip einer solchen Frau muß allerdings spätestens mit Ende vierzig, Anfang fünfzig beendet sein. Es sei denn, es ist ihr bis dahin gelungen, für den Rest ihres Lebens wirtschaftlich ausgesorgt zu haben. Oder sie beschließt, »als große alte Dame der Emanzipation« in die Bewegung einzugehen, was aber kaum eine vorhat. Sie wollen alle wieder zurück, möglichst zu »ihrem« Mann.

Läßt dieser das zu? - Er läßt.

Er fühlt sich seinerseits in seiner Ausdauer, seinem Verantwortungsgefühl, auch seiner Männlichkeit bestätigt. Er ist »nicht von der Fahne gegangen«, hat zu seinem Wort gestanden, ausgehalten. Durch ihr Zurückkommen beweist ihm die Frau/ Partnerin, daß er, und einzig er, für sie eben der Mann ist. Dieses Erfolgserlebnis läßt ihn alles Vorherige vergessen. So tragen diese Männer gleichfalls dazu bei, eine gute alte Ordnung zu zerstören, ohne daß neue Werte an ihre Stelle treten. Das vergrößert die Verunsicherung. Es fehlen die Orientierungshilfen. Es bleiben die Fakten: Ein betrogener Ehemann bleibt ein Hahnrei, und irgendwann wird er sich auch als solcher fühlen. Es ist immer wieder erstaunlich, wie schnell Menschen populären Schlagworten verfallen, und

damit einer schleichenden Verkehrung der Wertbegriffe erliegen.

Diese Worteverdrehung findet auch in Partnerschaftsbeziehungen statt. »Neue Männer braucht das Land« heißt eine Forderung. Nur, was soll an ihnen »neu« sein? Vor allem, wenn die Anforderungen an sie alt sind, lediglich lauter formuliert werden, einseitiger und egoistischer. Es wird sich auch nach der totalen Verwirklichung der Emanzipation nicht verhindern lassen, daß Frau und Mann aufeinander angewiesen sind, wenn die Menschheit überleben will. Daß sie nur gemeinsam und in Harmonie miteinander leben können, um glücklich zu sein. Daß Geben und Nehmen in ausgewogenem Verhältnis stehen muß, ist eine unabdingbare Voraussetzung. In Amerika gibt es das Sprichwort: »You can't have the cake and eat it.« Dem ist nichts hinzuzufügen. Wenn man das »Bild des idealen Mannes«, wie es die Interviewten geschildert haben, mit jenem Bild vergleicht, das sich die betroffenen Männer von ihrer »Idealfrau« machen, dann stellt sich heraus, daß beide Partner keineswegs nach etwas Neuem suchen. Daß sie vielmehr recht streng an den von ihnen sonst so vehement abgelehnten »alten Werten« festhalten. Und dennoch tun die Frauen alles, um diese Werte zu zerstören.

Die Männer lassen es zu.

Womit sie das »gemeinsame Altwerden« unmöglich machen. So, wie die Kaputtmacher-Frauen und ihre Partner strukturiert sind, denken sie häufig über sich nach. Sie merken durchaus, welcher Schaden angerichtet, was alles zerstört wurde. Die Frauen haben die Basis für das gemeinsame

Altwerden zerstört und die Männer ließen es zu. In der irrigen Annahme, progressiv, aufgeschlossen, einfühlsam, entgegenkommend, nachsichtig gewesen zu sein.

Sie haben mit bestem Willen das schlechteste Ergebnis erzielt. Das hat Auswirkungen auf die Art, wie sie ihre Kinder erziehen, auf ihre Art des zwischenmenschlichen Umgangs. Da diese Menschen in der Regel gehobene gesellschaftliche

Positionen bekleiden, haben ihre Worte Gewicht. Letztlich droht daher dann »eine seelische und globale Zerstörung«. Dies sehen Frauen wie Männer. Frauen offenbar mit größerer Gleichgültigkeit. Sie sind ihren Männern gegenüber längst nicht so gesprächsbereit, wie diese es im umgekehrten Fall sind. Die Ursachen hierfür sind leicht zu erraten. Männer, auf die Dialektik ihrer trainierten Frauen nicht eingestimmt, verwenden leichtfertig ».. .Vokabeln, bei denen bei mir einfach eine Jalousie runter geht« (Angelika). Sie »...kann dann nicht anders, als aggressiv zu werden.« Für Daniel »... redet sie dann einen derartigen Unsinn, daß ich nur lachen kann« (Daniel). Solche Frontenstellung macht Gespräche unmöglich.

Es ist mir in vielen Gesprächen gelungen, diese Frontenstellung aufzuweichen. Durch Interpretationen. Dabei habe ich quasi die Rolle eines Dolmetschers übernommen. Es war in der Tat eine Art Übersetzertätigkeit.

Wenn der Mann die Worte, die seiner Frau wichtig sind, nicht versteht, müssen diese Worte erklärt, übersetzt werden. Nur dann ist er in der Lage, darauf einzugehen, kann sie begreifen. Kann »damit umgehen«.

Und wenn Frauen von Männern immer nur »Reizworte« entgegenschlagen, dann müssen diese entschärft werden. Sie müssen für sie interpretierbar sein, im positiven, nicht ausschließlich im negativen Sinn.

Der Mann hat als der nachgiebigere Teil eine große Chance: er kann seiner Partnerin/ Ehefrau Angriffsflächen verweigern. Wo keine Aggressionen hervorgerufen werden, können sie sich auch nicht entladen. Die Gefahr, daß die Gespräche so zum Austausch von Vorwürfen verkommen, besteht nicht, solange die Bereitschaft zu hinterfragen erhalten bleibt. Frauen, ebenso wie Männer, sind häufig bereit zu erklären. Das ist eine weitere Chance der Männer: Sie müssen den Frauen die Chance lassen, sich zu erklären, ohne sie zu unterbrechen.

Es ist aber auch an den Männern, sich und ihre Leiden zu

erklären. Wenn sie letztere in anerkennender Weise »wegstecken«, sich »nichts anmerken« lassen, fordern sie ihre Frauen / Partnerinnen nur dazu heraus, ihnen noch massiver entgegenzutreten.

Alle Interviewten bewiesen eine hohe Eloquenz. Dennoch zeigten sie sich im Umgang mit ihrem Partner/ ihrer Partnerin von erschreckender Sprachlosigkeit. Sie redeten aneinander vorbei, weil sie sich nicht erklärten. Weil sie die intellektuelle Geduld miteinander verloren hatten.

Vorwürfe in einer für den Partner/ die Partnerin mißverständlichen Form nur mehr »abzulassen«, macht Kommunikation unmöglich. Es sind leider allzuoft Frauen, die damit beginnen und die dieses Fehlverhalten fortsetzen. Obwohl gerade sie die Kommunikation suchen, in ihren Gruppen, bei ihren Therapeuten.

Sie suchen in der falschen Richtung. Ihr Mann ist der Ansprechpartner. Allerdings muß Frau sich einer Sprache bedienen, die Mann auch versteht.

16

Es ist hohe Zeit, daß Frauen auf ihrem falschen Weg einhalten, sich stattdessen auf ihre ureigensten Qualitäten und Stärken besinnen und diese in die Partnerschaft/ Ehe einbringen, sie zielgerichtet für die Zweisamkeit einsetzen. Besonders im Hinblick auf die Kinder. Diesen wird sonst der meiste Schaden zugefügt.

Bei meiner Untersuchung hat sich immer wieder gezeigt, daß in den Frauenreferaten der politischen Parteien, in Ministerien und bei den Tarifpartnern, hier vor allem bei den Gewerkschaften, mit Phrasen auf das Thema reagiert wird. Selbstverständlich gibt es Berge bedruckten Papiers mit Standpunkten, Stellungnahmen, Analysen. Es wird ein »pluralistischer Kontext« ausgebreitet. »Diese Frage ist auf dem

Wege der politischen Verwirklichung. Aber das geht nicht von heute auf morgen«, heißt es im Familienministerium. Wohl wahr. Und wem nützt das? Der »Weg der politischen Verwirklichung« ist mit vielerlei Restriktionen gepflastert, damit treibt er die Kaputtmacher-Frauen weiter in ihre Isolation. Was die Quotenregelung der Sozialdemokraten betrifft, so haben diese Frauen dafür ohnehin nur ein Hohnlachen.

Bleibt also in der Tat nur eine Rückbesinnung auf die Qualitäten der Frau. Auf ihre Anpassungsfähigkeit, ihre Widerstandskraft, ihre Kontaktfähigkeit und ihre Härte. Auf ihren gesunden Überlebensinstinkt. Auf Eigenschaften, welche Frauen früher nicht ihrem Egoismus, sondern der Partnerschaft/ Ehe nutzbar machten. Das beginnt mit einem so schlichten Wort wie »danke« für eine zuteil gewordene Aufmerksamkeit. Sie reklamieren es für sich. Und mit etwas Selbstdisziplin wird es ihnen nicht schwerfallen, es auch dem Partner zu sagen. Allerdings, Selbstdisziplin müssen sie alle - wieder - erlernen. Diese ist auf dem Befreiungs-/Emanzipationstrip abhanden gekommen. Sie war dort auch nicht nötig, denn den Frauen fielen ihre ganz persönlichen Siege zu leicht zu. Die Schmerzen, die sie dabei verursachten, wollten sie nicht wahrnehmen oder verdrängten sie einfach, zum Teil mit einem »unguten« Gefühl, aber eben doch.

Das »ungute Gefühl«, das Unbehagen, hindert sie gleichzeitig an der Umkehr. Es treibt sie vielmehr immer tiefer in den Sumpf der »Freude am Kaputtmachen«. Durch Fragen in

die Enge getrieben formulierte es Angelika in einem »Ausbruch« so: »Ja, ich will, daß er leidet. Es soll ihm so gehen, wie mir damals, als er mir vorwarf, daß ich seine Abende im Freundeskreis in geburtshilfliche Seminare verwandeln würde. Da hat er doch gar nicht begriffen, wie wichtig mir meine Arbeit ist. Er hat sie einfach abgewertet. Das konnte ich nicht zulassen. Und das werde ich nie wieder zulassen. Ich habe ihm bewiesen, was ich alles kann, wie gut ich bin.

Und ich werde das auch künftig tun. Entweder er kapiert das, oder es ist endgültig aus.«

Um zu beweisen, wie gut sie ist, überhäuft sie den Sohn sporadisch mit Geschenken. Daniel wehrt ab: »Liebe und Zuneigung sind nicht käuflich«, er beschäftigt sich einfach nur intensiv mit seinem Sohn. Mit durchschlagendem Erfolg. Der wiederum treibt Angelika dazu, immer noch mehr Autos, Dreiräder oder Kleidung zu kaufen.

Angelika ist durchaus fähig, ihre Situation zu analysieren. Dabei kommt sie in unschöner Regelmäßigkeit zu dem Ergebnis, daß sie sich »momentan nicht« ändern will. Denn es »läuft doch alles bestens«. Sie hat »Zeit für wichtige Dinge«, kann leben. Sobald diese wichtigen Dinge indes Daniel berühren, läßt sie sie liegen. Sie erfindet unentwegt Ausreden, warum ihr »gerade jetzt nicht danach« ist. Sie hat Angst davor, sich »einbringen zu müssen«. Einfacher: sie müßte endlich eine Entscheidung fällen. Für oder gegen Daniel. Diese Entscheidung schiebt sie immer weiter hinaus, um ihre Freiheit nicht einzuschränken. Und um Daniel »zappeln« zu lassen. »Er soll sich sehr genau bewußt werden, was ich ihm bedeute, was er an mir hat, was ich ihm wert bin.«

Geradezu widersinnig ist, daß diese Frauen längst haben, was sie wollen: ihre Freiheit. Sie bekommen sie von genau den Männern, auf die es ihnen vorgeblich ankommt: von den ihren. Die Männer nehmen den »körperlichen Betrug« hin, bemühen sich zu glauben, daß dieser Betrug »keiner, weil nicht wichtig, ist«. Warum muß er dann überhaupt sein? »Weil Männer es auch tun«, sagt Rosemarie. »Ich bin doch erst durch Männer auf den Geschmack gekommen.«
Und

wurde süchtig nach Mann = Sex. Eine Sucht, die sie, um sie auszuleben, alles andere verdrängen ließ. De facto eine Krankheit. Diese Erkenntnis wird verleugnet, weil »... alles erlaubt sein muß, was der Entfaltung der Persönlichkeit« dient.

Krieg scheint unvermeidlich.

Diesen, von ihnen selbst provozierten Krieg zu verhindern,

sind diese Frauen aufgerufen. Sie wissen auch genau, wie sie dies bewerkstelligen könnten. Aber selbst im Angesicht der Gefahr reizen sie ihren Egoismus aus, spielen va banque. Es »juckt« sie, festzustellen, wie weit sie gehen können. In ihren Gruppen stacheln sie sich an, machen sich gegenseitig Mut. Dann fühlen sie sich stark, unverwundbar, glauben, sich eine eigene Welt geschaffen zu haben.

Wenn es ein Gruppenmitglied gezielt persönlich trifft, greift der Schutz der Gruppe nicht mehr. Dann wird die Flucht in Altvertrautes, in die Familie angetreten. Im sicheren Bewußtsein »wie Tränen wirken«. So kommt schließlich Ehrlichkeit abhanden.

Angelika behauptet von sich, »zu mir selbst immer ehrlich« gewesen zu sein, räumt aber ein, »daß es verschiedene Wahrheiten« gibt. Sie macht sich ihre Wahrheiten selbst. Darin hat sie bereits so große Routine, daß sie Wahrheiten für ihre Jüngerinnen gleich mitproduziert. Maßgeschneidert, gegen jeden Mann zu verwenden. Die allgemeingültige Wahrheit ist »out«, langweilig.

Somit sind auch Harmonie und Verständnis langweilig, Vertrauen allzumal. Denn dieses basiert auf dem Akzeptieren von Wahrheit. Wer miteinander über verschiedene Wahrheiten redet, kann dem anderen nicht vertrauen. Wie soll er/ sie wissen, was der/ die andere meint? Wie kann er/ sie sich preisgeben, wenn er/ sie damit rechnen muß, daß es gegen ihn/sie verwendet wird?

Nur wenn es gelingt, daß Frauen sich hier selbst, ihren Irrweg als solchen erkennen, kann verhindert werden, daß es in unserer Gesellschaft zu einer noch weiter verbreiteten Einsamkeit, zu einer totalen Isolierung der Persönlichkeiten kommt.

Nur dann besteht die Chance, daß die Geschlechter sich wieder aufeinander zubewegen. Daß die Paarbildung, die Partnerschaft, daß Ehe und Familie wieder Sinn machen. Daß die Philosophie, von der die Beziehung getragen wird, wieder stimmt.

Und daß aus unseren Kindern keine seelischen Krüppel gemacht werden, unfähig zu tiefgehenden Bindungen, zu Beziehungen, die halten, weil sie echt sind, Vertrauen und Geborgenheit geben. Und damit Stärke.

Es sind die Frauen, die die Kinder erziehen. Als Erzieherinnen haben sie alle Möglichkeiten zu verändern, zum Besseren zu verändern. Sie vertun diese Chance, wenn sie in egoistischer Gier nach wie immer gearteter Befriedigung lediglich an sich selbst denken. Sie verlieren damit auch die »Berechtigung auf Emanzipation«.

17

Die Arbeit an meiner Untersuchung führte zwangsläufig auch zu einer Arbeit mit den Interviewten. Es konnte nicht ausbleiben, daß aus der sachlich nüchternen Befragung im Laufe der Monate für die Beteiligten ein »Aufarbeiten« wurde. Ein Erkennen ihrer Situation.

Vielen Interviewten verhalf es dazu ihre Lage anzunehmen, zu Einsichten, die ihnen zwar nicht neu waren, die sie jedoch für sich »nicht zugelassen« hatten. Viele Paare bewegen sich inzwischen wieder »aufeinander zu«. Dialogfähigkeit konnte hergestellt werden.

Wahrheiten zu akzeptieren, heißt auch, damit leben, umgehen zu lernen. Dies müssen die Betroffenen noch tun. Es gibt hoffnungsvolle Ansätze. Ob die Hoffnungen sich erfüllen, wird sich zeigen. Egoismus, der sich an falsch verstandener Freiheit delectiert, ist eine außerordentlich starke Versuchung, er »tut einfach gut«.

Es gab auch Negativergebnisse. Angelika repräsentiert eines davon.

Angelika hatte ihren Sohn übers Wochenende zu Daniel gebracht, weil sie Besuch von ihrem Freund erwartete. »Gelöst und rundum zufrieden, vor allem körperlich sehr ent-

spannt«, erwartet sie am folgenden Montag ihren Mann, der den Jungen zurückbrachte. Weil sie befürchtete, daß »Daniel doch die eine oder andere spitze Bemerkung« machen würde, hatte sie ihre Freundin Brigitte gebeten, zu kommen. Vor Dritten, so ihr Kalkül, »würde Daniel sich zurückhalten«. Daniel wartete, bis sich Brigitte endlich verabschiedet hatte. Und dann »wurde er unheimlich ruhig und sachlich«. Angelika, die mit ihrem Mann noch »... einige Dinge wegen der gemeinsamen Steuererklärung und meines neuen Autos« besprechen wollte, erlebte eine sehr private Niederlage. »Er hat mir ganz freundlich erklärt, daß dies von jetzt ab allein meine Sache wäre. Er fühle sich nicht mehr zuständig. Und dann hat er noch gesagt, daß, wenn ich nicht gegangen wäre, jetzt der Moment gekommen sei, an welchem er gehen müßte, sprach's, küßte den Sohn und war aus der Tür. Ich war wie erschlagen.«

Seither ist Angelika ratlos. Sie erlebt, daß ihr aus ihren Gruppen keinerlei Hilfe zuteil wird. Auch Brigitte ist ihr keine große Stütze, weil sie es geschafft hat, ihren Walter »rumzukriegen«. Sie ist - unter Beibehaltung ihrer Freiheiten - in den Schoß der Familie zurückgekehrt, genießt deren Sicherheit und Schutz.

Nach dem ersten Schreck reagierte Angelika so, wie sie es immer bei einschneidenden Situationen oder Krisen in ihrem Leben getan hatte. Sie wurde ganz liebendes Weibchen. War zu Daniel so, »wie zu Beginn unserer Liebe«.

»Ihre Höflichkeit und Freundlichkeit hätten mich früher gerührt und irgendwie tun sie es auch heute noch. Aber ein anderes Gefühl ist stärker, das des Dejà vu. Ich kenne das alles, habe es oft genug erlebt. Ich weiß vor allem, was geschieht, wenn ich auf Angelikas Freundlichkeit eingehe«, sagt Daniel. »Dann beginnt alles von vorne. Und das will ich nicht mehr. Ich lasse nicht mehr zu, daß sie mit mir spielt.« Daniel war für Angelika immer da, »wenn sie etwas

brauchte«, stand mit Rat und Tat an ihrer Seite. Jetzt »soll sie beweisen, wie gut sie wirklich ist«.

Er fühlt sich »nicht mehr zuständig«. Und, so Daniel, »ich habe lange gebraucht, um das richtige Wort zu finden, das die Situation ausdrückt. Dieses Wort heißt >zuständig<. Ich bin es nicht mehr. All die Verantwortung, die ich auf mich genommen habe, berührt mich heute nicht mehr. Angelika hat sie lange genug von sich gewiesen. Sie wollte frei sein, zu sich selbst finden, zur Ruhe kommen. Wie lange sie dazu benötigen würde, hat sie nie gesagt. Da gab es immer nur Ausflüchte, Hinhaltetaktik. Selbst wenn wir Annäherungen erleben, brach sie stets wieder aus, fing einen neuen Kurs an oder fand andere Männer, andere Gründe. Das war es aber nicht, was mich dazu bewogen hat, nun für klare Verhältnisse zu sorgen. Es waren vielmehr ihre sehr umsichtig geplanten Absetzbewegungen, wenn ihr wieder einmal nach einem anderen Mann war. Hatte sie mir kurz zuvor noch erklärt, wie gut wir doch zusammen wären und daß wir uns eben doch schlicht lieben würden, so fand sie dann immer kleine, banale Gründe, um sich zurückzuziehen.

Sie hat ihr intimes Wissen um mich, meine Reaktionen, dazu mißbraucht, um sich für das Eingehen einer neuen Beziehung ein reines Gewissen zu schaffen. Und wenn sie dann beteuerte, daß ihr diese Beziehung nicht wichtig sei, hat mir der andere Mann leid getan. Mit ihm hat sie ja auch nur gespielt, ihn für ihren Egoismus mißbraucht.«

Das »Kapitel Angelika« ist für Daniel abgeschlossen. Er hat es »bewältigt«, fragt sich hin und wieder, »... wie ich das so lange aushalten« konnte. Für sich hat er »klare Verhältnisse« geschaffen.

Nicht aber für seinen Sohn.

»Ich weiß wirklich nicht, wie sich das entwickeln wird. Bislang war es so, daß ich ihn eigentlich immer sehen konnte. Das wird nun anders werden. Vielleicht in Form einer festen Regelung alle vierzehn Tage. Dann kann Angelika die Besuche ihres jeweiligen Freundes besser planen.« Bitterkeit schwingt in seinen Worten mit, Bitterkeit sich selbst gegenüber. »Weil es Jahre der Verschwendung waren. Ich habe

Gefühl und Intellekt verschwendet, für nichts. Ich habe mich psychisch ausbeuten lassen.«

Daniel gibt zu, von Angelika »eine ganze Menge« gelernt zu haben. »In erster Linie das, was ich nie mehr möchte. Und das ist sehr, sehr viel.« Seit er das weiß, »...habe ich meine Sicherheit wiedergefunden, meine Stärke«.

Bei Angelika ist es anders. Sie »... weiß vorerst nicht, wie es weitergehen soll«. Weshalb sie sich verstärkt in ihre Arbeit stürzt. Nicht mehr so sehr in »die Frauenarbeit«, die hat an Wichtigkeit verloren, weil Angelika erkannt hat, daß »... das so eine Phase war, die irgendwann zu Ende geht«. Sie hat sich neue, andere Ziele gesucht. Sie liest andere Bücher, will sich wieder »...mehr auf meinen Beruf und alles, was damit zusammenhängt«, konzentrieren. Sie hat auch schon neue Abnehmer für ihre Artikel gefunden. Diese beschäftigen sich jetzt mit »natürlichem Heilen«. Mit »gesundem Leben ohne Medikamente«. Nach wie vor will sie »verbessern, Dinge voran« bringen.

Nach wie vor hat sie nur wenig Zeit für den Sohn, der bei einer Tagesmutter, bei Freundinnen, oder eben beim Vater »geparkt« wird.

Und nach wie vor funktionieren alte Mechanismen. So hat Angelika ihre Freundschaft zu Andrea reaktiviert, damit die finanzielle Seite gesichert ist. Sie redet sich ein, daß dies ihrer Selbstachtung, ihrem Stolz, keinen Abbruch tut, daß dies »ganz natürlich ist«, weil Frauen »... zusammenstehen müssen, vor allem, wenn es ihnen nicht so gut geht«.

Angelika ist eine Überlebenskünstlerin.

Nun ist ihr bewußt geworden, welchen Preis sie dafür zu zahlen hat. Sie gibt vor, ihn zu akzeptieren. Sie hat, was sie so dringend wollte, ihre totale Freiheit. Sie hat sich befreit. Daß dies nicht zu ihren Bedingungen geschah, ist »... die Kröte, die ich schlucken muß«.

Sie wird daran keineswegs ersticken.

Epilog

Die immer häufiger und schneller auftretende Unfähigkeit zu Partnerschaft/ Ehe und Familie wurde in den letzten Jahren mehrfach untersucht. Dabei hat sich, wie auch in meiner Studie, gezeigt, daß es in erster Linie die Frauen sind, welche sich als unfähig für eine Partnerbeziehung erweisen. Als Ursache hierfür sehen Forscher in aller Welt die steigende Tendenz zur Eigenliebe.

Diese wird, das haben alle von mir untersuchten Fälle ergeben, von einem schier übermächtigen Drang zu, wie immer gearteter, persönlicher Freiheit genährt. Freiheit, Selbstverwirklichung um jeden Preis, Emanzipation, koste es, was es wolle.

Doch der Preis ist außerordentlich hoch, wenngleich er so zu Beginn der vorgeblichen Emanzipation nicht erkannt wird. Selbstverständlich hat die »befreite Frau« die Möglichkeit, »das letzte Bier im Eisschrank« zu trinken, ohne deshalb mit Vorwürfen rechnen zu müssen. Sie kann auch herumlaufen, wie immer sie mag, und sei es noch so schlampig. So sind denn Lockenwickler im Haar und ausgebeulte Trainingshosen inzwischen - neben anderem, ebenso Unsäglichem - zu einem Symbol für Emanzipation geworden. Fragt sich, ob dabei auf Dauer die Selbstachtung nicht auf der Strecke bleibt. Diese später wiederzuerlangen, bedarf dann ganz erheblicher Anstrengungen. Und diese Anstrengungen werden von den Betroffenen in einem Alter gefordert, wo es ihnen ungleich schwerer fällt, wieder zu einem »normalen« Leben zurückzufinden, als zu Beginn ihrer Emanzipation.

Von den Apologeten des Zeitgeistes wird das Single-Dasein als höchstes Glück, als Gipfel der Freiheit gepriesen. Die

damit einhergehende Einsamkeit wird verdrängt. Zahlreiche Untersuchungen haben ergeben, daß kaum ein Mann über vierzig noch Freunde hat. Sie wurden, im Zuge des Eingehens von Partnerschaften/ Ehen so lange vernachlässigt, bis sie »eingeschlafen« sind. Ehemalige Freundschaften nach über einem Jahrzehnt wieder zu beleben, ist fast immer unmöglich. Frauen haben es da leichter, weil sie schneller Freundschaften schließen und offenbar keinerlei Schwierigkeiten haben, diese über Nacht auch wieder zu beenden. Handfeste Gründe können sie für ihr derartiges Verhalten immer anführen. Auf ihrer Suche nach neuen Freundschaften geht es ihnen a priori immer erst einmal »um Verbündete«. Aus einer kongruenten Interessenlage ergeben sich fast automatisch Freundschaften. Doch diese sind, was leider zu oft übersehen wird, in erster Linie Zweckbündnisse. Um für das Kind/ die Kinder eine Aufsicht zu haben. Um nicht allein ausgehen zu müssen. Um in den Genuß finanzieller Vergünstigungen zu kommen.

Oder, viel simpler, »... um seine Gefühle einfach ganz ausleben zu können«.

Da bleibt für Rücksichtnahmen, Pflichten, überkommene Wertvorstellungen kaum noch Raum. Alle von mir Befragten wollten vorgeblich nur das Eine: »...zu mir selbst finden, meinen Standort abklären, wissen, wer und was ich bin.« Und offenbar geht dies nur, wenn lästige Bindungen über Bord geworfen, Verpflichtungen von sich gewiesen werden. Es reicht nicht mehr »nur Hausfrau und Mutter« zu sein. Auch nicht ».. .als mitverdienende Frau ein Scherflein zum Familienetat beizusteuern«.

Dabei wollen fast alle, außer den »Berufsverweigerern beiderlei Geschlechts«, in einer Beziehung glücklich sein. Gerade Frauen haben auf dem Wege ihrer Emanzipation oft schmerzlich erfahren, wie sie in die Einsamkeit getrieben wurden - vornehmlich von sich selbst und ihrem Drang, ausschließlich sich selbst zu verwirklichen.

Denn dabei haben sie es schwer, andere Meinungen neben der ihren gelten zu lassen. Solange sie in der Gemeinschaft der

Gruppe, ihres Kreises, dieselbe Meinung haben, geht es gut. Wird ihnen indes eine andere Problemstellung nahegebracht, dann »ist der Feind ein anderer«. Und schon gibt es Streit über den Weg, diesen Feind zu besiegen. Angelikas Prestige im Freundeskreis erfuhr einen schmerzlichen Einbruch, als sie kundtat, sich zur Ehe-, Familien- und Lebensberaterin ausbilden zu lassen, und aus diesem Grund eine zweieinhalbjährige Ausbildung zu absolvieren. Doch bereits nach 20 Unterrichtsstunden warf sie das Handtuch. »Die hatten zu jedem Konfliktfall gleich die Lösung parat. Und bei der Beantwortung von Fragen hatte ich mich an diese vorgegebenen Muster zu halten. Das konnte und wollte ich nicht, schließlich sind mir ja eigene Lösungen eingefallen.« Es ging und geht ihr, wie so vielen ihrer Geschlechtsgenossinnen, darum, das Rad neu zu erfinden. Weil sie aber feststellen mußte, daß unter Menschen, denen das Rad durchaus geläufig ist, ihre Erkenntnisse im günstigsten Falle auf unfruchtbaren Boden fallen, gab sie auf. Ohne Führungsrolle keine Mitarbeit, *Primus inter pares* ist das mindeste, was Kaputtmacher-Frauen von ihrer Umwelt verlangen.

Mit diesem Dominanzanspruch isolieren sie sich jedoch mit zunehmendem Alter. Bleibt also wieder nur die Einsamkeit, die dann oft auch in Verbitterung mündet. Diese Verbitterung setzt Rachegefühle frei. Und die Rache wird an jenen vollzogen, zu denen einmal eine Bindung, eine Beziehung bestand. Vorzugsweise am Eheoder Lebenspartner. Denn zu denen gibt es ja sehr oft noch ein Band: das Kind, die Kinder. Sie werden gnadenlos als Werkzeuge mißbraucht.

Bei dem intellektuellen Anspruch, den diese Frauen an sich stellen, fällt es schwer zu glauben, daß sie all dies nicht selbst sehen, erkennen. Wenn sie es aber tun, dann hindert sie an der Verbesserung ihrer Situation fast immer der Umstand, daß sie damit auch die Lage ihres ehemaligen Partners / Ehemannes verbessern würden. Dies wollen sie unter keinen Umständen. Einer der von mir befragten Ehemänner nannte dies »... die Rache der Schmarotzer: erst haben sie sich auf Kosten der

Männer befreit, und dann bestrafen sie diese auch noch dafür«.

Es ist höchste Zeit, daß alle Beteiligten wieder aufeinander zu gehen. Und sei es unter Zuhilfenahme der »Krücke« ihrer ehemaligen gegenseitigen Zuneigung/ Liebe. Denn die Frauen müssen schnellstens erkennen, daß sie aufgerufen sind, die Männer zu retten. Die Männer, die von ihnen kaputtgemacht wurden. Andernfalls gleitet diese Gesellschaft ins Chaos, verkommt zu einem Gemeinwesen, das

jedwede Zuwendung von Gegenleistungen, auch finanzieller Art, abhängig macht, ein totaler Sieg der Prostitution. Nachdem es den Frauen zu Beginn ihrer Selbstbefreiung darum ging, »...alle Rechte des Mannes zu erobern«, die Pflichten aber eher weniger, haben sie übersehen, daß sie ihn auf dem Weg dorthin »ziemlich entrechtet« haben. Und keine dieser Frauen hat sich jemals ernsthaft die Frage gestellt, weshalb sie denn ausgerechnet so werden wollte, wie »der unmögliche Mann«, somit nämlich selbst unmöglich. Jetzt allerdings sind sie dringend aufgerufen, und sei es »lediglich« im Interesse der fast immer vorhandenen Kinder, sich darauf zu besinnen, welche Wertvorstellungen der Menschheit durch die Jahrtausende Zusammenhalt und

Überleben sicherten. Es kann bei der Gesellschaftsforschung nicht länger allein darum gehen, Symptome zu registrieren und staunend zu veröffentlichen. Vielmehr muß, gerade in einer Zeit, in welcher Wertvorstellungen jeder Art »hinterfragt« werden, der Sinn eben dieser Werte begründet werden. Nur wenn »die Himmelsmacht Liebe«

nicht länger mit falschen Erwartungen überfrachtet wird, kann sie wieder jene Bedeutung erlangen, die sie - vorgeblich - gerade für die überwiegende Mehrzahl dieser Frauen hat. Sie müssen erkennen, daß es dabei eben nicht um Eigenliebe, sondern um die für den Partner empfundene

Liebe geht.

Die Interpretation, daß sie nur dann von ihrem Partner heiß und innig und wirklich geliebt werden, wenn diese

Liebe ihnen gestattet, alles für sich, nichts für den anderen zu tun, ist falsch.

Männern, so scheint es, sehen dies viel klarer, nur nützt ihnen diese Weisheit offenbar nichts. Durch eine permanente, lautstarke »Pro-Frau, Anti-Mann-Propaganda« zu Schuldgefühlen manipuliert, glauben sie lange Zeit daran, ihrer Frau/ Partnerin mit einer Unterstützung von deren Freiheitsdrang ihre Liebe zu beweisen. Sie tragen damit ungewollt zum Chaos bei. So Frauen sich auf dem Wege ihrer Emanzipation dazu durchringen, Männer aus dem, von Frauen angerichteten, Dilemma zu retten, retten sie auch sich selbst. Sie retten außerdem ihre Kinder - und damit die Zukunft.

Danksagung

Mein Dank gilt allen 968 Frauen, die sich bereit erklärten, mir in sehr persönlichen Interviews Rede und Antwort zu stehen. Diese Interviews zogen sich, bedingt durch die Auswertung der Fragebögen, oft über viele Monate hin. Für die Geduld der Frauen mit mir, für ihre Bereitwilligkeit, selbst intimste Details zu erörtern und für ihre Offenheit bin ich ihnen außerordentlich verpflichtet. Ich habe mich bemüht, mit den mir anvertrauten Fakten so objektiv wie möglich umzugehen. Aber ich habe auch nie ein Hehl daraus gemacht, welche Ansichten ich persönlich vertrete. Daß ich den Versuch unternahm, bei denjenigen, die »es zuließen«, auch therapeutische Gespräche zu führen, mag mir nachgesehen werden. In zahlreichen Fällen waren diese Gespräche erfolgreich. Dafür bin ich dankbar. Es macht mich glücklich.

San Francisco, im Herbst 1990

J.B.